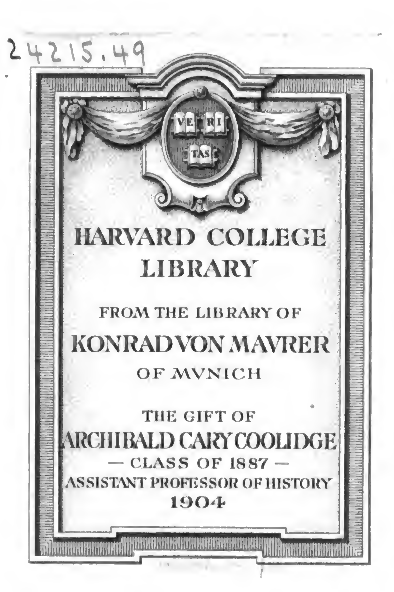
Modernes hexenwesen

Rudolf Kleinpaul


VE RI
TAS
HARVARD COLLEGE
LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
KONRAD VON MAVRER
OF MVNICH
THE GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
— CLASS OF 1887 —
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
1904

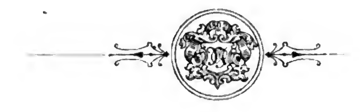
Modernes Hexenwesen.

Spiritistische und antispiritistische Plaudereien

von

Dr. Rudolf Kleinpaul.

Spiritus almus adest:
Medium tenuere beati.



Leipzig
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1900.

Vorwort.

Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, ist eine undankbare. Ich unternehme es, einzelnen abergläubischen Zeitgenossen den Standpunkt klar zu machen, der, gelinde gesagt, ein Standpunkt von Naturvölkern, von Negerstämmen und Samojeden ist — wo doch besagte Zeitgenossen zugleich den Fanatismus des Aberglaubens haben und gar keine Vernunft annehmen, gar nicht mit sich reden lassen, die Mehrzahl der Gebildeten aber auch kein Interesse daran hat, daß man den Dunkelmännern etwas sagt, zwar vom Spiritismus nichts hält, aber auch nicht gern daran tippt, sondern die Sache gehen läßt, wie's Gott gefällt.

Kein Zweifel: mit einem neuen Gespensterbuche, mit einem Haufen frischer, sensationeller Wunder, mit weiteren merkwürdigen Thatsachen würde ich mehr Glück machen als mit einer einschneidenden Kritik und mit einer Aufklärung, die das zu Ende gehende Jahrhundert nicht mehr wünscht, ja, deren bloßen Namen es perhorrescirt.

Die Welt will viel lieber unterhalten als aufgeklärt; sie will betrogen werden. Diese Erfahrung ist so alt.

Das macht ja eben die Force der modernen Occultisten, die aus lauter Betrug zusammengesetzt sind, sei es aus baarem Betrug, sei es aus Mißverständnissen und Selbstbetrug.

Warum kann ich es dann nicht lassen, einmal in das mystische Wespennest zu stechen und mir, ich weiß es, nur Feinde damit zu machen, womöglich alte Freunde vor den Kopf zu stoßen? — Ich habe den ganzen occulten Krämpel satt — ich habe die Hexereien, das Gespensterspielen und die albernen Manifestationen der Spiritisten satt, die das Zeitalter weit über Gebühr beschäftigen und mit ihrer unsäglichen, knallenden Geschmacklosigkeit das Gelächter der Welt

sein müßten — ich habe vor Allem die Naivetät satt, mit der sich diese Zurückgebliebenen als Wissenschaft aufspielen und mit ihren Thatsachen prahlen, als ob da gar nicht mehr anzukommen wäre.

Ich finde es traurig, daß in Deutschland überhaupt noch von Spiritismus gesprochen wird und daß nicht nur Fachzeitschriften existiren, die diese sogenannte Weltanschauung nähren, nein, daß die fliegenden Heiligen und die levitirenden Hexen sogar in die Zukunft aufgenommen werden — in die Zukunft, anstatt in's Mittelalter und in die Vergangenheit.

Wieso ist denn die Hexenzunft jetzt wieder obenauf? Wieso wagt sich denn das Nachtgeflügel wiederum hervor? Wieso führen denn jetzt die Trottel das große Wort, als wären sie eine Macht, und nehmen es sich heraus, an die Redactionen zu schreiben und sich zu beschweren, wenn ihnen eine Aeußerung mißfällt, wenn Einer sagt: das Geisterklopfen sei Unsinn? — Weil ihnen Niemand die Wahrheit sagt.

Aber, mein Gott, besorgen denn das die Antispiritisten nicht? Wozu sind die denn da? — Ach, dazu kaum. Ihre Soireen werden vom Volke kaum als recht antisch aufgefaßt und empfunden. Die Leute, die sich wie Mr. Stuart Cumberland, der eigentlich: Garner heißt, oder wie Herr Dr. Adams-Epstein: Antispiritisten nennen, erklären zwar, nur zehn Finger und einen Kopf zu benöthigen und nur so zu thun, als ob sie zauberten und mediatisirten; sie wenden sich ja auch an gar keine Gläubigen. Aber diese guten Leute vernichten den Spiritismus nicht — sie wetteifern mit ihm und fangen von vorne an. Sie treten von Neuem als Hexenmeister auf, indem sie theils neue Wunder thun, unter denen diesmal das Gedankenlesen obenansteht, theils die alten Kunststücke, zum Beispiel das Tischrücken ihrerseits wiederholen, wobei sie die Erklärung gewöhnlich schuldig bleiben. Sie brauchen auch wie Mr. Cumberland wieder ein Medium, das er sich aus der Gesellschaft auswählt und dessen Gedanken er erräth. Die Folge ist, daß das Publicum durch die antispiritistischen Séancen mehr verwirrt als aufgeklärt und niemals weise wird, weil es aus dem Mysticismus und dem magnetischen Rapporte und der psychischen Strahlung nicht herauskommt; und daß es gar nicht so viel verschlägt, ob die Sitzung spiritistisch oder antispiritistisch gewesen ist. Uebrigens wird auch das Wesen des Spiritismus mit ein Paar Kunststückchen wirklich nicht erschöpft;

das Medium ist von Haus aus gar kein bloßer Taschenspieler, kein Betrüger. Es ist ein Begeisterter, es hat eine Gemeinde wie ein Pfarrer, Gläubige wie ein Prophet und Anhänger wie ein Medizinmann, der mit den Geistern der Abgeschiedenen verkehrt; der Hokuspokus kommt erst hinterher. Der Spiritismus will nicht nachgemacht, er will beobachtet und studiert werden wie eine Geisteskrankheit — dazu könnte Herr Dr. Epstein den guten Kopf brauchen, dessen er sich berühmt; er braucht ihn aber dazu, einen alten Küchentisch zu dressiren, das Davenport'sche Fesselungsexperiment auszuführen und die Durchdringlichkeit des Stoffes zu erweisen, indem er geschlossene Ringe ineinandersteckt. Mit einem Worte: die Antispiritisten thuen mit ihren Vorstellungen dem modernen Hexenwesen keinen Eintrag, sie machen es eher noch populär, tragen es in weitere Kreise hinaus: sie sind keine Gegner, sie sind Schmarotzer des Spiritismus.

Aus demselben Grunde helfen auch die Enthüllungen der professionsmäßigen Taschenspieler nichts, die den Mediumismus als einen gefährlichen Concurrenten aus gutem Grunde hassen. Sie decken viele Kunstgriffe und Ränke der Spiritisten auf, haben in den Compendien der modernen Salonmagie für spiritistische Kunststücke eigene Abtheilungen und schreiben, wie Herr Carl Willmann, Inhaber einer mechanischen Werkstatt für magische Apparate auf der Neuen A-B-C-Straße in Hamburg, lehrreiche und interessante Bücher über die Modernen Wunder, setzen auch den spiritistischen Zeitschriften illustrirte Journale für Zauberei entgegen. Uebrigens sorgen ja die Spiritisten selbst für Belehrung des Publicums, indem sie eigene Kataloge herausgeben, in denen die Requisiten zu spiritistischen Experimenten, die Leuchtfarben, die Carnevalsscheeren und dergleichen verzeichnet sind: einen solchen Katalog führte zum Beispiel bisher Herr Apotheker W. A. Herb in Pulsnitz. Das Alles hebt den Spiritismus noch nicht mit der Wurzel aus, dieweil er ganz anders anzufassen und nur aus der Mythologie und den Tiefen der religiösen Empfindung heraus, im Zusammenhange mit den Erscheinungen des Traumes, der Sinnestäuschungen, der Suggestion und des Hypnotismus zu begreifen und als ein Gradmesser der allgemeinen Cultur und Volksbildung zu betrachten ist. Das heißt, er deutet durch seine bloße Anwesenheit auf eine sehr geringe Cultur und Bildung des Volkes hin. Dazu will es freilich noch mehr als bloße Salonmagie.

Aber die Entlarver, die Erzherzöge stecken es der eingebildeten Secte doch! — Auch diese Art zu kämpfen hat, so merkwürdig es klingt, nicht die gewünschte Wirkung. Das bloße Entlarven, das Wegreißen der Maske zieht nicht, wenigstens nicht lange. Ist es gelungen, einen Schwindler bloßzustellen und ein Medium des Nimbus zu entkleiden, so hat man allerdings den Beweis erbracht, daß dieser Mr. Eglinton und dieser Bastian ein Betrüger, ein Schelm, ein Charlatan ist, das versteht sich. Natürlich wird auch der löbliche Spiritismus damit vorläufig etwas discreditirt; aber durchschlagend ist das Mittel nimmer. Denn das unglückliche Medium wird von seinen Anhängern sofort verleugnet, fallen gelassen und wie König Saul vom Volke Israel verworfen. Es ist ein falscher Prophet, in dem man sich getäuscht hat, der aber die wahre Prophetie nicht ausschließt. Zum Mindesten wird ihm zeitweilig die Mediumschaft abgesprochen, die sich vorher so glänzend bethätigte; die Kraft ist von ihm gewichen wie von einem Fetisch. Der augenblickliche Mißerfolg schadet also der heiligen Sache nichts; im Gegentheil, er dient eher dazu, die Sache in's Licht zu setzen, wie der Ketzer die wahre Lehre. Es bleibt ja nach wie vor die ungeheure Zahl von Thatsachen bestehen, wie Urfels in der Brandung; es bleibt sogar die Möglichkeit übrig, daß sich das Medium unter günstigen Umständen rehabilitire. Deshalb lassen sich die Spiritisten unzählige Mal entlarven, aber niemals einschüchtern, nie todtmachen: sie levitiren wie Korkstöpsel, wie die Hexen im Hexenbad, sie schwimmen immer oben.

Nein, mit dem Spiritismus fertig werden könnte nur ein culturgeschichtlich geschulter Philosoph, der ihm principiell zu Leibe ginge und zeigte, daß er an sich eine Thorheit und schlecht und recht ein Stück Hexenwesen sei, nicht besser als irgend eine schnöde mittelalterliche Praktik, eher noch dümmer. Der den Leuten die grobe Ungeschicklichkeit vorhielte, subjective Gefühle mit objectiven Erfahrungen zu verwechseln. An den elementarsten physiologischen Kenntnissen, an der Einsicht in's Seelenleben fehlt's — bei der einfachsten psychologischen Analyse zerfließt der Spiritismus in sein Nichts, und die großartigen Manifestationen verwandeln sich in ein Schattenspiel, in die dürftige Aufführung eines Traums. Dann sieht man, wie die Thatsachen zu Stande gekommen sind, wie sie haben entstehen müssen und nachgerade entstehen sollen — man thut einen tiefen

Blick in die ganze Werkstatt des menschlichen Geistes und in die Welt selbst hinein. Daneben soll sich einmal die grobe, vorsündfluthliche spiritistische Hypothese halten! — Die Kraft einer Irrlehre ist gebrochen, sobald man die Quelle derselben kennt. Erklärt sie und überwindet sie.

Mir scheint, nach einer solchen Erklärung suchen eben die höher Gebildeten; sie wollen wohl Aufklärung, wenn es nur die rechte ist. Denn ihre Abneigung gegen den Spiritismus und Alles, was mit dem Spiritismus zusammenhängt, entspringt nicht sowohl dem Mangel an Interesse als vielmehr dem unbehaglichen Gefühl, fortwährend von Dingen zu hören, die sie nicht glauben und doch nicht leugnen können. Nichts weniger als Theilnahmlosigkeit: die Beschäftigung mit dem Aberglauben und den Ueberlebseln der Menschheit ist ja Mode; sie hat deshalb so viel Anziehendes, weil die heutige Gesellschaft selbst aus dergleichen Anschauungen herausgewachsen ist. Aberglaube nennen aufgeklärte Zeiten, was vor ihnen heilig war; Aberglaube ist veraltete Wissenschaft. Aberglaube nennen auch gebildete Leute, was den unteren Ständen, Culturvölker, was den Wilden für unumstößliche Wahrheit gilt; und die Durchschnittsbildung findet wieder ihren Meister in noch höher Gebildeten, die sich über sie erheben und, ihrer Zeit vorauseilend, ahnen, was in Jahrtausenden gepredigt werden wird. Ich lebe, sagt Marquis Posa, ein Bürger derer, welche kommen werden. Aberglaube ist etwas Relatives. Nun, unsere Zeit, so sehr sie auch noch am Unsterblichkeitsglauben, an der persönlichen Fortdauer und an der Ahnenverehrung hängt, steht über dem Spiritismus; aber sie weiß es noch nicht, sie ist noch rathlos. Sie braucht einen Philosophen, der sie an das ganz Veraltete, Barocke in der spiritistischen Bewegung erinnerte und sie mit sich selbst versöhnte.

Ein Philosoph könnte am Ende die Spiritisten selbst bekehren, wenn an denen nicht Hopfen und Malz verloren wäre — sintemal der Philosoph nicht geradezu über den Spiritismus abspricht. Er muß ihm eine gewisse subjective Wahrheit, die Wahrheit des Dichters und eine Gewißheit lassen, die mit der allgemeinen Weltgewißheit zwar nicht ganz und gar übereinstimmt, aber auch nicht allzu weit von ihr entfernt ist. Die Spiritisten verstehen das nicht; sie sind krank. Sie haben das Caliber nicht dazu. Naturvölker kennen keine Philosophie. Aber die Sehnsucht darnach ist ihnen angeboren.

Sollte man einen Funken von solcher Philosophie in meinem Buch gewahren; sollte Einer oder der Andere darin des Räthsels Lösung finden und einsehen, daß der Spiritismus ein Mißverständniß, aber ein interessantes Mißverständniß, eine tief in der menschlichen Natur wurzelnde Verstandesverirrung sei; und sollte sich dann das Jahrhundert, das diese Curiosität hervorgebracht und gepflegt hat, noch zuguterletzt besinnen, die Astralleiber und die Paraffinhände zu dem Uebrigen legen und Veranlassung nehmen, über den ganzen Occultismus zur Tagesordnung überzugehn: so würde ich meine Aufgabe nicht für undankbar und die Zeit nicht für verloren halten, die ich auf Künste habe verwenden müssen, die überlebt, abgeschmackt, theilweise verächtlich sind.

Leipzig-Gohlis.

Rudolf Kleinpaul.

Der lappländische Zauberer.

Zwei Ringe — die Brautwerbung des Großfürsten Nikolaus am Berliner Hofe und der Ring der Kaiserin von Rußland — ein anderer Ring, von dem der schwedische Erzbischof erzählt: der Trauring seiner Frau — das Kunststück Peter Lärdals — sein Geist begiebt sich nach Upsala und erscheint der Erzbischöfin — die Aussendung des Doppelgängers wird im hohen Norden schwunghaft betrieben — die Gotenburger Handelszeitung — sind Sie Hellseher? — was von solchen Erzählungen zu halten ist — wie die Novelle allmählich ergänzt und ausgearbeitet wird — man kann es an den Fingern herzählen, wie Alles gekommen ist — leider fehlt bei der Geschichte nur noch das Pünktchen auf dem i — was von dem Kunststück übrig bleibt: ein Rausch, den sich der Lappe durch Einathmung von Dämpfen getrunken hat — Räucherungen, dreifacher Zweck derselben — so ein Dieb ist ungefährlich — wenn er sich aber als Medium sehen ließe — diesmal war das Medium Gott Amor.

Im Sommer 1814, bald nach dem Abschlusse des ersten Pariser Friedens, besuchte der junge russische Großfürst Nikolaus, der dritte Sohn des Kaisers Paul I. und Bruder des damals regierenden Kaisers Alexander I., zu seiner weiteren Ausbildung mehrere Länder Europa's. Bei seiner ausgesprochenen Vorliebe für das Soldatenwesen sollte er namentlich die Schlachtfelder der Napoleonischen Kriege und die Heere der Verbündeten in Frankreich in Augenschein nehmen. Auf seiner Durchreise durch Berlin verweilte er einige Tage am Hofe Friedrich Wilhelm's III. und lernte hier die Prinzessin Marie Charlotte, die älteste Schwester des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. und des nachmaligen Kaisers Wilhelm I. kennen, eine zarte, lilienhafte Schönheit, das Ebenbild ihrer Mutter, der unvergeßlichen Königin Luise, die nicht mehr lebte. Sie zählte sechzehn Jahre. Der Großfürst war achtzehn Jahre alt und schon damals eine hohe, majestätische Erscheinung, ein erzgegossen Mannesbild. Es lag etwas Steinernes in ihm — dieser Mund, über den sich ein dünner Schnurrbart in ordonnanzmäßiger Form hinzog, lächelte nicht, die scharfgeschnittenen Lippen schlossen sich herb und hart, fast ohne Unterbrechung setzte sich die gerade Nase von der steilen Stirne abwärts fort, ein Anzeichen fester und ausschließlicher

Selbstherrlichkeit; das Auge blickte streng, die etwas überhängenden Augenlider gaben ihm etwas Verstecktes, Lauerndes, selbst beim unbefangenen Gespräch. Trotz seiner tadellosen Figur hatte der Prinz bisher bei den Frauen noch kein besonderes Glück gehabt, sich aber auch, verschlossen und ernst, ohne starke Sinnlichkeit, etwas schwerfällig, nicht viel um sie gekümmert. Wenn nicht Alles trog, so war das ein Charakter von schärfster Prägung, eine Herrschernatur, ohne Aufopferungsfähigkeit, ohne hingebendes Vertrauen, ohne sanftere Regungen.

Inzwischen machte die Prinzessin Charlotte, seine gewöhnliche Tischnachbarin, sichtlich Eindruck auf dieses feste Herz. Er war nach Kräften liebenswürdig, er bemühte sich ihr zu gefallen, das lag am Tage; und doch wollte es mit dem Courschneiden nicht vorwärts. Das Gefühl, das er in seiner Brust verschlossen hielt, äußerte sich nicht, das Feuer zündete nicht, man konnte es nur errathen; die Prinzessin aber wollte nichts errathen. Sie schien sein stummes Werben gar nicht zu beachten und an keine Liebe zu denken, nein, an keine Liebe. So war der letzte Abend und die letzte Hoftafel herangekommen, bei der unser Großfürst noch einmal neben seiner angebeteten Prinzessin saß. Jetzt oder nie! — mochte er im Stillen bei sich denken; nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang, der mir so oft den herben Pfeil beflügelt! — Es entspann sich ungefähr folgendes Zwiegespräch.

Ohne weitere Einleitung begann der Russe: Ich reise morgen!

— Das wird Seiner Majestät gewiß recht leid thun, daß Sie Berlin so bald wieder verlassen, erwiderte die Prinzessin verbindlich. Können Eure Kaiserliche Hoheit Ihre Abreise nicht aufschieben?

— Das hängt von Ihnen ab!

— Von mir? Und was kann ich dabei thun?

— Sich meine Huldigungen, meine Seufzer gefallen lassen!

— Weiter nichts?

— Sie müßten mich auch ein wenig in meiner Auffassung bestärken!

— In was denn für einer Auffassung, Kaiserliche Hoheit? — Es wird mir so schwer, mich in die hohe Politik und in die Absichten Rußlands hineinzudenken.

— Prinzessin, meinte Nikolaus treuherzig, indem er gleich in's Zeug ging, ich habe Sie studiert; ich kenne Ihren Charakter, Ihre Neigungen. Ich hoffe, Sie einst glücklich zu machen.

— Bei Tische läßt sich das schwer entscheiden.

— O, es bedarf keiner langen Auseinandersetzung .... gewähren Sie mir nur ein Pfand! Den Ring an Ihrem Finger!

— Aber um Gotteswillen, Prinz, an großer Tafel, wo Aller Augen auf uns gerichtet sind!

— Königliche Hoheit, seien Sie unbesorgt; Niemand wird es bemerken. Wir sind beide so maßvoll, so voller Selbstbeherrschung, daß man keine Ahnung hat, wovon wir reden, und um was für eine gefährliche Uebergabe es sich handelt. Drücken Sie den Ring in ein Stückchen Brot und legen Sie ihn neben Ihr Gedeck; ich werde ihn an mich nehmen wie einen Talisman.

— Es ist auch ein Talisman! Meine Schweizer Gouvernante, Madame Wildermatt, hat mir den Ring vorhin scherzweise angesteckt. Aber ich bringe ihn nicht ab. Nein, er geht nicht wieder ab. Beim besten Willen nicht!

— Versuchen Sie es nur noch einmal, er muß abgehn, Prinzessin!

Sie zog ihn ab; der Ring glitt auf einmal ohne Anstrengung vom Finger. Charlotte betrachtete den Goldreif; dann erröthete und erblaßte sie im Nu. Doch steckte sie ihn in das Brot. Die Augen des Großfürsten blitzten; wie ein Falke bemächtigte er sich des Kleinods. Er betrachtete es gleichfalls von außen und von innen und erstaunte auch. Sie wissen, was in dem Ringe steht?

— Ich las es eben jetzt!

In dem Ringe stand: Kaiserin von Rußland. Es war ein Gnadengeschenk der Kaiserin Elisabeth Alexiewna, der Gemahlin Alexander's I., einer badischen Prinzessin, an ihre Erzieherin, eine andere Wildermatt gewesen. Von dieser hatte die Gouvernante der Prinzessin Marie Charlotte den Ring vor einem Jahre geerbt. Kein Zweifel, daß besagte Gouvernante die Prinzessin mit der Kaiserin von Rußland necken wollte, indem sie ihr den Ring ansteckte.

Drei Jahre später wurde in Sanct Petersburg die Vermählung des Großfürsten mit der Prinzessin von Preußen, die nun: Alexandra Feodorowna hieß, vollzogen. Die Ehe soll in der That sehr glücklich gewesen sein und galt lange Zeit für eine Musterehe; die Gatten lebten nur sich selbst und ihrer Familie, wie schlichte Bürgersleute. Im Jahre 1825, ein Jahrzehnt nach dem eben geschilderten Ereigniß, wurde die preußische Prinzessin wirklich: Kaiserin von Rußland, da der Cäsarewitsch Konstantin, der ältere Bruder des Großfürsten Nikolaus und der zweite Sohn des Kaisers Paul I., auf die Thronfolge Verzicht geleistet hatte. Niemand konnte das voraussehen, denn der Verzicht, der 1822 erfolgte, war geheim und dem Großfürsten Nikolaus selber unbekannt geblieben, so daß der letztere, auf die Kunde vom Tode des Zaren Alexander, seinem Bruder Konstantin, dem Cäsarewitsch, allen Ernstes mit den Garden den Huldigungseid leisten wollte. Es fehlt freilich nicht an Stimmen, die behaupten, daß Nikolaus mit der Huldigung nur Komödie gespielt und sich nur aus Furcht vor dem Militär (das an dem

Cäsarewitsch hing) geziert habe, die Krone anzunehmen, wie er es drei volle Wochen lang that. Sollte er die Eventualität, einst Rußland zu beherrschen, bereits im Jahre 1814 bei seiner Verlobung in's Auge gefaßt haben? — Man will auch wissen, daß die Erhebung des jungen Nikolaus und die Uebergehung Konstantin's schon damals beschlossene Sache gewesen sei, und daß der fromme, gutevangelische König Friedrich Wilhelm III.' ohne das seinen Consens zu einer Heirath nach Rußland nicht würde gegeben haben.

Wie dem auch sei: das war einer der Ringe, an denen ein Segen hängt. Ein Goldreif, wie ihn einst Siegfried Brunhilden als Morgengabe schenkte, unermeßlich reich und mächtig und Reichthum und Macht verleihend. Er verlieh den Brautleuten, so scheint es wenigstens, das große weite Russische Reich. Aber mit solchen Talismanen kann man nicht vorsichtig genug umgehen; man muß wohl aufpassen, daß sie nicht in unrechte Hände und an Intriguanten kommen, denen sie nicht gegönnt sind — die Racker lauern ja nur darauf, daß man sie einmal ablegt. Unsichtbare Feinde umschwirren den Glücklichen und suchen ihm das Unterpfand seines Glückes zu entwenden, den Zauber an sich zu reißen, den Großfürsten um den Zarenthron zu prellen — das sind die schlimmen Geister, die von den bösen Engeln stammen und deren Name Legion ist. Seine Gewalt und Weisheit, sein Königreich verdankte König Salomo einem Ringe — kaum daß er ihn einmal abgezogen und seiner Freundin Amina aufzuheben gegeben hat, weil er seine Nothdurft verrichten will, so erscheint auch schon der Satanas Asmodi, der Favoritin den kostbaren Siegelring in Gestalt des Salomo abzulisten und der ganzen Herrlichkeit ein Ende zu machen, den weisen Mann in unabsehbare Verlegenheit zu bringen. Den besten Seelen ist nicht zu trauen — hat nicht sogar einmal der heilige Apostel und Evangelist Johannes dem frommen angelsächsischen König Eduard dem Bekenner, seinem treuesten Anhänger, einen Ring in der falschen Gestalt eines Bettlers abgenommen und hernach wieder zugestellt, aber mit dem grausamen Bedeuten, daß er sich auf seinen Tod gefaßt machen solle? — Man muß sich durchaus vergewissern, ob die Person sicher ist, der man einen Talisman einhändigt, ob es nicht etwa ein Dämon oder ein Evangelist ist. Außerdem aber haben nach der Lehre des modernen Spiritismus, des in's Innere dieser Welt gedrungenen und ihre tiefen Geheimnisse enthüllenden Spiritismus, alle Zauberer, Hexen und Medien die unangenehme Gewohnheit, einen Astralleib abzusondern und einen Doppelgänger auszusenden und sich ungebeten in's Spiel zu mischen, sodaß man auch vor den neuen Gespenstern auf der Hut sein muß, die sich fort und fort, wo es den Mystikern gerade einfällt, bilden können —

schelmisch wie sie sind, werden sie auch den in ein Stückchen Brot gedrückten Ring entdecken und ihn vielleicht schnell wegraffen, dem Bräutigam sein Glück vor der Nase wegfischen, daß er am Ende nur das Nachsehen hat, wenn er auch wie ein Falke dahinter her ist. Mit den Doppelgängern nimmt es selbst ein Nikolaus nicht auf; sie besitzen eine verfluchte Fixigkeit und entwickeln wie die Preußen eine affenähnliche Beweglichkeit, was ja kein Wunder ist, da sie doch die Affen der Menschheit sind. Eben in dem weiten Reiche, das dieser Nikolaus einst beherrschen soll, giebt es solche Leute, die wie die Hexen fahren und einem in's Gehege kommen, man weiß nicht wie.

Versetzen wir uns noch einmal an den königlichen Hof in Berlin, dreißig Jahre überspringend! — Da ist jetzt Friedrich Wilhelm IV., der Bruder der Zariza Alexandra König; er sitzt abermals in seinem Schlosse an der Schloßfreiheit bei der Abendtafel, und es sind abermals Gäste aus dem hohen Norden da, nicht Russen, sondern Schweden. Der hochwürdige Herr Erzbischof von Upsala, der Primas des Reichs, ein evangelisch-lutherischer, in Folge dessen auch verheiratheter Kirchenfürst reist jetzt in Deutschland; er hat sich auch am preußischen Hofe vorstellen lassen und ist nebst seinem Gefolge von dem König, der sich für Alles lebhaft interessirt, zur Tafel gezogen worden. Und er erzählt Seiner Majestät eben eine wundersame Historie von einem Ringe, den er einst mit seiner eigenen Braut bei der Trauung gewechselt hat und der dann seiner Gemahlin auf mysteriöse Weise abhanden gekommen ist. Ein Geist, ein lappländischer Zauberer oder dessen anderes Selbst hat ihn seiner Frau in Upsala vor der Nase wegstibitzt, just von einem Tische stibitzt, auf dem er gerade lag, und ihn seinerseits versteckt, aber nicht heimlich im Brote, sondern unheimlich unter den Kohlen im Kohlenkasten. Seltsame Führungen, Majestät, höchst seltsam! Selbsterlebt, selbsterlebt! Es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden! — Der geistliche Herr war nämlich vor einigen Jahren im Auftrage seiner Regierung mit einem Arzte und einem Verwaltungsbeamten in den schwedischen Lappmarken gewesen. Zweck der Reise? — Den Aberglauben zu studieren, der dort noch im Schwange ging — ihn zu studieren, zu bekämpfen, auszurotten. Veni, vidi, vici! — Ich fühlte mich als Apostel; ich war ein neuer Ansgarius; ich legte die Axt den Bäumen an die Wurzel. Früher gingen die Schweden und die Norweger nach Lappland, um die Finnekunst zu erlernen; ich haßte die Finnekunst. Gott verbot sie in seinem Worte; er setzte in seiner Offenbarung den Zauberkünsten die wahren Wunder entgegen. Daß nicht in Israel gefunden werde ein Zauberer oder einer, der die Todten frage; denn wer solches thut, der ist dem Herrn ein Greuel. Majestät! Es mußte ein Ende haben mit dem Greuel.

In dieser löblichen Absicht hatte sich also der Erzbischof Axel in die schwedischen Lappmarken begeben und sich just in der Höhle des Löwen einquartiert. Das heißt, er nahm die Gastfreundschaft eines angesehenen Rennthier- oder Berglappen in Anspruch, der für reich, sehr reich, aber auch für einen Hexenmeister galt. Er hatte eine Rennthierheerde von 500 Stück; aber er stand auch in dem Rufe, das Zauberlied zu singen, die Zaubertrommel und die Messingringe mit dem Hammer von Rennthierhorn zu rühren, die ledernen Zaubertaschen bei den Götzenbildern in Höhlen zu verwahren und giftige Würmer und Käfer, die sogenannten Gane in die Welt zu schicken, damit sie die Welt verdürben; in dem Rufe, Schiffe zu bannen, den Wind zu fesseln und die sogenannten Windknoten an die Schiffer zu verkaufen. Namentlich rühmte man den Zauberschlaf Peter Lärdal's — Lärdal, der Gelehrte, altnordisch: Laerdr, hieß der Mann; im Schlafe konnte er in's Verborgene sehen, wahrsagen und mit seinem Astralleibe die weite Welt umschweifen.

Gar bald sollte Peter Lärdal Gelegenheit haben, seinen Gästen eine Probe von der letzteren Kunst zu geben und jene willkürliche Trennung der Seele vorzunehmen, die man in Ostindien: Majavi-Rupa nennt (Mâjâ, Trug, Täuschung; Rûpa, Gestalt, Schatten, also etwa soviel wie Trugbild). Es war Anfang der vierziger Jahre Vormittags, an einem 28. Mai gewesen, sie hatten eben beim Frühstücke gesessen und dem geräucherten Lachse und der Rennthiermilch und den eingemachten Johannisbeeren weidlich zugesprochen, als die Rede wieder auf das lappländische Zauberwesen kam und der Erzbischof Gelegenheit nahm, eine seiner gewöhnlichen Tiraden gegen den heidnischen Aberglauben, das sündliche Gebahren, die Tollheit, das Blendwerk loszulassen. Aber diesmal hatte er seinen Mann gefunden. Peter Lärdal fühlte sich bei seiner Ehre angegriffen; Peter Lärdal wollte ihm dienen. Man mochte doch erst einmal sehen, was er konnte! — Der Zauberer erbot sich, auf der Stelle vor den Augen der Schweden aus der Haut zu fahren, an einen beliebigen Ort zu fliegen, den man ihm bestimmen sollte, nach dem Monde, wenn's verlangt ward. Er wollte abstreichen wie ein Habicht, das Terrain erkunden wie ein isländischer Falke und zurücksein wie eine Brieftaube. Alles im Geiste natürlich, im Geiste, im Geiste, mit der Seele, die das Haus des Körpers verlassen müsse. Er werde entschlafen und entschweben; wenn er aufwache, werde er ihnen Alles sagen, was sie wissen wollten, und Beweise für die pünktliche Ausführung des ertheilten Auftrags liefern. Man dürfe ihn aber ja nicht wecken.

Der Vorschlag wurde nicht ohne schwere Bedenken von Seiten des Geistlichen Amtes angenommen; hieß das nicht Gott versuchen? —

Endlich siegte jedoch der Gerechtigkeitssinn der Gäste, der heimliche Wunsch, den Charlatan zu entlarven, und nebenbei die Neugier, das natürliche Erbtheil aller Evaskinder. Peter Lärdal wurde also gebeten, sich unverzüglich über den Bottnischen Meerbusen nach Upsala zu begeben, sich in den Palast des Erzbischofs zu verfügen und ein wenig herumzuspioniren, dem Erzbischof etwas von seiner Frau Gemahlin zu erzählen. Sehr wohl, meine Herren, gönnen Sie mir nur eine Viertelstunde Zeit zu meinen Vorbereitungen.

Nach Ablauf dieser Frist erschien der Zauberer wieder mit einer Räucherpfanne, die er wie ein Chorknabe hin und her schwang; in dem Rauchfasse glühten Kohlen. Damit setzte er sich in einen Lehnstuhl, warf Wachholderbeeren, getrocknete Schwämme, schwarzes Bilsenkraut, Blätter und Samen von Stechapfel und andere Droguen in die Gluth, beugte sich darüber und athmete die aufsteigenden Dämpfe ein. Alsbald entfärbte sich sein gelbbraunes Gesicht, er ward leichenblaß und verfiel in Schüttelkrämpfe und in Starrsucht. Er sank in die Kissen zurück wie sterbend. Er glich einem Todten.

So sehr glich er einem Todten, daß der Läkare, der schwedische Arzt, der eine Vergiftung fürchtete, partout eingreifen wollte und nur durch die Vorstellungen des Erzbischofs zu bewegen war, von seinen Bemühungen abzustehen. Der Zauberer hatte doch recht inständig gebeten, ja keine Wiederbelebungsversuche zu machen und ihn nicht anzurühren, was auch erfolgen möge. Diese Vorsicht ist Regel: immer wird der Patient während seines Zauberschlafes auf das sorgfältigste überwacht, daß ihm kein lebendes Wesen zu nahe komme und sich keine Fliege, keine Mücke auf ihn setze; daß ihn nichts anwehe als die Aura. Sonst muß er, heißt es, wirklich sterben.

Eine volle Stunde blieb also Peter Lärdal ungestört und unbeweglich, gleichsam entseelt in seinem Lehnstuhl liegen; er hatte vorausgesagt, daß sein Zustand eine Stunde dauern werde. Nach einer endlosen, von den Zuschauern in athemloser Spannung abgewarteten Stunde begann er sich wiederum zu regen, seine Brust hob sich und er holte aufseufzend wieder Athem, das Gesicht bekam seine gelbe Farbe wieder, das entflohene Leben schien langsam zurückzukehren. Endlich schlug er die Augen auf und sagte gähnend, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend, zum Erzbischof: Guten Morgen! Ihre Frau ist in diesem Augenblicke in der Küche.

Potztausend, versetzte der Arzt spöttisch, das merkwürdige Resultat! Das hätte ich sagen wollen, ohne hinzufahren, daß die Erzbischöfin um diese Stunde das Essen kocht. Aber ohne ihn einer Antwort zu würdigen, beschrieb Peter Lärdal dem Erzbischof seine Wohnung in Upsala,

die mächtige Esche, die davor stand, die Blumentöpfe und die weißen Gardinen an den Fenstern, hierauf das Haus und die Küche mit der gesammten Einrichtung, darunter Dinge, die der Mann sein Lebtag nicht gesehen haben konnte. Endlich fügte er hinzu: Ich muß Ihnen noch etwas sagen. Als Ihre Frau die Grütze bereitete, zog sie ihren Fingerring ab und legte ihn für eine Weile beiseite auf den Heerd. Zum Beweise nun, daß ich wirklich im Episkopate war, nahm ich den Ring und versteckte ihn unten im Kohlenkasten.

Der Erzbischof schrieb sofort nach Hause und fragte seine Gattin, ob sie sich besinnen könne, was sie am 28. Mai, Vormittags gegen 11 Uhr vorgenommen habe. Er bat sie, ihr Gedächtniß recht zu prüfen und ihm Alles, Alles haarklein zu berichten. Bei den mangelhaften Postverbindungen vergingen an vierzehn Tage, bis die Antwort eintraf. Aber wie erstaunte der Mann Gottes, als er ungefähr Folgendes las: — Deine Hauptfrage zu beantworten, lieber Axel, so bin ich um diese Zeit in der Küche gewesen und habe Grütze auf russische Art in Kohlblättern gebacken, wie Du sie gern ißt. Das wird mir deshalb unvergeßlich bleiben, weil ich, denke Dir nur, an diesem Tage und um diese Stunde meinen Trauring verloren habe. Ich hatte ihn nur einen Augenblick abgezogen und vor mich hin auf den Heerd gelegt, und seitdem ist er verschwunden, ohne daß ich ihn bis jetzt hätte wiederfinden können. Du kannst Dir vorstellen, wie unglücklich mich das macht! — Aber ich weiß schon, wer ihn hat, ob ich gleich wiederum nicht begreife, wie das zugegangen ist. Eben um diese Zeit, lieber Axel, stand auf einmal ein fremder Mann neben mir in der Küche. Nach Tracht und Physiognomie zu urtheilen, ein Bewohner unserer Lappmarken, wie man sie hier zuweilen sieht und wie Du sie mir beschreibst. Aber wie ist dieses Individuum zum Hause herein und bis in die Küche gekommen? Gott weiß es; ich redete den Mann an und fragte ihn, was er wolle, aber er machte sich aus dem Staube, ohne ein Wort zu sagen. Es war ein unheimlicher Geselle. Der hat mir den Ring gestohlen! Es kann gar nicht anders sein! Nimm Dich nur ja recht in Acht vor diesen gottlosen Heiden, daß sie Dir nichts anthun! Inzwischen bin ich Deine tiefbetrübte, bis in den Tod getreue Karin.

Das war die Anekdote, die jetzt in Berlin an der Hoftafel vorgetragen wurde. Unser Erzbischof machte, als er mit seiner Erzählung zu Ende war, ein höchst bedenkliches, geistreiches Gesicht, doch enthielt er sich vorläufig jedweden Commentars. Er erwähnte nur noch, der Ring sei thatsächlich später in seiner Küche im Kohlenkasten gefunden worden. Die Geschichte, die den Berliner Hof mächtig interessirte und

an das Fernsehen des Herrn von Swedenborg, an viele ähnliche Figuren gerade aus dem hohen Norden erinnerte, ist wie gewöhnlich viel herumgekommen und von Mund zu Mund gewandert. König Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, hat sie alsbald dem General Leopold von Gerlach, seinem Generaladjutanten und Vertrauten, dem einflußreichsten Mitgliede der sogenannten Camarilla, mitgetheilt. Von diesem hatte sie wieder Franz Wallner, der Director des Königsstädter Vaudevilletheaters in Berlin, der sie in den Rückblicken auf seine theatralische Laufbahn (Berlin 1864) verwerthete; dem Letzteren erzählt sie wieder Carl Kiesewetter in seinen Geheimwissenschaften (zweite Auflage, Leipzig 1894) auf S. 590 ff. nach, und so gilt sie bei den Mystikern für ein gut beglaubigtes Beispiel von der Aussendung des Astralkörpers, wie sie bei den Lappen und bei den Schweden selber gewöhnlich sei. Der Spiritismus macht sich mit seinen Thatsachen lächerlich; er wird den Begriff Thatsache noch ganz in Mißcredit bringen, wie die Londoner Truth die Wahrheit. Sein Haupttrumpf ist eben immer noch Swedenborg und daß dieser am 29. September 1759 in Gotenburg die Feuersbrunst gesehen und seinen Freunden beschrieben haben soll, die an diesem Datum in Stockholm, im Södermalm wüthete und die ganze Südvorstadt in Asche legte, eben in dem Augenblicke, wo es brannte, ganz als wäre er wirklich dabei und nicht Hunderte von Kilometern weit entfernt. Bei dieser berühmten Thatsache stimmt nicht einmal die Jahreszahl: Kant, der den Fall in einem Briefe an Charlotte von Knobloch erwähnt, giebt 1756 an, Kiesewetter in seiner Geschichte des neueren Occultismus, Seite 280, behauptet, die richtige Jahreszahl sei 1759; in der Chronik von Stockholm liest man weder 1756, noch 1759 etwas von einem Brande, nur daß die Stadt in Folge ihrer mittelalterlichen Holzarchitektur überhaupt sehr häufig von großen Feuersbrünsten heimgesucht worden sei. Aber es ist bewundernswerth, was die schwedischen Spiritisten, auch abgesehen von ihrem Swedenborg, für erdrückendes Material gerade aus ihrer skandinavischen Heimath zusammenbringen. Schweden ist das Vaterland der Seher; Schweden hat das erste Gesicht, Schottland nur das zweite. Jedermann sieht in Schweden, der Bauer, der nicht lesen und schreiben kann, und der Professor der Culturgeschichte an der Universität zu Stockholm. Da ist ein alter, achtzigjähriger Bauer im nördlichen Schonen, in der Nähe von Söderasen, der hat am 3. September 1898, am Sonnabend Nachmittag, die Ermordung der Kaiserin Elisabeth vorausgesagt. Er stand vor seinem Hause, im Gespräche mit den Nachbarn; plötzlich schwieg er, starrte gen Himmel und gab auf nichts mehr Antwort. Nach Verlauf von einigen Minuten erwachte er, athmete tief auf und rief: Wie

häßlich! — Und als man wissen wollte, was denn so häßlich sei, sprach er prophetisch: Heute über acht Tage werden wir vom Süden Neues erfahren; es wird dort eine Frau erdolcht werden. Warum ist das nicht gleich in die Gotenburger Handelszeitung gekommen? Warum mußte es die Welt erst acht Tage nach dem Genfer Attentat erfahren? — Der Alte hat auch vorausgesagt, daß noch vor Ende des Jahres einer der Mächtigen dieser Erde mit einem furchtbaren Knall ermordet werden wird. So hätte man's machen müssen; die Prophezeihung muß vorher kommen, darnach heißt sie. Die Gotenburger Handelszeitung pflegt sich doch sonst in dieser Beziehung durch eine prompte Berichterstattung auszuzeichnen. Ihre Redacteure sind selbst fernsichtig. Victor Rydberg gehörte der Redaction an; er ist jetzt Professor der Culturgeschichte in Stockholm. Nun, Victor Rydberg hat neuerdings von Lysekil aus gesehen, was seinen Freunden in Bjurslätt bei Gotenburg passirte. Der Herausgeber heißt Hedlund — Hedlund hatte einmal eine schwere Krankheit überstanden. Plötzlich verfiel er, wie der obgedachte Bauer, in ein Sinnen, hierauf in eine Schwermuth, endlich in einen Schlaf. Und dann erzählte er den Umstehenden ganz genau, was seiner eben in Italien reisenden Tochter zugestoßen war. Sie hatte ein Glas Limonade getrunken und dabei ihr Portemonnaie verloren.

Seitdem ist die Gotenburger Handels- und Schifffahrtszeitung, Göteborgs Handels- och Sjöfarts-Tidning, ein Sprachrohr für die Propheten und Fernseher der ganzen Welt geworden. Am 3. August 1897 traf in Gotenburg ein aus Germania, Jowa U. S. A., den 2. August, datirtes Telegramm ein, welches an Oskar Dickson adressirt und: Ole Bracke unterzeichnet war. Es hatte folgenden Wortlaut: Andree moving south westward near longitude ten west towards Edam land. Zuerst glaubte man, hier müsse eine Mystification vorliegen; es erwies sich aber bald, das betreffende Telegramm sei wirklich von Germania expedirt worden. Der König interessirte sich lebhaft für die Angelegenheit und ersuchte den Empfänger, weitere Schritte zu thun, um möglicher Weise nähere Auskünfte zu erlangen; Dickson telegraphirte sofort an den unbekannten Ole Bracke und bat ihn, Näheres mitzutheilen. Die Antwort Ole Bracke's ließ nicht lange auf sich warten und lautete: Andree makes for safety seeking whalers, er sucht Walfischfänger. Ole Bracke existirte somit. Die Redaction der Handelstidning telegraphirte nun am 14. August wie folgt an den Unbekannten: Our readers your telegram Dickson anxious learn how you know Andree's actual position; please cable us explanation and write confirmation. Are you a seer? Sind Sie Hellseher? — Am folgenden Tage traf folgende Antwort ein: Yes. Consider my former cables Oscar Dickson indicative Andree's situation.

Die Redaction sandte noch folgendes Telegramm an Ole Bracke ab: Does Andree require assistance or is he in safety and where? — und erhielt die Antwort: Assistance wanted Andree. Search coast Edam land. Edams Land ist nur auf den größeren Polarkarten verzeichnet; es liegt auf der Nordostküste Grönlands unter 77° n. Br. und 20° w. L.

Es ist doch jammerschade, daß die Handelszeitung nicht gleich einen Vertreter nach Edams Land geschickt hat und daß sie den kühnen Luftschiffer trotzdem und alledem an der Nordostküste Grönlands verkommen läßt — wie glänzend hätte sich das Zweite Gesicht des Alten von Germania bestätigt! — Wer weiß denn, ob dem Amerikaner der arme Andree nicht selbst erschienen ist, wie das in den nordischen Gewässern, wenn Noth an Mann geht, so häufig vorkommt? — Ein Schotte segelt über den Atlantischen Ocean, in der Richtung nach Canada; Bestimmung: Saint John. Plötzlich trifft er in der Cajüte einen Unbekannten, der die Worte mit Kreide auf den Tisch schreibt: Keep to North-North-West! Steuert nach Nordwesten! — Der Capitän ändert den Kurs und stößt alsbald auf ein nach Quebec bestimmtes Schiff, das im Eise festsitzt. Es ist in äußerster Noth; lange hätte es nicht mehr widerstanden. Unter den Passagieren bemerkt unser Capitän das Individuum, das heute Mittag auf seinem Schiffe in der Cajüte war, das ihm die obige Weisung überbrachte und das um diese Zeit, heißt es, schlafend in seiner Koje lag. Es hatte seinen Doppelgänger ausgesendet, das war die Lösung des Räthsels.

Alle dergleichen Erzählungen sind mit großer Vorsicht aufzunehmen; sie stammen durchgängig aus sehr trüber Quelle, vom Hörensagen. Sie entstehen langsam und nach und nach, werden in der Regel nachträglich erfunden und bei ihrer allmählichen Verbreitung stufenweise vervollkommnet, ausgearbeitet wie ein Kunstwerk, ausgeschmückt und ergänzt wie eine spannende Novelle. Was aber die sensationelle Leistung des lappländischen Zauberers anbetrifft, so kann man sich nur wundern, daß die Novelle nicht ganz fertig ist, und daß noch der letzte Zug an der Geschichte fehlt. Das Pünktchen auf dem i, hochwürdiger Herr! — Peter Lärdal hätte offenbar den Ring selbst mitbringen und dem Erzbischof vorweisen müssen, anstatt ihn in Upsala zu belassen und ganz und gar unzweckmäßig in den Kohlenkasten zu versenken, in den er von selbst fallen konnte, das wäre etwas Erstaunliches gewesen! Ein wahrer Triumph der Doppelgängerei! — Thatsächlich pflegen sich sonst die Lappen dieses unwiderleglichen Argumentes zu vermessen und so etwas wie ein Messer, einen kleinen Schmuckgegenstand, irgend ein Wahrzeichen von ihren Ausfahrten mitzubringen, damit sich männiglich überzeuge und die Hände über dem Kopf zusammenschlage — selbst einen Ring,

jawohl, selbst einen Ring, man lese nur die Historia Danica des Saxo Grammaticus, die um 1185 geschrieben worden ist und die auch schon von solchen Kunststücken erzählt, beiläufig bemerkt, auch die Geschichte des Prinzen Hamlet enthält; nur nicht gerade einen goldenen Trauring, bei dem die Controlle leicht und ein Betrug ausgeschlossen ist.

Freilich, das hätte noch gefehlt; so durchschaut man den ganzen Hergang ohne besonderen Scharfsinn. Man kann es ja an den Fingern herzählen, wie Alles gekommen ist. Was der Capländer wirklich zum Besten gegeben hat, war eigentlich nur ein Rausch und das dem Beobachter allein zugängliche Schauspiel der Betäubung, ein Schauspiel, wie es die Kranken, die operirt werden sollen, dem Arzte in der Chloroformnarkose geben, aber am Ende jeder Opiumraucher, jeder Hanfesser, ja, jeder Betrunkene gewährt. Der Zauberer hat sich einen Rausch getrunken, indem er die narkotischen Dämpfe eingeathmet hat, die aus seinem Weihrauchfasse aufstiegen — auch den Rauch trinkt man, die Türken trinken tagtäglich ihren Tabak, was um so zutreffender ist, als sie den Rauch verschlucken. Der Rauch ist ein gar wichtiges Zaubermittel! — Er darf bei keiner priesterlichen Handlung, keinem Orakel, keiner Todtenbeschwörung fehlen. Räucherungen spielen bei allen Schamanen und Medicinmännern eine Rolle — abgesehen von dem eigentlichen Rauchopfer, der langsamen Verbrennung wohlriechender Harze beim Gottesdienste, haben sie einen dreifachen Zweck. Zunächst sollen sie die bösen Geister vertreiben, denen der Rauch in die Augen beißt. Dazu werden besonders Schwefeldämpfe genommen, weil diese blau, erstickend und stechend sind; Odysseus schwefelt das Haus, nachdem er die nichtsnutzige Schwefelbande der Penelopefreier todtgemacht hat. Der Ausdruck Schwefelbande ist ja eben davon hergenommen, daß die Gefangenen bei ihrer Einlieferung in den Gefängnissen ausgeschwefelt werden. Auch gewisse Bestandtheile des thierischen Körpers, alle Eiweißkörper enthalten Schwefel, daher sich Schwefelwasserstoff bildet, wenn sie in Fäulniß übergehen: deshalb muß jung Tobias mit einer Hechtleber räuchern, um den Asmodi zu vertreiben. Die sogenannte Fumigation, ein längst verlassenes Heilverfahren, darin bestehend, die Kranken, beziehentlich die Extremitäten in Rauch zu baden, beruhte eben auf dem Wahne, die Krankheitsdämonen durch den unerträglichen Rauch zu bannen und wie Dachse auszuräuchern; noch heute werden in den sogenannten Rauchnächten von den österreichischen Bauern die Wohnungen und die Ställe mit Rauch behandelt. Zweitens sollen die aufwirbelnden Rauchwolken, die ziehen und wallen, als ob sie Leben hätten, sich auflösen und verschwimmen, eine Gestalt annehmen und wiederum verschwimmen, den Gläubigen die Geister selbst abbilden, die sie zu sehen wünschen und

von denen sie so einfältige, bemitleidenswerthe Vorstellungen haben. Längst ehe man die Zauberlaterne zu Hülfe nahm, vermittelst eines Hohlspiegels Nebelbilder auf die Wand warf und bei dem gespenstischen Lichte einer Spirituslampe, einem Lichte, das man durch Zusatz einer concentrirten Kochsalzlösung noch gespenstischer machte, Geister erscheinen ließ, hat man die schwankenden Gestalten mit Feuerflammen und Dämpfen nachgeahmt — warum nicht, wenn das Volk Israel den Jehovah selbst in einer Wolken- und Feuersäule gegenwärtig dachte? — Im 16. Jahrhundert gab es eine Todtenbeschwörung im römischen Kolosseum: ein sicilianischer Geistlicher nahm sie vor, Benvenuto Cellini war dabei. Dabei wurde fortwährend mit schwarzem Mohn, Asa fötida und Benzoë geräuchert: es erschienen Legionen Geister, die dem Abate Rede und Antwort standen. Zu dem Ende nimmt man gewöhnlich narkotische Substanzen, die mit weißlichem Dampfe verbrennen und zugleich das Gute haben, die Zuschauer zu betäuben, das Gehirn zur Aufnahme der hohen Offenbarung zu disponiren. Der Leipziger Wundermann und Freimaurer Johann Georg Schrepfer, der sich am 8. Oktober 1774 im Rosenthal erschoß, vergaß niemals, wenn er Geister erscheinen lassen wollte, das Zimmer zu durchräuchern, was in der Wirkung den berauschenden Getränken gleichkam, die er außerdem administrirte. Nun hatte er aber auch die Freude, den Grafen von Hohenthal mit komischem Eifer für die Wirklichkeit der Erscheinungen eintreten und den Kammerherrn von Heynitz ganz außer sich zu sehen. Diese narkotischen Dämpfe aber brauchen die Zauberer auch für sich selbst, wenn sie spiritistisch das Weite suchen, und das ist der dritte Zweck, den sie mit ihren magischen Räucherungen verfolgen. Der Fall Peter Lärdal's.

Er will eine Phantasiereise unternehmen. Die Türken rauchen Opium, die Araber Haschisch und versetzen sich durch diese Präparate in's Paradies; es ist bekannt, daß das Haschischrauchen die Secte der Assassinen gebildet hat, die in ihrem Haschischrausche gen Himmel zu fahren glaubten. Nicht daß man die Jünglinge während ihrer Betäubung wirklich in ein Paradies, einen reellen Lustgarten gebracht und nach einigen Tagen auf dieselbe Weise wieder zurückbefördert hätte — diese thatsächliche Entrückung, die allerdings im Orient vorgenommen wird, vergleiche das Märchen vom Schlafenden und Wachenden in Tausendundeine Nacht, wo der Haschisch: Bhang heißt, hat die Sage mißverständlich daraus gemacht; sie war gar nicht nöthig. Der indische Hanf bewirkt eben schon an sich die himmlische Seligkeit und dazu die Vorstellung des Fliegens; und dasselbe thuen mehr oder weniger alle narkotischen Dünste und Gase, sogar die natürlichen Erdgase. Die Pythia brachte die Luft, die aus dem Erdspalt in Delphi aufstieg, in Ekstase,

wenn sie auf dem Dreifuß saß und durch Fasten, einen Trunk aus der Quelle Kassotis und das Kauen von Lorbeerblättern vorbereitet war; die Sibylle von Cumä mochten die Mofetten rasend machen, die der vulkanische Boden von Neapel aushaucht. Aether, Benzin wird als Berauschungsmittel gemißbraucht; Lorbeeröl auch von den Lappen und den Samojeden angewandt. Wir selber rauchen ja Tabak, um das Nervensystem wohlthuend anzuregen und uns in eine Art angenehmen Rausches, eine vorübergehende Betäubung zu versetzen — so oft wir ein Glas Champagner trinken und eine Havannacigarre rauchen, wird unsere Seele durch eine leichte Narkose flügge wie die des sterbenden Sokrates: froh des neuen ungewohnten Schwebens fliegt sie aufwärts, und des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt. Die Mutter des amerikanischen Spiritisten Davis, eine sensitive und mit dem Zweiten Gesichte begabte Frau, war, wie er selbst verschiedene Mal hervorhebt, eine leidenschaftliche Raucherin, sein Vater ein Gewohnheitstrinker: so entsteht der Spiritismus, dessen Vater der Schnaps und dessen Mutter die Tabakspfeife ist. Wir trinken gleichsam Lethe mit unserem Rauch; denn auch das Nikotin, der wirksamste Bestandtheil der Tabaksblätter, gehört zu den narkotisch-scharfen Giften. Wir fahren wie die Assassinen in's Paradies — ach! Es braucht nicht immer das Paradies zu sein, wohin der Trunkene entführt wird. Sondern er gelangt überall dahin, wonach ihm gerade der Sinn steht. Ist er ein junger heißblütiger Mohammedaner, natürlich zu den Huris. Wenn es aber der Herr Erzbischof befiehlt, für diesmal zur Erzbischöfin.

Das war das große Kunststück: eine freiwillige und systematische Narkose. Wer kennte den Zustand nicht, auch wenn er niemals den Dreifuß bestiegen hätte? — Die Welt scheint dem Einathmenden zu vergehen, die Sinne schwinden, die Gedächtnißbilder verschwimmen ihm, der Kopf ist ihm benebelt — er fängt an irre zu reden, er hört eintönige, klopfende Geräusche, er sieht kleine, lebhafte, schwarze Thiere, es kribbelt und wibbelt um ihn herum, es überläuft ihn wie weiße Mäuse. Auf einmal wird er selig, das Hochzeitsfest der Einbildungskraft beginnt, ein Fest, bei dem sich die Vorstellungen jagen, die Gedanken wie Frühlingsschauer strömen, das Herz pocht, alle Pulse schlagen und die Augen funkeln. Gewaltig, dem Adler gleich steigt der Davis in die Höhe — plötzlich wird er von einem Wirbelsturm erfaßt und schießt pfeilschnell durch die Luft, über prachtvolle, tropische Gegenden — eitel Paradiese, die blühenden Fluren der Zeit sind vor ihm ausgebreitet, er vernimmt himmlische Klänge und schwelgt in ewigen Gefühlen. Die Phantasien wechseln natürlich je nach Anlage und Temperament; das Fliegen, das Fahren, wie wir jetzt lieber sagen: das Reisen ist eine Vorstellung, die

fast immer wiederkehrt und zumal bei der Stechapfelvergiftung so gut wie niemals fehlt. Zudem wird sie durch den Anblick der fremden Gegenden von selbst hervorgerufen. Endlich legt sich der Tumult, und es folgt nun die Betäubung, die eigentliche Narkose, die einem Tode gleicht.

Jetzt schläft der eben noch so unruhige Träumer, er schläft fest und tief, ohne Bewußtsein und Empfindung. Wie es die Edda in einem berühmten Bilde ausdrückt: der Reiher der Vergessenheit rauscht über das Bankett hin und stiehlt den Männern die Besinnung.*) In unserer Zeit, wo die betäubenden Mittel als Anästhetika bei chirurgischen Operationen angewendet werden, hält man, wenn die Periode der Aufregung vorüber und die Lähmung aller willkürlichen und reflectorischen Muskelbewegungen eingetreten ist, die Zeit zum Operiren für gekommen. Dem schwedischen Arzte waren solche Erscheinungen noch fremd. Das Chloroform wurde damals, Anfang der vierziger Jahre, noch nicht gebraucht. Erst 1847 führte es ein englischer Arzt, James Young Simpson, in den Arzneischatz ein.

Wenn der Patient wieder zu sich kommt, so ist er nicht aus einem Traume erwacht, er ist von einer weiten Reise zurückgekehrt. Er ist seiner Meinung nach thatsächlich geflogen und weggewesen. Er hat das Ziel erreicht, das ihm vorschwebte und das er sich steckte, bevor ihm die Sinne schwanden.

Und nun kommen wir wieder auf unsern Peter Lärdal, der nicht ganz ein Betrüger ist, wenn er auch wahrscheinlich weiß, wo Barthel Most holt. Vielleicht bildet er sich thatsächlich ein, daß er in Upsala gewesen sei. Das Gehirn kreißt ihm und gebiert fruchtbar eine Welt von Wundern und Reiseabenteuern. Was er Alles erlebt, erschaut, erfahren, erflogen und erlogen hat, ist dann einstweilen von den mit solchen Wirkungen noch unvertrauten Schweden mit Verwunderung angehört, eifrig besprochen und überraschend, theilweise zutreffend befunden worden. Nun hat die Frau des Erzbischofs am 28. Mai Vormittags wirklich ihren Trauring (von dem bisher noch gar keine Rede war, von dem aber auch schon Peter Lärdal recht wohl gefaselt haben könnte) zufällig verloren und das ihrem Mann geschrieben. Das war Wasser auf die Mühle des mystischen Erscheinungen nicht unzugänglichen und

*) Ominnis hegri heitir
sá er yfir öldrum thrumir,
hann stelr gedi guma. Hávamál 13.

Ominnis Hegri ist wörtlich: der Reiher, (Hegri) der Unminne, das heißt: der Nicht-Erinnerung; das altnordische ó- entspricht unserem un-. Öldr ist soviel wie Bankett, Ged: Verstand, Gumi: Mann, lateinisch: Homo, englisch: Groom, bei uns noch in Bräutigam, althochdeutsch: Brûtigomo.

schon wankend gewordenen Erzbischofes, der die Historia Danica des Saxo Grammaticus gelesen hatte und wohl wußte, daß die Lappländer von ihren Botenfahrten Ringe mitzubringen pflegen, wie die Pilger vom Heiligen Lande die Pilgermuscheln. Vielleicht hatte er sogar auf den Ring gewartet und sich im Stillen gewundert, daß Peter Lärdal, der vorsichtige Praktikus, ausweichend antwortete, wenn er ihn nach einem Ringe fragte. Nun, da Karin ihren Ring verloren hatte, sprang es in die Augen, daß der Zauberer doch das Seinige gethan und den Ring nicht vergessen hatte und daß er mit dem Ringe nur zurückgehalten hatte; nun bekam die Sache mit einem Schlage Hand und Fuß. Der verschwundene Ring und der Mann, der um diese Zeit im Episkopate gewesen sein wollte, das traf sich doch zu eigenthümlich, um ohne Zusammenhang zu sein. Als sich endlich viel später das Ringlein im Kohlenkasten fand, da bekam die Sache auch noch einen Kopf: nun wurde mit Combinationsgabe und mit der dem Aberglauben eigenen Logik sofort weitergeschlossen: der Zauberer habe ihn bei seiner Anwesenheit zur Rechtfertigung gebraucht und wohlweislich hineingesteckt. Das Alles setzte man sich bei Erzbischofs zusammen; ich will gar nicht annehmen, daß Peter Lärdal, der vorkommenden Falls gewiß nicht faul gewesen wäre, etwas zu der Legende beigetragen habe. Und, wunderbare Macht einer mit Kühnheit suggerirten, einmal in den Köpfen festsitzenden Idee, die sich gleichsam organisch, wie ein Keim entwickelt und unwiderstehlich auswächst gleich dem Mangokerne, den der indische Fakir steckt! — jetzt hatte die die Erzbischöfin den Zauberer in ihrer Küche leibhaftig gesehen und angeredet. Sie erinnerte sich auf einmal; bisher war auch davon noch nicht die Rede. Auf diese Weise entstehen die Hexenfahrten und die Märchen von den lappländischen Zauberern.

Mit anderen Worten: Peter Lärdal stahl nicht etwa einen Ring, ihm wurde selbst etwas gestohlen — vom Reiher der Vergessenheit sein bißchen Verstand. Es ist wahr, daß er sich selbst darum bringt, indem er seinen starken narkotischen Tabak raucht; und daß er sich's auch gern einreden läßt, ein Meisterdieb zu sein. Eine Suggestion ist der andern werth.

Und also, keine unnöthige Sorge! — der Verlobungsring auf dem Tische im Schlosse zu Berlin, wenn er nur sonst nicht verloren geht, vor so einem Lappländer ist er sicher, so denke ich. Peter Lärdal kommt nicht; Peter Lärdal ist unschädlich; Peter Lärdal, der doppelt gehen soll, ist froh, wenn er nur wieder einfach wird, das heißt, wenn er wieder zu sich selbst kommt und dem Rasenden Roland ein Astolfo das Fläschchen mit seinem Verstande unter die Nase hält. Er müßte denn, da er eine entschiedene Anlage zur Salonmagie besitzt, selbst in

Berlin auftreten und sich als Medium sehen lassen; dann wäre der Spaßvogel allerdings gefährlich. Ein Medium kann freilich eine Heidenverwirrung anrichten — es kann seinen Geistern befehlen, daß sie den Ring nehmen und ihn in den Ring Salomonis stecken — oder daß sie ihn um den Fuß eines Champagnerglases practiciren — oder daß sie ihn ohne Haken oben an die Stubendecke hängen. Es ist bekannt, daß solches dem amerikanischen Medium Mr. Henry Slade, einem gelernten Kautschukmanne, im Hause des Professor Zöllner in Leipzig gelungen ist. Die lieben Geister langten mit einer kleinen rothbraunen Hand oder mit einer großen, fahlen, in's Olivengrüne spielenden Hand unter dem Tische des Astrophysikers hervor und machten aus solide gearbeiteten Ringen Panzerketten — Ringe, die an einer versiegelten Darmseite hingen, aus der Schlinge zu ziehen, war ihnen ein Spaß. Wenn die Spirits den Ring der Prinzessin Marie Charlotte in die Rapuse warfen, wie stand es dann um den Großfürsten Nikolaus! Um die Kaiserin von Rußland! — Zum Glücke war hier noch ein mächtiger Zauberer im Spiele, gegen den die Spirits nichts vermochten. Er leitete den Ring mit sanfter Gewalt über den Tisch von einem Finger an den andern. Er wechselte ihn rasch und ehrlich. Gott Amor.

Wenn ich ein Vöglein wär!

1. Die fliegenden Menschen.

Es liegt den Menschen an, daß sie nicht fliegen können wie die Vöglein — altnordische und griechische Mythen — das Märchen vom Zauberpferde — moderne Flugversuche, dreifache Methode: Luftschifffahrt, dynamische Aeronautik, Kunstflug im engern Sinne — mit allem anderen Gefliege ist es nichts, die ohne Flügel fliegenden Menschen täuschen sich oder existiren nur in der Fabel.

Wieland der Schmied, der kunstreichste aller Schmiede, der germanische Vulkan — lebte in Gram und Haß in Jütland, am Hofe des Königs Neiding, der ihn hatte lähmen lassen. Er rächte sich furchtbar; dann bestellte er seinen Bruder Eigil, den Bogenschützen, den man mit Wilhelm Tell verglichen hat. Der mußte ihm Alles zusammenschießen, was Federn hatte, und die Federn bringen. Aus den großen Schwungfedern machte sich der göttliche Schmied ein Flughemd, das sah aus wie der abgestreifte Balg eines mächtigen Geiers. Dieses zog er an, und nun hob er sich von dannen, nicht ohne dem Könige noch vorher gründlich die Wahrheit zu sagen. Wie er Mittel und Wege gefunden habe, sich auf's Grausamste zu rächen, und wie er Alles wettgemacht habe, was ihm in Jütland Schlimmes angethan worden sei. Wie er dem Könige die Tochter entehrt, die Söhne erschlagen und aus ihren Schädeln Trinkbecher verfertigt habe. Der Neiding war außer sich: er rief schnell Eigil, der sollte ihm den Drachen herunterschießen. Aber die Brüder hatten dafür gesorgt, daß dem alten Tyrannen, der den armen Eigil erst kürzlich selbst mit dem Apfelschusse gequält hatte, eine Nase gedreht würde. Wielanden geschah nichts; er setzte seine Reise lachend fort und flog heim nach der Insel Seeland, wo er sich der Bewirthschaftung seiner ausgedehnten Güter widmete.

Man kann den Tausendkünstler auch mit Dädalus vergleichen: der lebte am Hofe des Königs von Kreta, des gerechten Minos. Weil er für Frau Pasiphae eine hölzerne Kuh gezimmert und ihr damit zu dem ärgerlichen Bankert Minotaurus verholfen hatte, fiel er in Ungnade

und kam nebst seinem eigenen Sohn in's Loch. Da machte Dädalus für sich und den Jungen ebenfalls Flügel, die aber mehr Segeln glichen und mit denen sie wie lebendige Schiffe den Luftocean durchmaßen. In der Villa Albani zu Rom sieht man auf einem Relief den griechischen Meister bei der Arbeit, wie er die Flugmaschine montirt; der Kleine steht dabei und hält ihm den einen Flügel.

Solche Scenen werden in unserer Zeit gar häufig aufgeführt. Man betreibt neuerdings die Flugtechnik leidenschaftlich und ist dabei immer wieder auf den Vogelflug, als das einzig Wahre, zurückgekommen. Es giebt drei Methoden, zu fliegen und sich in der Luft zu halten — erstens die Luftschifffahrt. Hier fliegt eigentlich der Ballon, der leichter ist als die Luft, der Mensch gleicht nur einem blinden Passagiere, der sich an den großen, seiner eigenen Laune folgenden Vogel, wie an den Rock der arabischen Märchen anhängt und sich von ihm tragen läßt. Zweitens die sogenannte dynamische Aeronautik. Hier erfolgt der Auftrieb mit Hülfe von Schrauben und Motoren, der Mensch fliegt eigentlich auch nicht, sondern er sitzt gleichsam auf einem Zauberpferde. Wer kennte die Geschichte vom Zauberpferde nicht, das einen Wirbel an der rechten Schulter, zum Aufsteigen dienend, und einen zweiten Wirbel an der linken Schulter hat, gemacht, um sich wieder herabzulassen? — Es war einmal ein König in Persien, Namens Sapor, der war der größte und mächtigste Herrscher seiner Zeit und besaß unermeßliche Länder und Reichthümer. Er war aber auch ein Verehrer der geheimen Wissenschaften, ein Liebhaber-Occultist, überhaupt ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, der sich für alle nützlichen Erfindungen interessirte. Nun traf es sich einmal an dem persischen Neujahrsfeste, dem Naurûz, wo man sich gegenseitig beschenkt und große Hofcour gehalten wird, daß sich dem König Sapor drei Weise mit kostbaren Geschenken nahten. Sie waren alle drei aus verschiedenen Ländern und sprachen verschiedene Sprachen. Der eine war ein Inder, der andere ein Grieche, der dritte ein Perser, ein treuer Unterthan. Der Inder trat zuerst vor, warf sich vor dem Könige nieder und wünschte ihm viel Glück zum Neuen Jahre und verehrte ihm eine goldene Bildsäule, die ein goldenes Horn in der Hand hielt. Diese Statue hatte die Eigenschaft, daß sie, sobald ein Spion in die Hauptstadt kam, in ihr goldenes Horn stieß. Hierauf machte der griechische Weise seine Niederwerfung und überreichte dem König eine silberne Schale, in der eine goldne Pfauhenne, umgeben von vierundzwanzig Jungen, saß. Der Pfau würde alle Stunden eines seiner Jungen picken und die Tageszeit anzeigen. Endlich kam der persische Weise an die Reihe. Er brachte ein Pferd aus Ebenholz, mit Silber beschlagen, auf's Reichste gesattelt

und aufgezäumt. Dieses Pferd, o König der Könige, legt mit seinem Reiter in einem Tage eine Strecke von einem ganzen Jahre zurück, denn es fliegt durch die Luft. Man braucht nur einen Wirbel zu drehen, der an der rechten Seite ist. Und sofort schwang sich der Weise auf seinen Rappen, stieg mit ihm in die Höhe, flog wie ein Vogel mit reißender Schnelligkeit dahin und ließ sich dann wieder herunter. Der König war überglücklich; er versprach ihm vor Freuden die Hand seiner jüngsten Tochter. Nun, dieser Weise, der nachmals um seinen bewunderungswürdigen Automaten kommt, war, eben weil das Ganze als ein mechanisches, durch im Innern verborgene Kraftmittel in Bewegung gesetztes Kunstwerk hingestellt wird, nicht eigentlich ein Zauberer, sondern nur ein geschickter Mechaniker, der die dynamische Aeronautik erfunden hatte, was freilich vom Pöbel mit der Zauberei zusammengeworfen zu werden pflegt. Die dritte Methode ist der Kunstflug im engeren Sinne, der nach Art der Vögel mit künstlichen Flügeln ausgeführt wird.

Alle drei Methoden haben ihre Nachfolger und ihre Fürsprecher gefunden; der Wielande und Dädalusse ist nachgerade Legion geworden. Es fehlt auch nicht an Ikarussen. Der Ingenieur Otto Lilienthal, der einzige Mensch, der bisher wirklich ein Stückchen (200—300 m weit) geflogen ist, starb am 10. August 1896 wie dieser hoffnungsvolle Jüngling an den Folgen eines Absturzes, den er bei seinen Flugversuchen erlitten hatte, bei Rhinow im Kreise Westhavelland, dem modernen Ikarien.

Daß diese Versuche nichts Widersinniges haben, beweist eben der Vogel selbst, der ja gar nichts weiter als eine beseelte, gut functionirende Flugmaschine ist. Mit ziemlicher Gewißheit kann man auch voraussagen, daß der Kunstflug früher oder später einmal gelingen und wie das Radfahren oder das Schlittschuhlaufen eine triviale, allgemein geübte Bewegung sein wird, wenn es auch vorderhand noch damit hapert. Inzwischen sind noch absonderliche Flugtechniker auf dem Plan erschienen, die das Problem auf andere Weise gelöst, und glücklich gelöst, es weit gebracht haben wollen. Sie brauchen gar keine Apparate, wie die Sage geht, sie fliegen ganz von selbst, weil sie diese Gabe von Gott empfangen haben und im Besitze magischer Kräfte sind. Mit ihren Leistungen ist es nichts; sie beruhen entweder auf Selbsttäuschung oder auf Aberglauben. Sie existiren nur in der Phantasie, sei es, daß sie sich selbst einbilden zu fliegen, sei es, daß die leichtgläubige, blinde und für Suggestionen empfängliche Menge ihren großen Zauberern den Zaubermantel leiht. Sehen wir uns einmal diese angeblichen Flieger an, was sie können und was sie können sollen, damit wir nur endlich einmal erfahren, wie es um die Vögel im Menschenreiche steht.

* * *

2. Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!

Der Mantel Odin's und der Mantel des Propheten Elias — jener ein Himmelsmantel, dieser ein wirkliches Stück Zeug — auch die Zwerge führen einen Mantel — an den Mantel hat sich die Sage von der Himmelfahrt geheftet — doch ist es nicht der Mantel, was den Zauberer entführt, sondern er sitzt auf einem gewöhnlichen Vehikel — er hat Wagen und Pferde, Hippogryphen — der Papierdrache des Taschenspielers Jacob Philadelphia — aber auch das Vehikel thut's eigentlich nicht, sondern ein dienstbarer Geist — wenn dieser Geist seine Kraft verliert und in den Bann eines anderen, mächtigeren Geistes geräth, so läßt er den armen Schelm herunterfallen — die Legende des Simon Magus, seine verunglückte Vorstellung auf dem Marsfelde in Rom — das ist natürlich Alles Alfanzerei, denn Geister giebt es nicht — die Zauberer haben Niemand, der sie auffahren und fliegen läßt — was sie im Fliegen wirklich leisten, ist herzlich unbedeutend — die indischen Jongleure — gieb mir einen Punkt, auf dem ich stehn kann!

Der Zaubermantel, den der Doctor Faust gern haben möchte und an dessen Stelle in unserer Zeit die Eisenbahnen und Dampfschiffe getreten sind, stammt einerseits von dem weiten blauen Mantel, den Odin um hat, wenn er als Hackelbernt*) auf dem achtfüßigen Rosse Sleipnir durch die Himmel jagt; andererseits von dem Propheten Elias. Dieser alte israelitische Derwisch hatte, gleich den gegenwärtigen Heiligen des Orients, eine Art großes Umschlagetuch, das er mit einem ledernen Riemen um seine Lenden gürtete und das seine einzige Kleidung war. Dieses primitive Gewand heißt im Hebräischen Addereth, was im Lateinischen mit Pallium, im Deutschen mit Mantel übersetzt wird. In der Septuaginta ist es ein Pelz, ein Schafpelz, ein Μηλωτής, wie denn ein Schaffell, das sie um ihre Schultern warfen, noch im 16. Jahrhundert das Abzeichen der mohammedanischen Mönche war. Der Ausdruck Mantel ist incorrect, aber einmal eingeführt und gleichsam mit dem Thisbiter verwachsen, eng verknüpft mit seinen Schicksalen und Wunderthaten. In seinen Mantel hüllte er sich, als er in den Jordan schlug und das Wasser theilte; in seinem Mantel fuhr er gen Himmel, als der vierspännige Wagen, der Feuerwagen kam, den der Doctor Faust in der Osternacht an sich heranschweben sieht. Eliä Himmelfahrt wird in der altchristlichen Kunst häufig dargestellt, zum Beispiel auf einem schönen Sarkophag im christlichen Museum des Lateran; sie war den Gläubigen ein Vorbild für Christi Himmelfahrt und für die glorreiche

*) Hackel, soviel wie Mantel, bernt, das Participium von bern, tragen, bärend, tragend; Hackel ist das alte deutsche Wort für Mantel, Mantel ein Lehnwort aus dem Lateinischen. Odin, der wilde Jäger heißt Hackelbernt, sei es, daß man dabei an den blauen Himmelsmantel oder an den Wolkenmantel denkt; nachmals mißverständlich auch: Hackelberg. Ein richtiger Hackelberg ist vielmehr der isländische, mit einem Schneemantel und Wolkenhute bedeckte Vulcan Hekla.

Auferstehung und Erhöhung ihrer Todten. Dabei steht Elias regelmäßig wie ein römischer Triumphator in einem von vier weißen Rossen gezogenen Wagen, eine von den kaiserlichen Triumphbogen und Münzen her wohlbekannte Gruppe; aber wenn der Triumphator in seiner Rechten einen Lorbeerzweig hält, so reicht Elias mit der rechten Hand seinen Mantel herab, damit ihn Elisa, sein Schüler und Nachfolger, an sich nehme. In der biblischen Erzählung (2. Könige II, 13) verliert Elias bei der Himmelfahrt seinen Mantel, und Elisa hebt ihn auf. Erbe des Mantels, schlägt er nun seinerseits in's Wasser und legt eine Bresche in den Jordan, durch die er hindurch kann. Der Geist Elias ruhet auf Elisa, heißt es in Jericho. Mit nichten; der Mantel Elias ruhet auf Elisa (2. Könige II, 15).

Die Himmelfahrt des Propheten Elias hat den stärksten Eindruck auf die Phantasie der Christenheit gemacht; noch Ariost läßt in seinem Rasenden Roland den Astolfo mit dem Apostel und Evangelisten Johannes im Wagen des Propheten Elias, der immer angespannt steht, zum Monde fahren. Bis zum irdischen Paradiese ist er auf dem Hippogryphen gekommen; wenn es aber in die himmlischen Regionen geht, so muß der feurige Wagen mit den feurigen Rossen dran (Orlando Furioso. Canto XXXIV, Stanza 68). Andere Menschenkinder, denen die Equipage selbst nicht zur Verfügung stand, bemühten sich wie der Prophet Elisa, den heruntergefallenen Mantel aufzuheben, überzeugt, daß sie die Himmelfahrt damit implicite haben würden.

Denn dieser Mantel war nachgerade zu einem mystischen Flügelkleide geworden, das den Inhaber bis zu den Wolken hob und in ferne Länder trug, so gut wie den Gott Odin; und da nun auch die mächtigen Zwerge und die sogenannten Venediger, die ebenfalls flogen, einen Mantel, die Tarnkappe, besaßen und die Wundermänner der Vorzeit, die fahrenden Zauberer und Astrologen, in Mänteln mit weiten herabhängenden Aermeln und einem gestickten Gürtel, bedeckt mit einer hohen Mütze, aufzutreten pflegten: so hieß das lange weite Gewand, das sie, nebenbei gesagt, zu ihren Experimenten recht gut gebrauchen konnten: der Zaubermantel, und dieser Zaubermantel erschien überhaupt als etwas Wunderbares, als der Spender aller magischen Kraft und Wirkung, als ein nothwendiges Zubehör, so wichtig und so unentbehrlich wie der Zauberstab, den die Taschenspieler jetzt noch brauchen, wenn sie sich dem Publicum in schwarzem Frack und weißen Handschuhen vorstellen und das Vergnügen haben, einige Pieçen der modernen Salon-Magie vorzuführen.

Dennoch war es nicht der Mantel, was den großen Zauberer entführte, das wußte man wohl. Wenn der Alleskönner flog, so saß er

dabei auf einem gewöhnlichen Vehikel, auf einem Pferde, einem Bocke, einem Drachen, oder wie Elias auf einem Wagen; diese Transportmittel waren nur wiederum bezaubert. Ziemlich gleich, was bezaubert wird, ob es gehen und stehen kann oder nicht, und ob man sich im gewöhnlichen Leben darauf setzt — das Einfachste war wohl, gleich die Schindmähre zu begeistern und steigen zu lassen, die einen gerade trug, wie Faust, als er zum Krökenthore aus Magdeburg hinausritt. Er wollte nicht länger bei dem schlechten Volke bleiben, das ihn nicht nach Verdienst belohnte, sondern die Erde ganz verlassen — er warf die Zügel fort, das Roß stieg wie ein Pegasus in die Höhe und fuhr mit dem Schwarzkünstler gen Himmel, Helena bekam den Schweif zu fassen, Justus hing sich der Mutter an die Röcke, und weg war die ganze Familie Faust. Der antike Faust, der zuerst mit einer Helena herumzog, der Zauberer Simon, brauchte, als er sich in der Welthauptstadt sehen ließ und vor Kaiser und Reich auf dem Campus Martius aufstieg, wie der Prophet Elias einen feurigen Wagen, in welchem er gesehen ward.

Schließlich kann das Vehikel ein Steckenpferd, ein Besenstiel, eine Ofengabel, ein Bindfaden sein — es taugt Alles, wenn es nur behext ist. Ein Bindfaden genügte dem berühmten Reclamehelden Jacob Philadelphia, der eigentlich: Meyer hieß und der es ebensogut verstand, zu vier Thoren zugleich hinauszufahren, wie an einem Papierdrachen hinanzuklettern. Er ließ einen Drachen steigen, dann schwang er sich an dem Bindfaden wie an einem Glockenstrange in die Höhe, bis er nicht mehr gesehen ward, worauf er sich stückweise wieder herunterfallen ließ. Die zerstreuten Gliedmaßen wurden wie die des Absyrtus in einem Korb gesammelt, sie legten sich wieder aneinander, und der Philadelphia war wieder ganz. Das letztere Kunststück machte er auch einmal im Salon der Kaiserin Katharina II., die darüber erschrocken sein soll; hier hatte er sich zuvor aufhängen lassen. Practica est multiplex, sagte der Teufel, schnitt einem Bauern die Ohren ab und setzte sie als Riesterchen auf seine Schuhe.

Aber auch der feurige Wagen, auch der Bock war es doch nicht, was den Magier wirklich trug. Die Geister, die dem großen Mann gehorchten, seine geflügelten Diener und Creaturen, rissen ihn wie Wolken empor oder wohin er sonst verlangte; sie steckten eigentlich in dem Vehikel, das er nur pro forma benutzte, um die Zuschauer zu täuschen. Sie verwandelten seinen Klepper und setzten ihm Flügel an, daß er fliegen konnte wie ein Greif; sie stellten ihm hoch oben in den Lüften Wagen und Pferde. Ja, sie konnten ihn auch unmittelbar in ihre mächtigen Arme nehmen und zu den Antipoden bringen, wie der afrikanische

Zauberer in dem Märchen von der Wunderlampe mit sammt dem Palast Aladdin's von den Sclaven der Lampe aufgehoben und nach Afrika getragen wird. Dann wird ihm wieder Aladdin von einem anderen Geiste nachgetragen und der Letztere, sowie er wieder im Besitze der Lampe ist, mit dem Palaste nach China zurückbefördert und an der alten Stelle niedergelassen. Die Zauberer flogen also eigentlich nicht selbst, die Vögel waren die Geister, die ihren Herrn mitnahmen und durch die Lüfte trugen, so daß man wieder an den Vogel Rock denken muß, an dessen Füße sich der Seefahrer Sindbad mit dem Musselin seines Turbans angebunden hat; und der erste Typus der Luftschifffahrt wiederkehrt, bei welchem sich der Mensch an einen fliegenden Körper anhängt. Der Luftballon ist ein Geist. Der Unterschied ist nur, daß der Motor beseelt und als ein lenkbares und folgsames Wesen, gleichsam als ein gehorsamer Engel vorgestellt wird. Wenn dieser Engel seine Kraft verliert und in den Bann eines anderen, noch mächtigeren Geistes, der ihm übel will, geräth, so läßt er den Zauberer fallen: das that zum Beispiel der Teufel mit dem Doctor Johann Faust, als dieser einmal zu Venedig eine Himmelfahrt angekündigt hatte, auf dem Marcusplatze aufgestiegen und schon bis zu dem Engel auf dem Glockenthurme gekommen war. Besonders deutlich wird die Paralysirung eines Geistes durch den anderen in der Katastrophe, die den obenerwähnten Simon Magus bei seiner Abschiedsvorstellung in der ewigen Stadt ereilte.

Er hatte, wie gesagt, die Ehre, vor Seiner Majestät dem Kaiser Nero aufzutreten und die Quiriten durch Vorführung einiger Piecen aus der höheren Magie zu unterhalten. Probleme, einfach und anscheinend kinderleicht, Jedermann sichtbar, aber ungelöste Räthsel. Er machte zum Beispiel den alten, eben mit Tode abgegangenen Garkoch Apicius wiederum lebendig — er ließ sich den Kopf abschlagen, und wenn man sich die Bescheerung besah, so hatte der Scharfrichter einen Hammel executirt. Und was dergleichen antike Bühnen-Effectstücke mehr. Unglücklicherweise wurde der verdiente Künstler regelmäßig von dem Apostel Petrus, der sich damals in Rom aufhielt, übertrumpft, beim Kaiser ausgestochen und um den Hofmagiker gebracht; er verdarb dem Simon jedesmal das Spiel. Zum Beispiel, der auferstandene Garkoch schlief wieder ein, das Leben hielt nicht vor — er hatte so hübsch mit dem Kopfe gewackelt, wie Simon Magus seine Beschwörung anhob; aber kaum entfernte sich Simon, so war der Garkoch wieder todt. Dagegen nahm Sanct Peter gleich eine richtige Todtenerweckung vor; er betete, er machte eine Handauflegung, probatum erat. Oder Simon und Petrus sollten gegenseitig ihre Gedanken errathen. Nun, Petrus zog eine aller-

höchste Person in's Vertrauen und sagte ihr, daß er eine Hostie zu sich stecken werde. Oho! — Nichts merkte Simon Magus. Wie nun Sanct Peter recht herzlich lachte, kam Simon Magus mit einer Meute von Höllenhunden, die hetzte er auf den Apostel. Der nahm das gesegnete Brot heraus, und die Bestien zogen den Schwanz ein und entflohen. Mit einem Wort, es war eine ewige Blamage, so daß am Ende der Magier das Cujoniren und das Contreminen-Legen satt bekam. Er beschloß, Rom zu verlassen und eine Abschiedsvorstellung zu geben. Er kündigte eine allerneueste Sensationspieçe an; er fühlte sich bereit, auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen, zu neuen Sphären reiner Thätigkeit. Kurz gesagt: er wollte gen Himmel fahren. Zu dem Ende wurde also auf dem Marsfelde eigens für ihn ein hoher hölzerner Thurm gebaut, ähnlich wie das vielstöckige, würfelförmige, sich stetig nach oben zu verjüngende Gebäude, das den römischen Kaisern zur Apotheose diente. Auf den Thurm begab sich unser Magier, und siehe da, der Feuerwagen ließ nicht auf sich warten. Die Equipage schwebte auf Gummirädern an ihn heran, Simon stieg ein, und gerade hinauf zum Aether ging es. Er war schon ziemlich hoch gekommen, schon halb und halb im Aether — da mußte ihm der Apostel wieder einen Strich durch die Rechnung machen. Auf dessen inbrünstiges Gebet gingen die beiden Brandfüchse, die vorgespannt waren, plötzlich durch; seine Geister verließen ihn und stoben in wilder Flucht auseinander, so daß sich nun Simon Magus nicht mehr halten konnte und dicht vor dem Kaiser hinunter auf die Marmorfliesen stürzte. Etliche sagen, er sei gleich todt gewesen; nach Andern brach er nur Arme und Beine und nahm sich dann aus Kummer selbst das Leben. Simon Magus wird bekanntlich in der Apostelgeschichte (VIII, 9), die verunglückte Vorstellung in den Apostolischen Constitutionen, übrigens auch von Sueton (VI, 12) erwähnt, hier jedoch nur gesagt, daß einer in einem hölzernen Theater die Rolle des Ikarus gespielt und bei seinem Absturz den Kaiser mit seinem Blute bespritzt habe. Die Theologen nehmen an, daß unter der Maske des Simon Magus der Apostel Paulus, Nebenbuhler und Doppelgänger des Apostels Simon Petrus, gleichsam ein Pseudo-Simon verborgen sei, den der echte Simon entlarvt und zu Schanden gemacht habe. Es wäre das, beiläufig gesagt, eine der frühesten Entlarvungen gewesen.

Also die Zauberer flogen nicht, sie wurden geflogen, wenn ich mich so ausdrücken darf, wie einer der im gewöhnlichen Leben r a u s f l i e g t, sie ließen sich von ihren Geistern fliegen; und da nun die G e i s t e r ein überwundener Standpunkt sind und nur noch in der Vorstellung der Einfaltspinsel und der Spiritisten existiren, so ergiebt sich von selbst, daß

der Flug mit dem Zaubermantel niemals einem Menschen auf Erden wirklich zu Gesicht gekommen, sondern immer nur erdichtet und von Märchenerzählern und Schwätzern ausposaunt worden sein kann. Das Fliegen wurde den Marktschreiern, die das Publikum mit ihren Experimenten, ihren Tricks in Erstaunen setzten, nur unter andern geheimen Künsten als eine Hauptkunst zugeschrieben. Daran, daß die Fahrenden Leute jemals gen Himmel gefahren seien, ist ja gar nicht zu denken — sie müßten denn wie der Chevalier Agoston ein Mittel ersonnen haben, dem Publikum ein X für ein U zu machen. Dieser Künstler, der besonders durch die Vorführung seiner Geistererscheinungen bekannt geworden ist, ließ sich vor einigen Jahrzehnten ein Schiff zu einem Salon herrichten und bereiste mit diesem schwimmenden Zauberpalast den Rhein, bei allen Rheinstädten anlegend und Vorstellungen gebend. In besagtem Theater sollte einmal ein Bursche von der Bühne nach der Galerie gezaubert werden. Er war zu allgemeinem Ergötzen unten durchgekrochen.

Was die Jongleure im Fliegen wirklich leisten, ist ja, von groben Täuschungen abgesehen, nicht übermäßig hervorragend — sie beschränken sich wie die Seiltänzer darauf, zu balanciren und die Basis zu verringern, ja, bis auf ein Minimum wegzunehmen. Der indische Fakir stellt sich auf die Spitze eines Pfahles und fängt Kieselsteine auf, die man ihm zuwirft und die er unter der Hand in Bachstelzen verwandelt; er stelzt wohl selbst ein wenig. Er ergreift einen Stab aus Eisenholz, legt die rechte Hand gelassen auf den Knopf, schlägt die Augen nieder und hängt auf einmal auf dem aufgepflanzten Stabe. Er spricht seinen Segen, kreuzt seine Beine wie ein Buddha und erhebt sich dann langsam, mit der Hand auf den Stab gestützt, über den Erdboden bis zur horizontalen Lage. Er verharrt in dieser Stellung unbeweglich wohl eine Viertelstunde lang, ganz wie das schwebende Mädchen, ein geradezu erbärmliches Wunder, das die europäischen Jongleure der immerhin außerordentlichen Leistung des Hindu nicht mit Glück entgegenstellen. Auf der Leipziger Messe, in irgend einem Zaubertheater sieht man eine junge, nicht allzuzarte Dame in der Luft liegen und schlummern. Sie hat den Arm auf ein freistehendes Gasrohr gelegt und den Kopf aufgestützt, mit den Beinen ragt sie quer in die Luft hinein und versperrt die Aussicht wie ein Schlagbaum oder wie ein Ast oder wie ein optisches Signal. Wie kam sie nur in diese fatale Lage? — Der Director hat sie bezaubert, er hat sie gebannt, er hat sie hypnotisirt, sie ist eine Puppe in seiner Hand: er läßt sie auf einen Schemel treten, der neben dem Rohre steht, legt ihr den Kopf auf den rechten Arm, hebt sie mit dem Arme auf das Rohr in die horizontale Lage und zieht ihr den

Schemel unter den Füßen weg. Hier ist am Rücken der Dame eine Hebevorrichtung angebracht, am oberen Ende einer Eisenstange ein Zapfen vorgesehen, der in das Rohr eingeführt wird, und die Künstlerin mit Riemen und einem breiten gepolsterten Blech daran befestigt; das orientalische Costüm, das sie gewöhnlich trägt, dient, die Mechanik zu verdecken. Das schwebende Mädchen ist also in Sicherheit und wird von einem eisernen Apparate in der Luft gehalten, nur daß man nichts davon sieht. Gewiß eine ausnehmend unschöne, umständliche und plumpe Production, dem künstlichen, zusammenlegbaren Mangobaume zu vergleichen, den unsere Salon-Magiker wachsen lassen, um den indischen Gauklern eins ihrer bekanntesten Kunststücke wettzumachen. Der schwebende Fakir verläßt sich ganz allein auf seinen einfachen Stab und auf seine Geschicklichkeit, dieselbe Geschicklichkeit, mit der er ein andermal eine Leiter frei auf die Erde stellt und sich durch die Sprossen hindurchwindet, bis er die oberste erreicht hat. Auf dieselbe Weise klettert er dann wieder herunter, immer balancirend und seine Leiter in senkrechter Stellung erhaltend, ohne jemals zu schwanken.

Wie macht er das? — Der Fakir weiß sich immer so zu stellen und die Last seines Körpers so gleichmäßig zu vertheilen, daß ein von seinem Schwerpunkte herabgefälltes Loth, trotzdem es beständig über die geringfügige Unterlage hinauszufallen droht, doch immer wieder durch die Leiter oder durch den aufgepflanzten Stab hindurchgeht. Gerade so machen es bekanntlich die Mondsüchtigen oder die Somnambulen, wenn sie mit geschlossenen Augen auf die Dächer klettern, an Abgründen hingehen wie Bergsteiger und ihr Gleichgewicht erhalten wie preußische Minister. Wer von einem Jongleur noch mehr verlangen, wer ihn geradezu an oder in die Luft setzen wollte — der Thor! Er würde etwas Unmögliches verlangen; der Stock, das Seil, die schmale Kante ist die äußerste Grenze, bis zu der ein Akrobat gehen kann, und wenn es auch ein Fakir aus Puna wäre. Seine Kunst ist, mit den kleinsten Mitteln zu arbeiten — etwas muß man ihm lassen. Wie Archimedes spricht er: Gieb mir einen Punkt, auf dem ich stehen kann, und ich will die Erde aus ihren Angeln heben! — Er braucht einen Punkt. Nur einen Punkt. Aber einen Punkt.

* * *

3. Die fliegenden Heiligen.

Die fliegenden Menschen, die gar nicht fliegen — der Flug der Phantasie: religiöse und philosophische Ekstase — Paulus und Händel — der Neuplatonismus und die Mystik des Mittelalters — man fliegt im Traume, man fliegt aber auch im Wachen, wenn man Hallucinationen hat und an seine Bilder ganz hingegeben ist — zum Mindesten muß man annehmen, daß man geflogen sei — und gilt dann bei dem gläubigen, einer Suggestion unterliegenden Volke für einen Flieger — meist verbindet sich mit der Erhebung die Erleuchtung, beides nur innerlich zu verstehen — die Verklärung Christi -- Zoroaster ist geflogen, Jamblichus ist geflogen, Josephus a Cupertino ist geflogen, alle Ekstatiker sind geflogen — beim Beten, während der Predigt, im frommen Gespräch — qui ecstasim habet, volucris mundi est.

Etwas Anderes ist es, wenn eigenthümlich veranlagte, von Natur etwas exaltirte und gleichsam continuirlich berauschte Menschen, die mit der Zauberei gar kein Gewerbe treiben und gar nicht daran denken, sich sehen zu lassen, aber im Traum emporgehoben und von der Phantasie zum Himmel getragen werden, hierauf bona fide von ihren Gesichten, ihren Entzückungen, ihren Pilgerfahrten from this world to that which is to come erzählen — wenn diese in den Ruf kommen, sothane Reisen thatsächlich auszuführen und wie Vögel zu fliegen und zu schweben. Hier ist der Ruf nicht völlig unverdient — diese Leute verstehen sich wirklich auf eine Art von Flug: sie haben das Gefühl des Fliegens gehabt und hegen in Folge dessen die aufrichtige Ueberzeugung, daß sie fliegen können. Freilich ist diese Gewißheit nur subjectiv; aber das hindert die naiven Menschenkinder nicht, ihre Begabung für etwas Reelles anzusehen und sich für höhere, nicht an der Scholle klebende Wesen auszugeben. Noch viel weniger wird sich eine urtheilslose Menge, der objectiv und subjectiv böhmische Dörfer sind, einreden lassen, daß dies nicht einerlei sei. Innere Erfahrungen anzweifeln wollen, erscheint als Sophisterei; ebensogut könnte man einem die Welt überhaupt abstreiten. Wer geflogen ist, ist geflogen, da hilft kein Einschränken und kein Verklausuliren.

Man träumt nicht selten, daß man fliege wie ein Vogel; es ist dies sogar eine sehr angenehme Traumvorstellung. Fliegen bedeut Hoffnung, sagt Hieronymus Cardanus. Man schießt über die Erde hin, abgeschnellt wie ein Pfeil; man stößt ab wie ein Luftballon und wiegt sich in seliger Freiheit auf und nieder. Das Gefühl wird aus Lungenreizen erklärt und als ein Reflex der Ein- und Ausathmung betrachtet — es ist vielmehr der Reflex eines dichterischen Schwunges, den die sich selbst überlassene Seele genommen hat. Wenn etwas fliegen kann, so ist es die Phantasie; sie ist der Pegasus, der Alborak, der den Propheten, während daß ein Wasserkrug umstürzt und ausläuft,

durch sieben Himmel trägt und ihm die Herrlichkeiten eines jeden zeigt; sie versetzt den Verbannten in die Heimath, den Verschmachtenden an den Wasserquell in der Oase, den Schwärmer in's Paradies, den Freund zu seiner Freundin. Denn jeder fliegt immer gern dahin, wo sein Schatz ist. Er fliegt — für gewöhnlich fliegt man gar nicht; unmittelbar versetzt man sich zu dem geliebten Gegenstand, indem man daran denkt. Die Leichtigkeit, mit der eine Vorstellung im Bewußtsein hervorgerufen und angeschaut werden kann, macht von selbst den Eindruck des Hinfliegens. Das eigentliche Fliegen im Traume ist eine Phantasie für sich; es geschieht um seiner selbst willen wie ein angenehmes Spiel, und zwar meist ziellos. Anderseits träumt man aber auch von einem Ziele, das man erreicht hat, ohne erst hinzukommen. Man ist da; die Vorstellung einer Reise, und wäre es die schnellste gewesen, fällt ganz weg. Die Einbildungskraft hat uns wie ein D-Zug in einem Schlafwagen dem Ort unserer Bestimmung zugeführt, ohne daß wir aufgewacht wären, ja, ohne daß wir uns nur erinnerten, eingestiegen zu sein. In diesem Falle, der weitaus häufigsten Aeußerung unserer Phantasie, ist also der Flug nur eine Voraussetzung, die aber jedes Mal gemacht wird, so oft nicht das Umgekehrte wahrscheinlich ist: daß die Bilder zu uns gekommen seien. Wir fliegen oder sind geflogen, das muß wahr sein; wie könnten wir denn gesehen haben, was wir gesehen haben, wenn wir nicht geflogen wären.

Der Eindruck, den das Traumgesicht hinterläßt, giebt an Intensität, an siegender Deutlichkeit der sinnlichen Wahrnehmung nichts nach; man kann darüber erschrecken und außer sich gerathen. Einen Unterschied machen wir erst nachher, wenn wir über uns selbst nachdenken und aus gewissen Anzeichen schließen, daß das Alles nur Einbildung gewesen sei; denn das ist die Eigenheit des Traumes, daß während des Traumes die Controle des Verstandes aufhört, und daß wir, ohne zu reflectiren, ohne im Geringsten an unserem Gesicht zu zweifeln, ganz an unsere Traumbilder hingegeben sind. Die nachträgliche Philosophie aber hat wenig Ueberzeugendes, wenn der Traum recht lebhaft gewesen ist; zudem philosophiren die Menschen im Naturzustande nicht. Wer die mächtige Gewähr seiner Sinne hat, kann eigentlich beim Erwachen aus seinem Traume gar nicht anders annehmen als daß er geflogen sei.

Dies passirt, wie gesagt, allen Menschen einmal im Schlafe; es geschieht aber auch im Wachen, indem sich auch am hellen, lichten Tage Wahnbilder einstellen können, die einem lebhaften Traume gleichen und das Fliegen entweder einschließen oder zur Vorbedingung haben. Man nennt dann den Traum Ekstase, weil die Seele in diesem Zustand

den Körper zu verlassen und aus dem Leibe herauszutreten scheint. Den ekstatischen Flug nehmen alle Leute mit starker Phantasie, Dichter und Propheten — wie Theseus bei Shakespeare sagt:

> The poet's eye, in a fine frenzy rolling,
> Doth glance from heaven to earth, from earth to heaven;

der Componist Händel bekannte, als er sein Hallelujah fertig hatte, nicht zu wissen, ob er im Leibe oder außer dem Leibe gewesen sei. Das sind Worte des Apostel Paulus, der so oft in's Paradies entzückt ward und unaussprechliche, von keinem Menschen wiederzugebende Laute hörte; den eine hochgradige Nervosität und eine epileptische Constitution gleich dem Propheten Mohammed zu dergleichen Zuständen disponirte. Er, der Zauberer aus der Apostelgeschichte, ist der Chorführer der christlichen Außersich und der religiösen Schwärmer, denn nirgends wird mehr geflogen als in religiösen Zirkeln, bei den Gebeten und Andachten, wenn die Nerven durch eine anhaltende Askese, durch lange Nachtwachen und durch Fasten überreizt sind; nebenbei im philosophischen Enthusiasmus, wie denn die letzte große Schule der griechischen Philosophie, die der Neuplatoniker, die religiöse Sehnsucht, die mystische Erhebung und den glühenden Rausch einer mit Gott beschäftigten Seele vorzugsweise pflegte. Ein Neuplatoniker, der berühmte Jamblichus war es, der sich beim Beten meterhoch in die Luft erhoben und dabei mit einer Aureole umgeben haben soll, ganz wie ein christlicher Heiliger, obwohl er, ein Zeitgenosse Konstantin's des Großen, das Christenthum bekämpfte und vielmehr der Mann Julian's war. Bedingung ist auch hier, daß der Schwärmer bei seiner Begeisterung die Controlle über sich selbst verliert, ganz in seinen Visionen aufgeht und nicht anfängt, bewußt über sich selbst zu reflectiren; bloß dadurch gelangt er zu inneren Erfahrungen und realen Erlebnissen, wie das eben im Traum der Fall ist. Wenn wir uns in der Phantasie an einen fremden Ort oder zu einer entfernten Person versetzen, so fällt uns gleich wieder ein, daß das doch nur eine Phantasie ist; diese Besinnung bringt uns um unser Vergnügen. Der Ekstatiker hat sie nicht. Auch nachher darf das Lämpchen des Verstandes nicht allzunah hingehalten werden, um die Vorstellung zu beleuchten und auf ihre Herkunft anzusehen, von dieser Seite muß Alles Nacht sein wie in der Nacht, wo der Intellect nichts sehen kann und die Phantasie ungestört arbeitet. Darum sprechen die Philosophen von der Nachtseite der Natur.

Die Folge ist, daß nun unser Schwärmer auch bei Tage zu fliegen glaubt und geradezu in den Ruf eines fliegenden Menschen kommt.

Die Leute ertappen ihn bei seinen Entzückungen; sie hören ihn von seinen Himmeln, seinen Rosengärten, von der Stadt mit den goldnen Gassen, vom Thale der Erniedrigung erzählen und vom Thale der Todesschatten. Seht, da steht er wieder, der sonderbare Mensch, der Hans der Träumer, der begeisterte Kesselflicker, wie abwesend, wie tausend Meilen weit weg, wie nicht ganz bei sich. Was thut er? Wo ist sein seltner Geist? — Droben. Er sieht Gesichte. Er fliegt in der Welt umher. Er schwebt wie der Kapellmeister Nikisch, wenn er das Finale der Neunten dirigirt.

Wer hätte die eigenen Figuren nicht getroffen? — Die Gesellschaft wimmelt ja von Sectirern. Jede große Familie hat einen oder den andern Apostel aufzuweisen. Ich meine die wunderlichen Heiligen, die gleichsam einer andern Welt angehören, beständig in sich selbst verloren und auf Erden im Himmel sind — die mystischen Naturen, die sich in Gott versenken, in die Tiefen der Betrachtung niedertauchen und, allein mit sich und dem Unendlichen, fromm und ergeben, mit ihren inbrünstigen Gebeten, ihrer glühenden Andacht, ihrem Augenzwinkern an Verliebte erinnern, es auch nicht selten sind. Da der Gegenstand ihrer leidenschaftlichen Sehnsucht droben im Paradiese ist, so verweilen sie auch beständig mit ihren Gedanken im Paradiese, unter den Verklärten, unter den Seraphim; sie haben Visionen wie Ezechiel, sehen wie Stephanus den Himmel offen und durchstreifen ihn wie Dante. Solche Augenblicke des Schwunges und der Erhebung wurden schon dem Zoroaster zugeschrieben; sie charakterisiren die meisten Religionsstifter, deren Legende sich vorzugsweise um ihre Ekstasen dreht. Von den christlichen Heiligen haben unter andern Therese von Jesu und Franz von Assisi, die seraphische Jungfrau und der seraphische Vater, bei jenem großen Haufen, der einen Mosen mit Hörnern und einen Thomas von Aquino mit Sonnenstrahlen haben will, mißverständlich von sich reden machen. Viele fromme Männer sind als Kanzelredner auf der Kanzel entzückt und hingerissen worden, zum Beispiel der heilige Thomas von Villanova, Erzbischof von Valencia, Hofprediger Kaiser Karl's V., der einst bei einer Predigt über die Fußwaschung vor innerer Bewegung plötzlich verstummte und, die Augen zum Himmel gerichtet, in Thränen zerfließend, unbeweglich wie eine Marmorsäule dastand — und der heilige Bischof Alfonso Maria de Liguori, der einmal in Amalfi über die Mutter Gottes predigte und dabei von einem Marienbild mit Lichtstrahlen übergossen und meterhoch emporgehoben wurde, vor den Augen der Gemeinde, die das Gotteshaus mit Freudengeschrei erfüllte und mit Schluchzen. Oft ist die Ekstase auch bei einem Paare, einem Heiligen und einer Heiligen eingetreten, wenn sie sich gegenseitig über das

Mysterium der heiligen Dreieinigkeit unterhielten und die Schülerin aufmerksam vor ihrem großen Freunde kniete — so geschah es der heiligen Therese und dem heiligen Johannes vom Kreuze, dem ersten unbeschuhten Karmeliter, in dem Sprechzimmer des Nonnenklosters von Avila; so der heiligen Clara und dem heiligen Franz von Assisi, dessen erste Schülerin sie war und die zugleich mit ihm von einer solchen Klarheit umgeben ward, daß die Leute gelaufen kamen, weil sie glaubten, es brenne. Die Strahlenkrone oder die Aureole, die ein Sinnbild der inneren Erleuchtung sein soll, begleitet gewöhnlich den Auftrieb der Gestalt, der wiederum nichts weiter als eine grobe Veräußerlichung der geistigen Erhebung und Exaltation ist. Bei Christus kennt das Evangelium wie bei Moses nur eine Verklärung, erst Raffael hat auf seinem berühmten Bilde die Erhebung hinzugethan.

Bei keinem christlichen Heiligen ist das Fliegen so bestimmt und so hartnäckig behauptet worden wie bei einem Franziskaner aus dem apulischen Städtchen Copertino, lateinisch: Cupertinum. Es liegt in der Diöcese Nardo, in der Provinz Lecce, der alten Terra d'Otranto; hier hat der merkwürdige Mann, der fliegende Heilige am 17. Juni 1603 das Licht der Welt erblickt. An ihm kann man lernen, wie die Metamorphose vor sich geht und aus Menschen Vögel werden; von ihm berichtet die Legende nicht bloß das Fliegen, er soll auch seine Flüge ganz wie ein Vogel mit einem eigenthümlichen Gekräh begleitet haben. Ja, er gefiel sich sogar in der Gesellschaft seiner Vögel, er erscheint wie König Pfau im Märchen umgeben von gefiederten Dienern aller Art, Hänflingen, Stieglitzen und Spatzen, sogar von Geiern, die seiner Befehle harrten und seine Boten waren wie die Adler die des Zeus.

Gewöhnlich scheint sich der sonderbare Heilige ebenfalls auf ein mystisches Schweben beschränkt zu haben: die meisten seiner angeblichen Flüge sind bloße Erhebungen, sogenannte Levitationen, die innerliche Erhebung seines Geistes gleichsam in die Wirklichkeit übersetzend. Im Jahre 1642 stieg er während einer Audienz, die er beim Papste Urban VIII. hatte, urplötzlich in die Höhe — im Jahre 1649 wurde er in der Kirche von Assisi beim Messelesen schwebend. Das sah der eben damals in Italien reisende Herzog von Hannover, Johann Friedrich, derselbe, der nachmals Leibniz an seinen Hof berief, aber vorläufig, in Folge dieses Wunders, zur Katholischen Kirche übertrat. Einmal, bei einem Marienfeste, während des Pulchra Maria soll er sogar einen Bruder plötzlich umfangen und ihn wie ein Engel mit sich emporgetragen haben. Noch im Augenblicke des Todes trat bei dem heiligen Joseph die Erhöhung ein. Natürlich, er kam ja nun in den Himmel.

Indessen kennt die Legende bei diesem seltenen Heiligen auch eine willkürliche Bewegung des Körpers durch die Luft in horizontaler Richtung nach einem bestimmten Ziele. Die Erhöhung ist offenbar nur ein Anfang, das erste Stadium des Fluges, den die Sage doch nicht allzuoft wiederholen lassen durfte: für gewöhnlich schwebte Joseph nur, aber, wenn er sich einmal etwas leisten wollte, flog er. Frühe regte sich in dem heiligen Joseph auch dieser Trieb: bereits in Neapel hatte der junge Aar seine mystischen Fittiche gebreitet. Es war im Herbst 1638; zum Priester geweiht, las er bei den Nonnen in der Klosterkirche des heiligen Gregorius Illuminator die Messe. Da heißt es, daß er bei einer Ekstase über den Altar weggeflogen sei. Ja, schon aus seiner frühesten Jugend ist eine Kraftleistung bekannt, mit der er gewissermaßen debütirte, als ob er der staunenden Welt hätte zeigen wollen, was eigentlich in ihm stecke. Seine Mutter hatte es dahin gebracht, daß man ihren Joseph, der schon in einem Franziskanerkloster gewesen war, aber nicht gut gethan hatte, von Neuem in einem anderen Kloster, im Kloster della Grotella, eine Meile von seiner Vaterstadt Copertino, als Laienbruder des dritten Ordens aufnahm. Das geschah im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts, als der Joseph etwa achtzehn zählte. Nun sollte einmal bei besagtem Kloster, zwischen Grotella und Copertino, ein Kalvarienberg dargestellt und der kleine Hügel am Ende des Ortes als letzte Station mit den drei Kreuzen bepflanzt werden. Zwei Kreuze standen schon, aber das lange und schwere Hauptkreuz ließ sich nicht aufrichten, die Arbeiter konnten den Koloß nicht bewältigen. Da flatterte unser Joseph wie ein Vögelchen vom Kloster auf den Kalvarienberg hinauf, an hundertfünfzig Meter weit, faßte den mächtigen Stamm und stieß ihn wie einen Blumenstab in die Grube. Qui fidem habet, dominus mundi est, pflegte Josephus a Cupertino zu sagen. Er hätte auch sagen können: Qui ecstasim habet, volucris mundi est, oder vielmehr, das ist ganz dasselbe. Man muß sich nur etwas zutrauen; man muß nur glauben, daß man fliegen könne und daß man geflogen sei. Dann glauben's auch Andere, und man wird zum fabelhaften Vogel dieser Welt. Man nennt das: Suggestion; eine ernstliche Behauptung, auch die allerverrückteste, hat zunächst immer etwas Bestechendes und Glaubenheischendes. Ach, klagt Faust bei seinem Spaziergange, zu des Geistes Flügeln wird so leicht kein körperlicher Flügel sich gesellen. Wenn es auf den Glauben ankommt, o, ja. Beweis: die fliegenden Heiligen.

* * *

4. Die Nachteulen.

Andere fliegende Menschen, die nicht fliegen: die Hexenfahrt — die Vorstellung des Fliegens künstlich zu erzeugen — durch den Gebrauch von Stechapfel und anderen Giften — die Hexensalbe und ihre Zusammensetzung — wenn sich die Hexen damit einrieben, so flogen sie wie Eulen — und hießen daher auch Eulen — die Gelehrten wußten es besser, sie machten eine einfältige Fiction — die Fiction des Astralleibes.

Eins der bekanntesten Beispiele für die Entstehung der Sage von fliegenden Menschen sind die Hexen.

Auch die Klugen Frauen haben eine lebhafte Phantasie gehabt, von ihren Luftfahrten, ihren Flügen, Entzückungen und Raptussen erzählt und dadurch beim großen Haufen den Ruf erlangt, zu fliegen. Es scheint, daß sie sich in der Ekstase übten und es ziemlich weit brachten in der Kunst, bei lebendigem Leibe umzugehen; daß sie sich beliebig, unmittelbar, unvorbereitet, durch den bloßen Gedanken zu Hallucinationen bringen und zu ihrem Herrn und Meister auf den Blocksberg versetzen konnten. Für gewöhnlich aber machten sie es wie der lappländische Zauberer: sie brauchten ein Mittel, um sich zu berauschen und die Ekstase auszulösen. Ein Mittel, um das Delirium tremens zu bekommen und in die räthselhafte blaue Weite zu entfliehen. Wir wissen es ja: der Rausch setzt uns Flügel an, entledigt uns unserer Fesseln und erhebt uns zu den Sternen. Tag für Tag werden die narkotischen Gifte von den Menschen dazu benutzt, um einen dergleichen Taumel gewohnheitsmäßig zu erzeugen; es sind die sogenannten Genußmittel, die ihre Beliebtheit nur der mächtigen Wirkung auf die Phantasie verdanken, die aus diesem Grunde allerorten begehrt werden und zum Alkoholismus, zur Morphiumsucht, zur Aetheromanie, zum Opiumessen führen. Es ist merkwürdig, daß Männer und Frauen fortwährend trachten, die Welt zu vergessen, den Verstand zu verlieren, sich fortzumachen und wie der Rasende Roland nach dem Monde zu fliegen; und daß sie zu dem Ende bald etwas kauen, bald etwas trinken, bald etwas rauchen, trotzdem es eigentlich ein Gift ist. Man möchte sagen: sie können den Tod gar nicht erwarten. Und solche Gifte benutzten eben auch die alten deutschen Frauen, die man: Hexen nennt, wenn sie auf den Blocksberg wollten, nur daß diese zu dem Behuf nichts rauchten, nichts kauten, gewöhnlich auch nichts tranken, sondern — Einreibungen machten.

Sie wendeten äußerliche Mittel an, die sie wie graue Salbe auf der Haut verrieben. Die Hexensalbe.

Die Salbe giebt den Hexen Muth. Es ist bekanntlich ziemlich einerlei, auf welche Weise die wirksamen Stoffe dem Blutstrom ein-

verleibt; ob sie eingenommen und wie Wein getrunken, oder ob sie nur eingeathmet und wie Tabak geraucht, ob sie wie Morphium unter die Haut eingespritzt, oder wie Quecksilber in Salbenform in die Haut eingerieben werden. Die Schmiercur ist mitunter besser als alle Medicin; sie wurde von den mittelalterlichen Hexen mit Vorliebe angewendet, sogar die Vehikel, die Besenstiele, bekamen etwas ab. Die Grundlage der berüchtigten, in den Acten so häufig genannten Hexensalbe war ein Fett, sagen wir: Schweinefett — die Occultisten, die aber wahrscheinlich nur altes Gerede wiedergeben, nennen auch Leichenfett, besonders das von kleinen ungetauften Kindern; dieses wurde mit allerhand seltsamen Ingredientien, namentlich aber mit sieben narkotischen Giften stärkster Art versetzt. Was nur den Menschen toll machen kann und von der Tollheit den Namen hat, Tollkraut, Tollkirsche und Tollgerste oder Taumellolch, Nachtschatten, Mandragora, Schierling, Bilsenkraut, Stechapfel, namentlich Stechapfel, das wichtigste Tollkraut, dessen Kerne schon die peruanischen Priester kauten, um sich zu inspiriren, auch Lorbeeröl wurde genommen, um die alte Pappelore zu bereiten, die etwas gefährlicher als Pappelsalbe war. Das Teufelszeug verrieb die Hexe unter gleichmäßigem, kräftigem Drucke auf ihrer bloßen Haut, worauf sie nur noch eine Ofengabel zwischen die Beine zu nehmen und sich auf den Heerd zu stellen brauchte: dann ging es spornstreichs zum Schornstein hinaus. Sie bestieg den Pegasus, sie ritt durch die Luft, sie schwang sich auf, sie flog — und im Nu war sie auf dem Hexentanzplatz. Sie schlief nämlich gewöhnlich über ihren Manipulationen ein und lag verzückt, begeistert, weg, wie die Spiritisten sagen: im Trance, mitten in ihrer Küche; aber wenn sie am nächsten Morgen mit Katzenjammer und Kopfschmerzen aufwachte, hatte sie ihre Harzreise gemacht und den Junker Voland geküßt und alle seine Reiche und Herrlichkeiten gesehn. Sie fühlte es auch deutlich, daß sie etwas geleistet und eine wüste Orgie gefeiert hatte, so müde, so abgehetzt, so an allen Gliedern wie zerschlagen war sie, nicht anders, als ob sie hunderttausend Meilen zurückgelegt hätte. Wie war sie denn so schnell geritten? — Ei nun, sie war geflogen — sie hatte das ganz deutlich gemerkt, daß sie geflogen war. Und wenn sie es nicht mehr wußte, so ahnte sie's wenigstens; sie war über Nacht ein Vogel geworden, bei der Rückkehr nahm sie ihr früheres Wesen wieder an.

Karl Kiesewetter, der 1895 in Meiningen am Delirium tremens verstorbene Sonderling, erzählt in seinem Werke über die Geheimwissenschaften (Seite 579), er selbst habe mehrfach mit Hexensalben experimentirt. Die Einreibung der Herzgrube mit einer Lösung von Bilsenkraut habe Träume von einem spiralförmigen Fliegen zur Folge gehabt, wobei er wie von einem

Wirbelsturme umhergerissen worden sei — wenn er sich eine aus Sellerie, Eisenhut und Nachtschatten zusammengesetzte Tinctur an Herzgrube, Achselhöhlen, Scheitel und Kreuz verrieb, so schlief er in der nächsten Nacht wie ein Ratz. Aber in den folgenden Nächten träumte er regelmäßig von schwindelnden Fahrten zu Wasser und zu Lande, von Blitzzügen und Schnelldampfern und von prachtvollen tropischen Gegenden, die er in rasender Eile und im Flug durchirrte. Sothane Kunstträume seien schaurig schön, ein Wonnegraus gewesen. Aehnliche Experimente machte in den vierziger Jahren der polnische General Kopz in Sibirien während seiner Verbannung mit dem Fliegenpilz, der dort zur Bereitung eines berauschenden Getränks, aber auch als Zauberkraut benutzt wird. Ein Schamane hatte ihn mit den wunderbaren Eigenschaften dieses Schwammes, des gefürchteten Agaricus Muscarius bekannt gemacht; man nimmt an, daß die sogenannte Berserkerwuth, in welche die wilden Norweger zu gerathen pflegten und in der sich einerseits ihre Körperkraft steigerte, anderseits Sinnestäuschungen einstellten, eigentlich ein Fliegenschwammrausch gewesen sei, dessen Symptome Aehnlichkeit mit denen des Opiumrausches haben. Der Berserker glaubte auch, seine Seele vom Körper trennen zu können, aber er lief als Bär herum, daher der altnordische Name, der wörtlich: ein Bärenhemd bedeutet (Serkr Hemd, eigentlich: ein seidenes Hemd, lateinisch: Tunica serica oder einfach: Serica). Das Berauschungsmittel ist dann durch den Meth, beziehentlich durch den Branntwein verdrängt worden. Der polnische General wollte die Symptome der Fliegenschwammvergiftung an sich selbst erproben. Er aß erst einmal einen halben, ein zweites Mal einen ganzen Pilz, verfiel jedes Mal in einen langen, festen, tiefen Schlaf und sah märchenhafte Dinge, Vergangenheit und Zukunft, das unendliche, einförmige und doch immer neue, qualvolle Leben des Menschengeschlechts, wie es ein Tag dem andern sagte und eine Nacht der andern kundthat, die ewige Weltgeschichte, kurz Alles, Alles.

Was aber die Hexen betraf, so konnte es nicht ausbleiben, daß sich nachgerade auch Andere von ihrem übernatürlichen Wesen überzeugen ließen. Wer sie von ihrer nächtlichen Fahrt erzählen, wer sie so begeistert, so eindringlich von einer fremden wunderbaren Gegend reden und ein Fest schildern hörte, das nicht von der Erde schien, der mußte sich am Ende sagen: die Zucht muß doch wirklich fliegen können. Zwar ist es natürlich, daß manch Einer gern etwas Genaueres erfahren und wissen wollte, wie es die Luder machten; daß man sie beobachtete und in der Walpurgisnacht durch's Schlüsselloch guckte, um hinter ihre Schliche zu kommen. Nun, wenn das geschah, so merkte man nichts von einer Verwandlung; man sah im besten Falle nichts, als daß sie

sich einrieben und allmählich betäubt einschliefen oder in ihrem Bette lagen. Das mochte sich nun Einer zusammenreimen, wie sie das fertig brachten, jetzt ruhig auf der Erde zu liegen und morgen auf dem Blocksberge gewesen zu sein. Einzelne erleuchtete Köpfe (zum Beispiel Giovanni Battista Porta, einer der gelehrtesten Cinquecentisten) erkannten den Zusammenhang gar wohl und vermutheten, daß die ganze Phantasmagorie nur subjectiv, eine Einbildung und eine Wirkung der narkotischen Salbe sei. Aber die Menge war noch viel zu wenig physiologisch gebildet, um eine solche Wirkung zu begreifen, ja, um nur das gewöhnliche Traumleben einigermaßen richtig zu beurtheilen. Die Welt stand vor einem Räthsel; man suchte es zu erklären und machte wie gewöhnlich ganz alberne Hypothesen, die uralt sind und in dem vulgären Gespensterglauben wurzeln, sich auch bei den Spiritisten bis heute erhalten haben, ohne doch der Sache auf den Grund zu kommen. Die Folge war, daß Alles beim Alten blieb und den Hexen nach wie vor die Flugkraft und die Vogelnatur zugeschrieben, ja, daß die Nachbarin auf einem Besenstiele in der Luft gesehen und daß das eidlich beschworen ward.

Die Theosophen des 15. und 16. Jahrhunderts, die Agrippa von Nettesheim, die Paracelsus, geriethen nämlich auf die unglückliche Idee, den alten neuplatonischen Astralleib auszugraben und für ihre Theorie des Hexenwesens zu verwerthen. Sie wiederholten die überaus einfältige Fiction: daß in dem Menschenleibe, der nun der Elementarleib genannt wurde, ein zweiter, gleicher, aber feiner und leichter Leib, der Astralleib enthalten sei, der sich gelegentlich von seiner Kapsel trenne, um nach einiger Zeit wieder hineinzuschlüpfen. Wenn die Hexe auf den Brocken ziehe, habe sie ihren Astralleib abgesondert wie einen Geist: sie selbst bleibe in ihrer Küche liegen, aber der Astralleib sollte Alles erleben und erfahren, wovon sie zu schwärmen pflegte, der Astralleib fuhr zum Schornstein hinaus, ging zu Tanze und trieb mit jungen Leuten Unzucht. Jede Hexe hatte so einen Doppelgänger, und so oft man einer alten Frau ihres Gelichters begegnete, wußte man nicht recht, ob sie das selbst oder eine Astrallampe sei. Der an sich schon widersinnige Begriff eines Seelenleibes und Gespenstes wurde vollends paradox auf den Schlaf und das volle frische Leben übertragen.

Eine solche mystische, gegen den gesunden Menschenverstand streitende Theorie konnte noch eher von den Gelehrten geglaubt werden, als vom Volke. Die subtile Unterscheidung von einem Astralleib, bei dem sich Niemand etwas Gescheites denken konnte, sagte natürlich dem populären Verständniß weniger zu als das einfache grobe Wunder der Verwandlung; auch wollten die Hexen selber von einer solchen Theilung ihrer Persönlichkeit nichts wissen. Sie ließen es sich nicht nehmen, daß sie

selbst, sie, Frau Baba und Frau Baubo, auf dem Blocksberge gewesen wären; daß sie gewiß und wahrhaftig den Sabbath mitgemacht, den Buhlen im Arme gehabt und ihr Gutes genossen hätten. Es blieb also dabei: die Hexen konnten fliegen, sie wurden in ihrer Ekstase flügge, sie legten wie die badenden Nymphen auf dem Schwanenfelde bei Zwickau, wie die Meerfrauen an der Donau im Nibelungenlied ihr Schwanenhemd an und ab. Es war aber kein Schwanenhemd, es war vielmehr ein Eulenhemd; da die Hexen bei Nacht flogen, wurden sie als Nachtvögel angesehen und auch so abgebildet. Ein Jäger schoß in der Nacht eine Eule im Fluge an; an der Stelle, wo sie einfiel, fand er dann ein verwundetes Weib. Die Eulen hießen Striges im Alterthum; diesen Namen führen die Hexen in Italien und Griechenland noch jetzt (Streghe, *Στρίγλες*). Wahrscheinlich ist Hexe selbst ursprünglich ein Vogelname, wie denn die Nachtschwalbe, der sogenannte Ziegenmelker, im Innthale ein Nachtschmetterling: Hexe heißt. Mit der Waldfrau scheint zuallererst ein Vogel, und zwar eine Eule gemeint zu sein, etwa wie in Italien das Wiesel: das Fräuchen, la Donnola genannt wird. Die Hexen und die Eulen, die Nachtfrauen und die Nachtvögel tauschen ihre Gestalt genau so wie die Schwanjungfrauen und die Schwäne.

* * *

5. Die sogenannte Levitation.

Die fliegenden Menschen, die leichten Menschen — eine parallele Folgerung — ebenso gut wie behaupten, daß die Hexen flögen, konnte man auch fabeln, daß sie an Gewicht abnähmen — wirklich wurde auch so gefabelt und die sogenannte Levitation erfunden — sie ist eine Vorstufe des Fliegens — die Hexenwage, das Hexenbad — die alte Faselei neuerdings aufgewärmt und die Ekstase als ein Mittel betrachtet, das Fliegen selbst hervorzubringen — das Mittelalter war nämlich einem großen Naturgesetze auf der Spur — was man bisher als Aberglauben verschrien hat, entpuppt sich plötzlich als das Wahre — die Anziehung verwandelt sich in eine Abstoßung — die Wissenschaft muß umkehren — Aberglaube ist Trumpf!

Indessen zog das ungebildete Zeitalter noch eine andere, anscheinend minder phantastische Folgerung, die der vorigen parallel lief. Um die Hexenfahrt plausibel zu machen, erzählte man, daß sich die Frauen in Eulen verwandeln und fliegen könnten wie die Vögel. Oder man half sich damit, wie sich die Spiritisten noch heute damit helfen: daß die Hexen von den Geistern getragen würden. Das waren doch kühne Hypothesen. Ei, man konnte die Sache noch viel einfacher und natürlicher erklären. Man brauchte ja bloß anzunehmen, daß die Satanasse

leichter würden und in Folge ihrer Leichtigkeit in die Höhe gingen. Das klang wissenschaftlicher. Wirklich wurde das auch gesagt, das Fliegen der Hexen und aller Heiligen, Fakire, Brahminen, Pythagoreer und Propheten auf ihre Leichtigkeit geschoben und diese seltene Erscheinung mit dem Namen der Levitation belegt.

Dieser Name ist neu; es ist ein Kunstausdruck der spiritistischen Schule, der wie gewöhnlich aus Amerika stammt und wörtlich: die Erleichterung besagt. Levitation ist das gerade Gegentheil von Gravitation, wie levis das Gegentheil von gravis. In Italien bedeutet levitare, lievitare das Aufgehen des Teiges; il Lievito heißt der Sauerteig, französisch: Levain. Alle diese Begriffe gehen auf das alte lateinische Adjectivum levis, beziehentlich auf das Zeitwort levare und das mittellateinische Participium levitus zurück, das wie positus gebildet ist und dem alten levatus entspricht. Levis heißt leicht, levare erleichtern und in die Höhe heben. Der Sauerteig versetzt den Teig in Gährung und treibt ihn: das wird als eine Erleichterung gedacht. Die Levitation will das wundervolle Aufgehen und Wachsen des durchgeistigten Menschenteiges malen — den Auftrieb eines Organismus, der wie ein Fesselballon kerzengerade in die Höhe steigt und schwebt.

Aber wenn das Wort auch erst in unserer Zeit die officielle Benennung des vorgeblichen physikalischen Phänomens geworden ist, das Phänomen selbst hat man ebenso frühe in die Welt gesetzt wie das Märchen von den fliegenden Menschen. Es war offenbar nur eine andere Form des Märchens. Das Gefühl des Fliegens, das die Menschen im Traum und in der Ekstase haben, ist zugleich ein Gefühl der Leichtigkeit; das Fliegen setzt sogar eine Gewichtsabnahme voraus. Ein Vogel darf nicht allzuschwer sein, sonst muß er wenigstens, wie der Kondor, um aufzufliegen, erst einen Anlauf nehmen; wenn die Wachteln recht fett sind, liegen sie fest und können mit Stöcken erschlagen werden. Früher hielt man es sogar für unmöglich, daß die dicken Wachteln über das Mittelmeer fliegen könnten, um sich von einem Continente zum andern zu begeben; doch thun sie das allerdings. Sehr leichte Körper, wie Federn, fliegen ganz von selbst. Bekanntlich beruht die aerostatische Luftschifffahrt auf dem Umstande, daß die in dem Ballon eingeschlossenen Gase leichter sind als die Luft. Ebenso schwimmt ein leichter Körper auf dem Wasser, wenn dieses specifisch schwerer ist; diese Art Levitation nennen die Engländer: Buoyancy, weil die Bojen, die als Seezeichen benutzten Tonnen, schwimmend, buoyant sind. Schwimmen ist gleichbedeutend mit fliegen, sofern damit nichts weiter gemeint wird als ein Schweben. Es giebt gewissermaßen drei Stufen und Phasen des Fluges: die erste ist das Aufsteigen in die Luft, wobei der Körper von der Erde

weg und wie eine Lerche in die Höhe kommt. Diese Stufe kann vorweggenommen und auf gewöhnlichem Wege erreicht werden, indem man zum Beispiel auf einen Thurm steigt; das geschah von Simon Magus und von Lilienthal, der sich in Großlichterfelde einen 15 m hohen Hügel hatte aufschütten lassen, um von ihm aus seine Versuche anzustellen. Die zweite ist das Schweben, das sich in der Luft Erhalten; der Schwebeflug, den Lilienthal wirklich ausführte, kann als ein passives Fliegen betrachtet werden, wie das Obenbleiben im Wasser ein passives Schwimmen ist. Die dritte ist das Fliegen im engeren Sinne, eine willkürliche Bewegung des Körpers durch die Luft in horizontaler Richtung nach einem bestimmten Ziele; sie entspricht dem activen Schwimmen, welches eine willkürliche Bewegung im Wasser nach Art des Ruderns ist. Zu dem Ruderfluge wollte Lilienthal allmählich übergehen. Nun, so ist auch in der Sage zunächst bloß das Passivum dagewesen; die Heiligen und die Hexen sind zunächst bloß in die Höhe gegangen und ein wenig hängen geblieben, geflogen, ohne zu fliegen, wenn ich so sagen darf. Das war ihre Leichtigkeit, ihre herrliche Levitation.

Als der heilige Joseph bei einem seiner Flüge einmal abstürzte, fing ihn Fra Junipero in seinen Armen auf; der Körper des Heiligen war so leicht wie ein Strohhalm. Er mag also für gewöhnlich nur durch den Gegendruck der Luft emporgetrieben worden sein; die meisten fliegenden Heiligen haben es so gemacht. Den Hexen, die nicht mit Gottes, sondern mit Satans Hülfe flogen, ward diese Eigenschaft zum Verderben; wenn sie ihre natürliche Schwere nicht hatten, so war das ein Indicium. Man stellte ihr Mindergewicht ausdrücklich fest und belegte den Fehlbetrag ziffernmäßig; sie wurden wie Belsazer in einer Wage gewogen und zu leicht befunden. Sie wogen nur ein Loth; sie schwammen wie Pantoffelholz auf dem Wasser. Um das zu constatiren, benutzte man die Hexenwage und das Hexenbad. Die Stadt Oudewater in der niederländischen Provinz Südholland erhielt von Kaiser Karl V. das Privilegium, der Hexerei Verdächtige auf die Rathswage zu legen und auf ihr Gewicht zu untersuchen; zwei Jahrhunderte lang wurden die alten Weiber Hollands und Westfalens nach Oudewater geschafft und auf der Hexenwage gewogen. Bis zum Jahre 1754 dauerte die Farce. Das Hexenbad bestand darin, daß die Inculpatin an Händen und Füßen kreuzweise gebunden und wie ein Paket an einem Strick in's Wasser heruntergelassen wurde. Schwamm sie oben und sank sie nicht unter, so war sie überführt. Tausende sind in jenen finstern Zeiten verbrannt worden, weil sie nicht ertrunken waren. Zur Zeit des Langen Parlaments, um das Jahr 1644, soll ein gewisser Matthias Hopkins allein in England dreitausend Personen vom Leben zum Tode befördert

haben, weil sie die Wasserprobe nicht bestanden und — weil er für die Entdeckung einer Hexe 20 Schilling erhielt; schließlich ergab es sich, daß er selbst sein Normalgewicht nicht hatte. Gewöhnlich wurde erst gebadet, dann gewogen, zum Beispiel gelegentlich eines Hexenprocesses in Szegedin am 26. Juli 1728. Es war wohl der Gipfel des Aberglaubens, einem Menschen die Schwerkraft abzustreiten und ihm seine Phantasien auf dem Wageschein in Abrechnung zu bringen.

Das wollen nun freilich die modernen Spiritisten und die zurückgebliebenen Köpfe, die ihre Sache vertreten, keineswegs Wort haben. Nein, es tritt nun der für die Menschheit beschämende Fall ein, daß eben die alten, abgestandenen und nachgerade ganz vergessenen Märchen, die fliegenden Hexen und die fliegenden Heiligen, wiederum aufgewärmt und ohne alle Kritik für Thatsachen ausgegeben werden, die das seltsame Paradoxon stützen sollen: daß der Mensch in der Ekstase leichter werde wie gebrannter Kaffee! — Bisher glaubte man, die Hexenwage sei ein trauriger mittelalterlicher Mumpitz gewesen, und wenn ein robustes Bauernweib nur anderthalb Loth und der Mann fünf Quentchen gewogen habe, so beweise das entweder einen schändlichen Betrug oder, im besten Falle, eine Autosuggestion der verblendeten, verrückten, bei der Rathswage sitzenden Beamten. Nein, sagt der Philosoph, die Richter haben ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan, die Beamten haben recht gesehen, die Frau hat wirklich nur anderthalb Loth gewogen! Die Levitation ist eingetreten! Alle Inspirirten im Alterthum und in der Neuzeit, von Ostindien bis nach Lappland haben levitirt! — Und nun folgt ein Wust von alten schimmeligen Anekdoten, wie schon Abaris, der Sohn des Seuthes, der hyperboreische Priester, der sich nicht von Speise nährte, auf seinem Pfeile, einem Geschenk Apollos, 570 vor Christus durch die Luft geritten sei und daher den Beinamen Luftgänger (ἀεροβάτης) erhalten habe — und ein Berufen und ein Pochen auf diese albernen Geschichten, die nicht uninteressant, aber genetisch zu erklären, nicht als Beweismaterial zu brauchen sind. Nichts naiver, als wie diese Mystiker mit der Weltgeschichte umgehen und für ihre Lieblingstheorie Thatsachen zusammenwerfen — auf die Art will ich auch beweisen, daß die Spiritisten in ihren Versammlungen etwas Nützliches thun und daß sie die Wissenschaft vom Geiste fördern, anstatt sie bis zu ihren ersten kindlichen Anfängen zurückzuschrauben; und daß überhaupt Alles wahr ist, was die Menschen reden. Die Wissenschaft wird in sehr unglücklicher Weise herbeigezogen, um hier einen Schein von Glaubwürdigkeit zu erwecken und dem Publikum einzureden, daß es sich bei der Levitation um ganz bekannte Vorgänge, allgemein gültige Natur-

gesetze handele, die man erst jetzt, mit Hülfe des Spiritismus, anfange richtig zu begreifen.

Der Thierische Magnetismus wird nämlich in's Feld geführt und die ganze bisherige Betrachtungsweise der Schwerkraft angefochten. Die Anziehungskraft der Planeten ist freilich veränderlich: wenn wir zum Beispiel auf dem Mars lebten, so würden wir Alles leichter haben, weil die Masse des Mars an acht Mal geringer ist als die der Erde; das wird nur dadurch etwas ausgeglichen, daß die Kugel kleiner und die Anziehungskraft deswegen an vier Mal stärker ist. Die Dinge sind auf dem Mars etwa halb so schwer als bei uns. Mit derselben Kraftanstrengung, mit welcher man auf Erden eine Elle hoch springt, kommt man auf dem Mars zwei Ellen in die Höhe, und dann noch ein Mal so langsam wieder zum Boden; man würde sich auch beim Fallen nur halb so weh wie auf Erden thun. Aber das ist unseren Naturforschern nicht genug; sie wollen die Anziehungskraft überhaupt ganz abschaffen. Es giebt gar keine Gravitation; es giebt nur eine elektrische Anziehung. Sollte sich aber die Schwerkraft auf eine magnetische Induction zurückführen lassen, nun so stünde der Annahme nichts entgegen, daß gelegentlich auch eine Umkehrung der Pole und dann, anstatt der Anziehung, welche die Regel bildete: Abstoßung eintreten könnte. Gleichnamige Pole und gleichnamige Elektricitäten stoßen sich bekanntlich gegenseitig ab. Vielleicht, daß der fliegende Heilige nur mit positiver Elektricität geladen ist? — Wenn drei Männer einen Holzstab fest an ihre Brust drücken, so können sie mit dem bloßen Zeigefinger zurückgestoßen werden; dieses Experiment, das der Antispiritist, Herr Dr. Adams-Epstein ausführt, beruht auf diesem Naturgesetze. Die neue Erklärung verschlägt nur gar nichts: für die Leichtigkeit wird Abstoßung eingeschoben, aber es ist ebensowenig einzusehen, warum die Ekstase das elektrische Vorzeichen plötzlich ändert, als warum sie das Gewicht verringert. Wie man die Sache ansehen will, ob der Flieger einer Seifenblase oder einem Holundermarkkügelchen gleicht, das von einem Glasstabe abgestoßen wird, ist doch ganz einerlei. Ein räthselhafter, aller Erfahrung widersprechender Vorgang wird behauptet und eine Erklärung dafür gegeben. Aber es handelt sich nicht darum, den Vorgang zu erklären, sondern darum: ihn zu beweisen. Die Gelehrten sind immer mit Erklärungen bei der Hand, wie damals, wo sie wissen wollten, wie es komme, daß ein Karpfen, den man in einen vollen Eimer Wasser stecke, den Eimer nicht zum Ueberlaufen bringe. Ein Bauer kam, steckte einen Karpfen hinein, und der Eimer lief über. Oder wie damals, wo ein Kind in Schlesien einen goldenen Zahn bekommen hatte und Bücher geschrieben wurden, um das Phänomen zu erklären. Ein Goldschmied kam, und

es fand sich, daß es gar kein goldener Zahn, sondern nur ein geschickt angelegtes Goldblättchen war. Oder wie zur Zeit des Pythagoras, wo man sich erzählte: der Philosoph habe die musikalischen Intervalle entdeckt, als er zufällig die verschiedenen Töne vernommen habe, die mehrere Hämmer verschiedenen Gewichtes beim Aufschlagen auf einem Amboße hervorbrachten; und indem er dann zu Hause verschiedene Gewichte an Fäden aufgehangen habe. Verschiedene Hämmer bringen gar keine verschiedenen Töne auf einem Amboße hervor, so wenig wie verschiedene Klöppel an einer Glocke.

Wenn es eine Erklärung soll, so ziehe ich die Levitation noch vor; sie ist einfacher und entspricht der gemeinen, mittelalterlichen Auffassung der Dinge. Aber die Erklärung ist überhaupt lächerlich, weil das Wunder gar nicht stattgefunden hat. Es ist eine Fabel, daß die Menschen jemals geflogen sind; eine aus Unwissenheit und Mißverständniß aufgebrachte Fabel. Es ist die gröbste Materialisation nicht etwa eines Geistes, sondern eines psychologischen Vorgangs, meine Herren Spiritisten — o Kant, Kant, Kant, wie ist doch die Philosophie in unserer Zeit herunter. Wahrlich, vor hundert Jahren hätte man nicht gewagt, eine solche ungeheure Dummheit wie die objective Levitation zu predigen und so gar nichts von der Entstehung und Ausbildung der Mythen zu verstehen! — Die in dem Gefühl des Fliegens bestehende Ekstase ein Mittel, das Fliegen hervorzubringen; ein äußerliches Vehikel, das die Erhebung selbst besorgt; ein feuriger, mit feurigen Rossen bespannter Wagen! Welch ein Rückfall! — Aber wenn's nun doch einmal wahr ist; wenn sich das Wunder nun in den modernen Mysterien ereignet; wenn nun die Medien tagtäglich in den Spiritistenversammlungen levitiren; was sagen wir dann dazu? — Das werden wir gleich sehen.

* * *

6. Ein neuer flugtechnischer Verein.

In den Spiritistenversammlungen wird das Unzulängliche Ereigniß — das neue Naturgesetz — das physikalische Phänomen — die indischen Fakire — das mystische Schweben von Menschen und leblosen Gegenständen — welches gesehen viel Mutter Kind — das Zeugniß der Menschen ist gar nichts werth — im besten Falle besteht das Fliegen der Medien in einem Klettern nach Art der Somnambulen — Suggestion, Autosuggestion — das Wunder soll sich ereignen, darum muß es sich ereignen — so er spricht, so geschieht's; so er gebeut, so steht's da — das Wunder sieht aber erbärmlich aus — Home läuft auf einem Simse, Schraps hängt an einem Thürstock.

Nach diesem Princip, daß die Menschen in der Ekstase leichter werden — oder daß sie von der Erde abgestoßen werden — oder daß

sie verwandelt werden — oder daß sie schwebend werden — mit einem Worte, daß sie dann in der Luft stehen und auf der Luft gehen wie Petrus auf dem Meere: hat sich nun ein neuer flugtechnischer Verein gebildet, der das Unbeschreibliche thut und das Unmögliche möglich macht, alle Zweifel hebt, die ganze Natur auf den Kopf stellt und, unbekümmert um die Ungläubigen, das Fliegen als Sport betreibt; das sind die Spiritisten.

Nun gute Nacht, Isaak Newton, mit deinem Gesetz der Schwere! — Du kannst dich pappen lassen. Du hast selbst gesagt, daß du nichts davon verstündest. Die Körper sind nur jenachdem schwer, jenachdem sind sie leicht! Der Apfel fällt nicht immer herunter, er fällt auch hinauf! Er hüpft wie ein Heupferd im Stanser Thal herum! Die Parole heißt nicht Gravitation, sondern: Levitation! Die Parole heißt: Trance! — Denn die Spiritisten nennen die Ekstase: den Trance.

Hei, was für elegante Flieger! — Sie verwerfen alle äußerlichen und künstlichen Vorbereitungen und sehen mit Verachtung auf die Flugapparate und die Drachenballons herab. Sie erheben sich und bewegen sich im Luftraume ganz von selbst und fliegen aus freier Hand. Sie hangen und bangen in schwebender Pein, wie Klärchen sagt; sie sind, ohne daß sie Federn hätten, die wahren Vögel, die weißen Sperlinge im Menschenreich.

Ach! — sagen sie zu den emsigen Ingenieuren und Erfindern, indem sie die Achseln zucken, was gebt Ihr Euch doch für Mühe mit Euren langweiligen Apparaten! — Was die Natur nicht offenbaren mag, das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben. Es will Genie, es will eine innere Erleuchtung! Zauberkraft will's, Trance will's! — Das Fliegen ist ein Erbtheil, ein Racemerkmal, das die spiritistische Zunft auszeichnet, das wir von den Priestern der Vorzeit haben, das uns von anderen Menschen wunderbar unterscheidet und das wir wie eine natürliche Anlage ausbilden und weitergeben. Denn alle höheren Menschen sind geflogen, und der Spiritismus ist die unmittelbare Fortsetzung der Hexerei.

Seht Euch doch einmal unsere Medien an, wie sie es anfangen und die Welt verblüffen! — Sie denken nicht daran, sich Flügel anzusetzen und Maschinen zu gebrauchen. Frei, allein, aus eigener Kraft und Machtvollkommenheit fliegen und schweben sie. Ja, sie sind die großen Zauberer der Zeit. Sie brauchen nur ihre Mediumschaft. Was ein rechtes Medium ist, schwebt eigentlich immer in der Luft, wie eine Glocke, hoch überm niedern Erdenleben; die gebenedeiten Dinger stehen gleichsam immer auf dem Sprunge, schnellen auf wie Gummibälle und steigen wie Rauchsäulen bei schönem Wetter. Sie streben dem Himmel

zu. Altiora flagitant. Gott sei Dank, sie haben's ja dazu. Die Leichtigkeit haben sie.

Die modernen Hexen sind also die spiritistischen Medien. Ja, diese träumen nicht nur vom Fliegen. Es ist allbekannt, daß die Medien wirklich fliegen können. So oft man mit einem von ihrer Secte zusammenkommt, so erfährt man auch etwas von einem fliegenden Medium, einem fliegenden Tische oder Stuhle, einem mit sammt seinem Stuhle fliegenden Medium — Alles fliegt in der Dunkelsitzung, wie bei Heraklit dem Dunkeln Alles fließt. Wie der Magnet das Eisen, so zieht das Medium Möbel und Instrumente, Harmonikas und Guitarren, Messer und Gabeln an, schleudert sie im Zimmer umher und wirft sie den Menschen wie Papierschnitzel an den Kopf, holt sie mit übermenschlicher Kraft aus andern Zimmern herbei und apportirt sie wie ein Hund und schwingt sich dann mit der ganzen Gesellschaft wie Kolter mit seiner Großmutter in die Lüfte. Das Schweben, das Fliegen ist eines der großen physikalischen Phänomene. Da beißt keine Maus einen Faden davon ab.

Es haben das immer Tausende gesehen, nichts ist sicherer in der Welt: wer das nicht glaubt, kann überhaupt nichts mehr glauben. Denn keine historische Thatsache ist besser bezeugt, weder in der heiligen Geschichte, noch in der profanen. Man muß es also glauben, daß sich das Medium Home in London mit sammt seinem Stuhle vom Fußboden des Zimmers in die Luft erhoben habe und daß er schließlich in einem Anfalle von Raserei wie ein Sperling zum Fenster hinausgeflogen und zu einem anderen Fenster wieder hereingeflogen sei — daß der Professor Zöllner in Leipzig mit seinem Stuhle in die Luft ging, wenn das Medium Slade die Rücklehne des Stuhles nur anrührte — daß den Mr. Eglinton in München seine Geister bis an die Decke des Zimmers hoben und daß er die Decke wie ein Maler mit Hieroglyphen schmückte — daß sich das Medium Schindler in der Wiener Hofburg ohne Leiter, ohne Springstange, ohne Flügel zum Plafond hinaufgeschwungen und einen Beutel mit 100 Dukaten geholt habe, den ihm der Kaiser Franz hatte an den Kronleuchter hängen lassen. Man muß es partout glauben, ja, ja, man muß es glauben.

Und dennoch, wer thut es denn? — Wenn bei übernatürlichen Dingen das Zeugniß der Menschen beweisend wäre, so gäbe es alle Ungereimtheiten der Welt und zum Beispiel auch zu glauben, daß sich Henry S. Landor unsichtbar machen und über die himmelhohen Schneeberge des Himalaja nach Tibet fliegen kann. Nach Crookes giebt es über hundert verbürgte Fälle, daß sich Mr. Daniel Douglas Home in die Luft erhob und mystisch gleich einem Meteore dastand. Der Graf Dunraven, Lord Lindsay, Kapitän Wynne, viele Andere haben es ge-

sehen. Crookes selbst hat es drei Mal gesehen: das eine Mal saß Home auf einem Lehnstuhl, das andere Mal kniete er auf seinem Stuhl, das dritte Mal stand er auf ihm. Dieselben Leute haben Mr. Daniel Douglas Home in Victoria Street zum Fenster hinausfliegen sehen. Du lieber Gott! Hat man denn nicht auch den Doctor Faust gesehen, wie er in Leipzig auf einem Weinfaß zu Auerbach's Keller hinausgeritten ist?

Doctor Faustus zu dieser Frist
Aus Auerbach's Keller geritten ist,
Auf einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehen viel Mutter Kind?

Das Zeugniß der Menschen bedeutet gar nichts.

Wenn es in der Welt eine gut bezeugte Thatsache giebt, so ist es die Existenz der Hexen und die Existenz der Vampire. Nichts fehlt; man hat es feierlich beschworen, daß die alten Weiber auf einem Besenstiele durch die Luft geritten seien und daß man sie angeschossen habe; man hat die Blutsauger auf der That ertappt und ihnen einen regelrechten Proceß gemacht. Protokolle sind aufgenommen, Zeugen verhört, Sachverständige befragt worden; man hat ehrenwerthe Männer, Geistliche, Aerzte, Bürgermeister, Dorfschulzen geladen. Das Beweismaterial ist erdrückend; der Beweis kann nicht vollständiger sein. Gleichwohl verwirft man die Vampirsage. Das Zeugniß der Menschen ist gar nichts werth.

Es giebt viele Dinge, die actenmäßig erwiesen und dennoch Fabeln sind. Im Odenwald liegen die Trümmer der Burgen Rodenstein und Schnellert. Auf dem Schnellert sitzt angeblich der Ritter Lindenschmidt, ein wilder Jäger, ein unseliger Geist. Wenn ein Krieg bevorsteht, zieht der Ritter mit Mann und Maus vom Schnellert nach der gegenüberliegenden Burg, dem Rodenstein, wo er solange bleibt, bis wieder Friede im Lande ist. Man hört dann das Getümmel des Zuges, Pferdegetrappel und Wagengerassel, Trommelwirbel und Hörnerschall. Wie gesagt, ist die Sache actenmäßig erwiesen; es liegen die Aussagen ganzer Ortschaften vor. Von jedem einzelnen Falle mußte nämlich in Darmstadt und Mainz Anzeige erstattet werden. Und wem fällt heutzutage bei dem Herrn von Rodenstein mehr ein als etwa ein Lied von Scheffel? Das war der Herr von Rodenstein, der sprach: Daß Gott mir helf! Giebt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein des Nachts um halber Zwölf? — Die Acten und die eidlichen Aussagen ganzer Ortschaften beruhen auf sich.

Daß das Phänomen bona fide beobachtet worden ist, daran läßt sich nicht zweifeln. Aber das beweist gar nichts, so wenig als

alle Gesichtstäuschungen und Sinnesdelirien, die ebenfalls bona fide erzählt werden, etwas beweisen. Die Medien führen im Trance Bewegungen aus, die nicht über die oben (Seite 26 ff.) charakterisirten Leistungen der Fakire und der Nachtwandler hinausgehen, die aber von den Gläubigen als Flüge gedeutet werden. Die Beobachter wollen fliegen sehen und sind im Voraus überzeugt, daß die Medien fliegen werden; sie unterliegen einer Autosuggestion. Sie sind gespannt; sie sagen sich: jetzt geht's los; sie hören eine Stimme, die ihnen zuflüstert: er wird in der Luft schweben, er wird zum Fenster hinausfliegen, er wird das große Wunder thun. Daß sie voreingenommen sind und sich im Geiste das Wunder vormachen, das kommen soll, gestehen die Leute in der naivsten Weise selbst, ohne zu merken, wie sehr sie dadurch ihrer Sache schaden und auf wie schwachen Füßen dieselbe steht. Das Experiment des Mr. Daniel Douglas Home, in London, auf Victoria Street zu einem Fenster des zweiten Stockes hinaus- und zu einem andern Fenster wieder hereinzuschweben, erinnert offenbar durchaus an die Touren von Somnambulen, die an Wänden und auf Dächern herumklettern, um so mehr wenn man erfährt, daß ein starkes, mehrere Centimeter breites Gesims unter den Fenstern hinlief. Nun höre man aber, was Lord Lindsay, der Hauptzeuge, in dem Bericht der Dialektischen Gesellschaft bezeichnender Weise angiebt: Ich sah die Erhebungen in Victoria Street, woselbst Home zum Fenster hinausschwebte. Er gerieth in Trance und ging unruhig umher; dann begab er sich auf den Vorsaal. Da hörte ich eine Stimme in mein Ohr flüstern: er wird zu dem einen Fenster hinaus- und zu dem andern wieder hereinschweben. Ich war aufgeregt und schauderte bei dem Gedanken an ein solches Wagniß. Ich theilte der Gesellschaft mit, was ich vernommen, und wir warteten der Dinge, die da kommen sollten. Kurz darauf trat Home in's Zimmer; ich hörte das Fenster aufgehen. Sehen konnte ich es nicht, denn ich kehrte dem Fenster den Rücken zu (!). Ich sah nur seinen Schatten auf der entgegengesetzten Wand: er schwebte in horizontaler Lage zum Fenster hinaus. Dann sah ich ihn vor dem Fenster im anstoßenden Zimmer in der Luft stehen. Es war 85 Fuß hoch vom Erdboden. Es befand sich kein Balken längs der Fenster, sondern unter denselben nur ein starker, 1½ Zoll breiter Sims. Das nenne ich freilich ein Muster von Beobachtung und Bericht.

Lord Lindsay täuscht sich selbst, indem er hier das erblicken will, was die Mystiker unter ihrer Levitation verstehn: ein Schweben; und es ist für seine Ueberzeugung vollkommen gleich, ob er etwas wirklich

sieht oder ob er es nur zu sehen glaubt. Darauf beruht eben die Gewalt der Hallucinationen und der Sinnestäuschungen. Und genau so wird es sich mit den wundervollen Erhebungen Home's verhalten, die derselbe Lord Lindsay ein Mal, sein Anhang aber wohl hundert Mal, unter allen denkbaren Umständen beobachtet haben will, die übrigens herzlich unbedeutend gewesen sind und höchstens ein paar Centimeter betragen haben. Außerdem kann man niemals wissen, ob die Beobachter, die in der Regel Stein und Bein schwören, daß sie genau aufgepaßt haben, aber in den Künsten der Jongleure keine Erfahrung haben, nicht doch von einem geschickten Taschenspieler hinter's Licht geführt worden sind, was um so leichter angeht, als gewöhnlich überhaupt kein Licht ist. Ob nicht ein geriebener Junge, ein gelernter Seiltänzer oder Equilibrist gekommen ist, das Klettern, das Schweben, das Fliegen zu versuchen, seine armselige Production durch eine optische Täuschung und einen Trick aufbessernd. Je weniger an der Levitation thatsächlich ist, um so wahrscheinlicher wird es, daß sich professionelle Gaukler und Fakire der Sache bemächtigen und ohne Trance, unter der Maske von Medien auch dieses berühmte Kunststück vormachen; beziehentlich, daß die Medien zu Taschenspielern und Gauklern werden. Wenn aber der Trance in Wahrheit die außerordentliche Wirkung hätte, so könnte man sicher sein, daß das Wunder sehr bald seinen Barnum fände, daß ein Manager das Medium unter glänzenden Bedingungen engagirte und eine Dunkelsitzung ankündigte, die eine Attraction ersten Ranges darstellte.

Die Medien sind doch meist arme Teufel, gar häufig in trauriger finanzieller Lage. Wenn die Sache nicht einen Haken hätte, so würden sie wohl Mittel und Wege finden, wie andere Künstler öffentlich aufzutreten; sie könnten ihr Glück machen. Warum geben sie keine Soireen wie Mrs. Abbott, the Star of Virginia? — Dieses ätherische Wesen hielt bekanntlich ein Queue, das die stärksten Männer nicht bewegen konnten; selbst der Kaiser von Rußland vermochte es nicht. Die fliegenden Medien müßten auf allen Anschlagsäulen stehen. So sind sie immer nur auf einen kleinen Kreis von Gläubigen und einen wohlhabenden Liebhaber angewiesen, der sich eine Weile mit ihnen abgiebt und sich über den Löffel balbiren läßt. Sie spielen die Rolle der alten Hofdichter und Hofnarren und theilen deren kümmerliche und unsichere Existenz. Man wende mir nicht ein, daß eine größere Publizität nicht angängig sei und daß es seinen guten Grund habe, wenn die modernen Hexen nur Privatvorstellungen geben und sich nur in geschlossenen Gesellschaften sehen lassen. Das Phänomen erfolgt naturgemäß im Trance, das heißt, wie das Nachtwandeln im Schlafe. Nun, dieser Zustand ist uncontrolir-

bar; die Spiritisten können den Eintritt des Phänomens nicht genau berechnen. Das wäre aber nothwendig, wenn eine öffentliche Vorstellung gegeben werden sollte. In Folge dessen unterbleibt sie. Man sieht ein, wie nichtig dieser Vorwand ist; der Trance könnte wie der Somnambulismus künstlich hervorgerufen werden, was man Hypnotismus im engeren Sinne nennt. Der Grund liegt tiefer: es sind nicht alle Leute fähig und geneigt, den Firlefanz zu goutiren und minimale Leistungen als Wunder anzustaunen. Dazu bedürfte es einer großartigen Suggestion.

Warum behaupten die Spiritisten nicht auch, daß die Medien durch's Feuer gehen oder wie die Fische im Wasser leben und athmen können? — Wenn es Niemand anders gesehen hat als sie selber, und es hat's Niemand gesehen, so wird man immer die Achseln zucken müssen und sagen: die armen Leute! —

Die Medien vermögen in Wirklichkeit so wenig als gewöhnliche Menschen, ja, als die großen Zauberer; ein magischer Trick für das Experiment des Fliegens existirt nicht. Noch niemals ist bisher ein Magiker geflogen, man müßte denn den Absturz des Simon Magus als einen Beweis betrachten wollen; natürlich ist es auch eine Fabel, wenn indische Reisende von Fakiren berichten, die nach einer einleitenden Ceremonie plötzlich durch unsichtbare Kraft auffliegen, immer höher steigen, dem Auge ganz entschwinden und sich endlich wieder langsam zur Erde niederlassen. Ostindien ist nicht umsonst das Land der Wunder; es giebt hier sogar Ameisen, die Gold suchen, Vögel, die Sanskrit reden, und Hähne, die einen Balken an einem Strohhalm fortziehen. Wirklich können auch die indischen Fakire nichts weiter als sich mit der Hand auf einen aufgepflanzten Stock setzen und auf einer Thurmspitze stehen und schweben, wie oben (Seite 26) beschrieben worden; worauf dann andere Fakire, die Helfershelfer sind, so thun, als ob sie den Virtuosen mit ihrem Blicke bis in die Luft verfolgten. Dem Eindruck, daß die Leute wirklich gen Himmel führen, vermag sich schließlich Niemand zu entziehen. Es handelt sich also hier nur um eine durch die getroffenen Vorbereitungen erleichterte Suggestion. Denn zugetraut wird das Fliegen allerdings, den Fakiren so gut wie den Heiligen und den Hexen; ja, wahrscheinlich trauen es sich diese Individuen selber zu. Und da nun die Spiritisten unter derselben Suggestion leiden, sintemal der Spiritismus die unmittelbare Fortsetzung des mittelalterlichen Hexenwesens ist, und Niemand genug philosophische Bildung hat, um die allmähliche Entstehung eines solchen Irrthums zu begreifen: so versteht es sich, daß die Wundermär immer wieder auftaucht und der übrige Theil der Menschheit nicht recht weiß, was er von solchen Extravaganzen denken soll.

Das Wunder, für den Wunderthäter selbst vollkommen zwecklos, wird in den Spiritistenversammlungen erwartet — dies ist das Schlimme. Die Medien sind die modernen Hexen; nun, da die alten Hexen fliegen konnten, so müssen's auch die jungen. Die Hexen flogen nicht, sie flogen nur im Traume und im süßen Wahne, sie hatten einen Grund zu fliegen, sie eilten der Freude, dem Sabbath, dem Buhlen auf Flügeln der Sehnsucht zu. Aber den Ruf der Allgegenwart, des Vogelfluges, der Leichtigkeit hatten sie nun einmal — Niemand kümmerte sich darum, wie sie dazu gekommen waren; und der Spiritismus sog ihn begierig ein. Das Renommee der alten Nachteulen, den Glauben einer rohen, ungebildeten Zeit, sollen ihre Nachfolgerinnen wahren. Sonst sind sie ja nicht die außerordentlichen Wesen, für die sie gerne gehalten werden und für die sie sich selbst ausgeben. Sie müssen etwas thun. Sie sind nur der Kunststücke wegen da.

Fliegen können sie nun beim besten Willen nicht; das giebt's einmal nicht her. Aber in dem traumartigen Zustande, in welchen sie von Zeit zu Zeit verfallen, vielleicht auch in Folge einer angeborenen Geschicklichkeit klettern sie wie Eichkätzchen an den Wänden in die Höhe, laufen sie wie Marder über die Gesimse, turnen sie am Thürgerüste wie an einem Reck, spielen sie die Besessenen und die rasenden Sibyllen. Die Kundgebung ist über alle Maßen harmlos und bescheiden: als Emil Schraps, das Mülsener Medium, ein junger Webergeselle, von seinen Geistern getragen, schwebend am Vorhange erschien, indem er sich mit den Fingern oben am Thürstocke festhielt, zeigte sich sofort ein Herr aus der Gesellschaft gleichfalls schwebend, indem er sich auch festhielt. Thut nichts: es ist doch etwas. Die Zuschauer sind lauter Andacht, lauter Bewunderung. Hurra, sie fangen an zu schweben! Hurra, sie werden leicht! — Ist der Raptus vorüber, so nehmen sie wieder zu; dann wiegen sie wieder ihre sechzig Kilo und mehr. Denn das ist das Merkwürdige an ihnen, daß sie nur im Trance abnehmen, während die alten Hexen immer stiegen und immer schwammen, selbst dann, wenn sie in's kalte Wasser gelassen wurden, wo ihnen das Trance doch wohl vergangen sein wird. Das ist ein großer Fortschritt der Spiritisten, daß sie nur in der Ekstase und durch die Ekstase leichter werden. Es ist überhaupt hübsch von ihnen, daß sie hauptsächlich auf der Leichtigkeit bestehen und das Fliegen nicht mehr so stark betonen und klein beigeben — freilich nur gezwungen, der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb. Wenn sie nur mehr könnten als balanciren, sie würden es schon an die große Glocke hängen.

* * *

7. Der Vogel Federlos.

Das Räthsel vom Schnee und der Sonne — wie einmal ein Heiliger mit den Schneeflocken um die Wette geflogen ist — untauglich zum Fliegen wie der Vogel Strauß, wie eine Dronte — es wäre so schön gewesen — aber es geht nicht, es geht nicht.

Ach! Es ist nichts mit dem Fliegen ohne Federn. O weh mir des Vogels Federlos! — Ein altes Kinderräthsel lautet:

Es kam ein Vogel federlos,
Setzt sich auf den Baum blattlos,
Da kam die Frau mundlos
Und fraß den Vogel federlos
Von dem Baum blattlos.

Hätte der Vogel federlos fliegen können, so wäre er nicht gefressen worden. Die Menschen sind wie die Schneeflocken: sie müssen sich setzen. Sie können nicht oben bleiben.

Görres hat zwar auch das gesehen; wie es überhaupt gar nichts giebt, was nicht schon von den Mystikern gesehen worden wäre. Er beschreibt, wie einmal der Vogel Federlos mit seinem Kollegen, dem seligen Heinrich Seuse, latinisirt: Suso, von der göttlichen Weisheit zubenannt: Amandus, im 14. Jahrhundert um die Wette geflogen ist, indem der Beatus Henricus einmal in Schwaben unter freiem Himmel während eines Schneegestöbers levitirte, und der Schnee mitlevitirte, so daß sich die Begeisterung des frommen Mannes der ihn umgebenden Aura mittheilte, und die Schneeflocken über seinem Haupte hängen blieben und einen Nimbus bildeten. Gewöhnlich wird der Vogel Federlos, allen Beweisen von der centrifugalen Wirksamkeit der Ekstase zum Trotz, brutal von der Mutter Erde angezogen.

Und ebenso der menschliche Vogel Federlos, der gerupfte Hahn des Plato.

Die Federn thuen es eigentlich nicht, sondern die Flügel — es giebt Vögel, die sehr schöne Federn haben und doch nicht fliegen können, weil die Schwungfedern weich, schlaff hängend und zerschlitzt sind; zum Beispiel die Straußvögel. Auch die Dronte, die auf der Insel Mauritius lebte, hatte solche verkümmerte, zum Fliegen untaugliche Flügel, daher sie von dem holländischen Schiffsvolk mit Knütteln erschlagen und wie der Vogel Federlos von der Sonne gefressen wurde. O weh mir des Vogels Flügellos! —

Will er dennoch fliegen, so kann er wie Simon Magus Arme und Beine brechen — am Besten ist es, wenn er sich nicht freventlich weg-

begiebt, sondern mit Goethe lieber hierbleibt, weil es wirklich allerliebst auf der Erde ist. Das Fliegen geht recht hübsch im Traume, aber wenn man aufwacht, sitzt man wieder da als ein *ἐτώσιον ἄχθος ἀρούρης*.

Man kann zwar den Leuten etwas vorreden und einen blauen Dunst vormachen und in einer Spiritistenversammlung die Hexenfahrt, die mittelalterliche, moderige Hexenfahrt nachmachen, aber es fleckt nicht, es ist armselig, es ist ein Skandal.

O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt! Wann werde ich Adlers Fittiche bekommen! Tag und Nacht trachtet der Doctor Faust nach Adlers Fittichen! — Die wachsen nur bildlich in der Begeisterung und, wie die Hoffnung der Christen ist, im Tode. Sie werden auch gewiß einmal von den Flugtechnikern wirklich erfunden werden. Aber sie aus der Ekstase nach Art des Freiherrn Carl du Prel*) herausklauben zu wollen, ist eitel und geschmacklos. Das Medium, das arme Medium, das levitirende, schwebende, fliegende Medium! — Alles Zureden hilft nicht. Will mich's etwa gar hinauf zu den Sternen tragen? — Ach, nein, es bleibt lieber hier, ist zufrieden, wenn es nicht von den Antispiritisten beim Schlafittchen genommen wird und zum Tempel hinausfliegt, und stimmt voll Resignation das alte verständige Volkslied an:

Wenn ich ein Vöglein wär
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu Dir.
Weil's aber nicht kann sein, weil's aber nicht kann sein,
Bleib ich allhier.

---

*) Dr. Carl du Prel: Der ekstatische Flug und der technische Flug. Separatabdruck aus der Uebersinnlichen Welt (Juniheft 1898). Das Räthsel der Schwerkraft. Separatabdruck aus der Zukunft (April/Mai 1898).

Die winkende Todtenhand.

Die Lebenden winken, die Todten winken — Illusionen in Berlin, in Dresden, in Magdeburg — zweiter Fall: die Todtenhand wird ganz von der Phantasie geliefert — dritter Fall: die Todtenhand wird von einem Betrüger herbeigeschafft — die Paraffinhände, die von den Geistern zurückgelassen werden, Non plus ultra von Geschmacklosigkeit und Dummheit — die leuchtenden Hände, die in den Spiritistenversammlungen auftauchen — sie werden gesehen, das beweist nichts, daß sie gesehen werden — das Licht wird künstlich erzeugt, zunächst an den Fingerspitzen und an den Händen — warum gerade an den Händen: doppelter Grund — die Geisterhände sind die Hände des Mediums, das die Anwesenden dupirt — das Blumen und Geschenke austheilt — das seine eigenen Kunstgriffe beschönigt — Schamanismus und Mediumismus — der alte Freund.

Die menschliche Hand ist nicht nur überhaupt ein vortreffliches Werkzeug; sie ist auch eins unserer wichtigsten Sprachorgane. Mit der Hand winkt, droht, verspricht, schwört und segnet man; die Hand streckt der Versinkende aus, wenn er gerettet werden will, daher das Erheben der Hände beim Gebet. Sogar die Insekten thun das, wie die Gottesanbeterin beweist. Das Händefalten bedeutet die Demüthigung, die Ergebung in den Willen Gottes; es ist die Geberde eines Gefangenen, der sich nicht wehrt, wie das Hutabnehmen die eines Ueberwundenen, der keinen Helm mehr braucht. Aber das Erheben der Hände, seit alten Zeiten von den Bittenden angewandt, ist die Geberde eines Mannes, der untergeht und Hilfe von oben heischt. Siehst Du, daß ich eine Hand aus dem Wasser strecke, sagt der Abendländer in dem arabischen Märchen zu dem Fischer Dschaudar, so fange mich mit deinem Netze und ziehe mich heraus; strecke ich aber einen Fuß aus, so wisse, daß ich ertrunken bin. Am 6. Februar des Jahres 1609 war in Erfurt die sogenannte Todtenhochzeit. Die Tochter des reichen Nickel, schön Edeltraut, heirathete einen Weißgerbergesellen. Sie saßen beim Hochzeitsmahle, und das Gesundheittrinken, das Ansingen des Brautpaares und das Bringen von Hochzeitsgeschenken hatte eben seinen Anfang genommen, als auf einmal mit Prasseln und Krachen das Nickel'sche Haus einstürzte. An dreißig Personen wurden durch die Materialien er-

schlagen, darunter die Braut selbst; die andern kamen mit einem blauen Auge davon, zum Beispiel die Frau von Stutterheim, die noch glücklich, aber halb nackend herausbefördert wurde. Neben der letzteren ragte eine Frauenhand hervor, die winkte immerzu. In dem Augenblicke stürzte auch noch der Giebel mit dem Dache nach, und die Aermste winkte nicht mehr. Sie war begraben. Sie war todt.

Winken denn nicht auch die Todten noch? — In Berlin wenigstens. Es war Ende der sechziger Jahre, an einem trüben Novembernachmittage, da glaubten die Schülerinnen der von Mädchen der besseren Stände besuchten Victoriaschule, auf der Prinzenstraße, der Städtischen Turnhalle gegenüber, beim Nachhausegehen am Parterrefenster der Schuldienerwohnung die winkende Todtenhand zu sehen. Eine weiße, gespenstische, grüßende todte Hand. Auch am folgenden Tage, als sie wieder nach dem Schlusse des Unterrichts über den Hof gingen, erblickten sie schaudernd hinter der Gardine die entsetzliche weiße Hand. Ja, es war kein Zweifel, deutlich, ganz deutlich winkte es ihnen zu. Der Schuldiener hatte nämlich mehrere Paar weißbaumwollene Handschuhe gewaschen und auf einer Leine am Fenster zum Trocknen aufgehängt; die Dinger bewegten sich im Abendwinde hin und her. Inzwischen kam die Todtenhand im ganzen Viertel herum, auch männliche, muthige Herzen wurden angesteckt; die Zöglinge des Luisenstädtischen Gymnasiums, die gegenüber turnten, lernten wie Siegfriede das Fürchten. Und zwar war es ein Fürchten, das auf Illusion beruhte, denn Hände, wenigstens Handschuhe, die man oft mit Händen verwechselt, hingen ja thatsächlich am Fenster. Die Todtenhand war nur ein Schatten, ein Gemälde von einer Hand, aber die Erscheinung hatte einen guten, unschuldigen Grund, wie irgend ein Gespenst, das die erhitzte Einbildungskraft aus einer weißen Handquehle, einem Vorhang, einem Betttuch im Mondenlichte macht.

Solche Illusionen sind ja in unserem aufgeklärten Zeitalter durchaus nichts Ungewöhnliches. Erst vorigen Sommer hielt die Dresdner ein geheimnißvoller Vorgang in ebenso fieberhafter Spannung. In einem Hause der inneren Altstadt, in einer Wohnung im zweiten Stocke, deren Inhaberin vor Kurzem verstorben war und die deshalb noch leer stand, wollte man allabendlich ein klägliches Geheul vernommen und durch das offenstehende Corridorfenster eine weiße Gestalt gesehen haben, die sich geisterhaft bewegte. Da sich die Furcht der Hausbewohner beständig steigerte und sich zuguterletzt gar Niemand mehr über die Schwelle wagte, wurden drei Soldaten gefordert, um der Sache auf den Grund zu kommen und den Spuk mit Waffengewalt zu vertreiben. Das erhebende Schauspiel, die drei Vaterlandsvertheidiger kühnen Muthes,

mit gezogenem Säbel in die gespenstischen Räume eindringen zu sehen, während die Miethleute zitternd auf der Treppe standen und bang des Ausgangs harrten! — Und welch ein Schauspiel bot sich den wackeren Jungen selber dar! Nach einem Weilchen kehrten sie triumphirend zurück, die Geister an der Kette. Sie hatten einen alten abgemagerten Kater und eine weiße Gardine zu Gefangenen gemacht. Der an dem offenen Fenster durch den Luftzug hin- und herbewegte Vorhang war die weiße Gestalt gewesen und das hungerige Thier hatte die Musik dazu gemacht, daß die Philister verrückt geworden waren. Die Gespenster sind Trugbilder.

Eine ganze Parthie schloßweißer Gespenster ballt sich vor uns zusammen! — meint der abergläubische Postillon in dem von Apel und Laun herausgegebenen Gespensterbuche zu dem Proconsul, das heißt zum Oberbürgermeister von Magdeburg; seine Pferde bäumen sich hoch auf und sind nicht vorwärts zu bringen. Ein Schimmel ist auf dem Hohendodelebener Wege über Nacht gestürzt und liegen geblieben. Das vertrackte Vieh wird dem Unglücklichen, der sich nicht beim Galgenberge vorbeigetraut und schon eine Heidenangst vor den drei Gehenkten, den drei gnädigen Herren dort oben hat, zu einem Alp, zu einem unüberwindlichen Hinderniß, zu einem Geisterberge. Auch hier ist die Todtenhand da, eine drei- und vierfache Todtenhand, die das Kleeblatt auf dem Rabensteine ausstreckt — und zuletzt muß auch noch das Aas daliegen.

Es kommt aber auch vor, daß die Todtenhand ganz von der Phantasie geliefert und in Wirklichkeit gar nichts gesehen wird, nicht einmal ein weißbaumwollener Handschuh. Wer kennt nicht die schaurige Geschichte, wie sie abermals in dem alten Gespensterbuche steht? — Ein Todter ist eben begraben und in der Familiengruft beigesetzt worden. Da erbietet sich ein Beherzter, ein Starkgeist, um Mitternacht hinunter in's Grabgewölbe zu steigen und den Verewigten zu besuchen, wie Don Juan den Comthur. Man sitzt bei Tisch, es wird gewettet, er nimmt eine Gabel mit: sie will er in den Sarg einstechen und unten lassen, zum Beweise, daß er wirklich da war und nicht geflunkert hat. Bei der Ausführung versieht sich der Unglückliche und steckt seinen Rockschooß mit an, sodaß er nicht wieder los kann, sondern wie festgenagelt ist, wie von unsichtbaren Händen zurückgehalten wird. Nun sieht er diese Hände, er fühlt in seinem Schrecken die eisige Todtenhand, die ihn mit furchtbarer Gewalt umklammert und der er sich nicht entwindet, wie Don Juan den Händedruck des steinernen Gastes spürt. Wie Don Juan wird er von Entsetzen übermannt und von dem todten Mann getödtet. Hier handelt es sich nicht um eine Illusion, sondern um eine Hallucination, indem zwar das Gesicht nicht ohne Anlaß ist, die Todten-

hand selbst aber doch nur im Geiste gesehen, von der Phantasie erschaffen, von der Gespensterfurcht vorgespiegelt wird, wie der Fischer, der mit seinem Kahne von den Wellen verschlungen wird, die Hände der Nixe sieht, die aus dem Wasser heraufreichen und ihm das Ruder wegziehen.

Giebt es nicht noch eine dritte winkende Todtenhand? — Sie kann auch von einem Betrüger herbeigeschafft und absichtlich, zum Schabernack oder zum Jux einem arglosen Menschenkinde zwischen die Finger gespielt werden. Ich erinnere mich an ein Gesellschaftsspiel, das: die Kalte Hand genannt wird. Alle Theilnehmer haben die Hände unter den Tisch zu halten und sich gegenseitig etwas recht Verfängliches, recht Unerwartetes zuzustecken. Eine Sammetbürste, ein Hasenpfötchen, eine todte Maus, einen lebendigen Frosch und was dergleichen mehr; nachgesehen werden darf nicht. Die Hauptrolle nun spielt dabei ein mit nassem Sande gefüllter Handschuh, die Kalte Hand, die Niemand ohne Grauen anfaßt und in der Hand behält. Solche kalte Hände werden wohl auch den Schläfern in's Bett gelegt, um sie zu erschrecken, ja, man sucht sich zu dem Ende von einem Arzte oder von einem Todtengräber oder sonst einem Leichenheinrich wohl gar die Hand von einer wirklichen Leiche zu verschaffen. Wie gewöhnlich giebt es einen, der an nichts glaubt und der vor nichts zurückbebt; da stellt ihn ein Bekannter auf eine harte Probe. Er verkleidet sich als Kapuzinermönch und tritt nächtens in der langen braunen Kutte, in der sich die Edelleute weiland begraben ließen, an das Bett des ruhig Schlafenden. Dieser wacht auf und glaubt, den Spaßvogel trotz seiner Verkleidung zu erkennen; er macht sich lustig über ihn. Cucullus non facit Monachum! — ruft er ihm zu und streckt ihm die Hand entgegen. Aber in diesem Augenblicke giebt ihm der falsche Bruder die in dem Aermel seiner Kutte bereitgehaltene abgeschnittene Leichenhand in die Hand und läßt sie ihm in der Hand, indem er selbst verschwindet. Es ist unglaublich, was die Menschen mitunter für alberne Späße treiben, auf was für gottlose Foppereien sie verfallen. Wie gewöhnlich, soll der Gefoppte wieder vor Schreck gestorben sein.

Die armen Menschen, die noch nicht die Gewohnheit haben, mit Todten umzugehen! — Die noch nicht abgehärtet sind wie unsere Spiritisten. Die bekommen nämlich alle Abende eine Hand von einem Todten. Sie haben dieses wunderbare Möbel, das Medium; das stecken sie in einen Tüllsack, der um den Hals herum zugebunden wird, und setzen es auf einen Stuhl hinter einem Vorhang, wo es in Verzückung fällt. Neben ihm auf einem Tische steht eine Schüssel mit geschmolzenem Paraffin und ein Waschbecken voll kalten Wassers. Sofort kommen die Geister schaarenweise in die Nähe des Mediums geflattert, tauchen ihre

Hand in das flüssige Paraffin und hierauf in das kalte Wasser, sodaß das Paraffin erstarrt und einen wachsartigen Ueberzug über die Hand der Geister bildet, den sie ausziehen wie einen Handschuh. Dann verschwinden die lieben Geister wieder, es ertönen Klopflaute zum Zeichen, daß Alles vorüber ist und Licht gemacht werden kann: das Medium liegt in seinem Sacke bewußtlos auf dem Boden, aber in dem Waschbecken schwimmt, ein wunderbares Geisterleibzeichen, eine Paraffinhand, der abgezogene Handschuh, eine Form, in die nur Gips gegossen zu werden braucht, um einen Abguß des Modells, eine getreue Nachbildung der gebrauchten Todtenhand zu erhalten.

Diese Paraffinhände sind wohl der Gipfel spiritistischer Geschmacklosigkeit und Einfalt. Die Voraussetzung: daß die Todten wiederkommen, um ihre Hände abzuformen und zu dem Ende in eine Schüssel mit geschmolzenem Paraffin zu stecken, hat etwas dermaßen Albernes, daß man Personen, die sie machen, für schwachsinnig und für absolut unzurechnungsfähig erklären muß. Es verlohnt sich auch wahrlich nicht der Mühe, nachzuforschen, wie es das Medium gemacht habe und wie der faule Zauber zu Stande gekommen sei; ob der Gaukler, der zwar eine Hand befreien, sie aber aus technischen Gründen direct zu dem Geschäfte nicht brauchen kann, etwa einen Kollodiumhandschuh in der Stiefelette gehabt und diesen in das Paraffin und in das Wasser eingetaucht habe, und was dergleichen mehr — wer interessirt sich denn außer einem Spiritisten für eine so armselige Spielerei! — Genug, daß die Form von irgend einem Betrüger geliefert wird, um die Leute, die nicht alle werden, zu hintergehen; und daß diese Paraffinhand um nichts besser ist als der mit nassem Sande gefüllte Handschuh, der unter dem Tische herumgereicht wird, oder als die abgeschnittene Todtenhand.

Also die Handabdrücke, die Paraffinhandschuhe und dazu die Talpen in Mehl und Ruß, daß Gott erbarm! — Wie steht es denn nun aber mit den wirklichen Händen, die in den Spiritistenversammlungen auftauchen und die ihnen die Geister der Verstorbenen aus dem Jenseits sichtbar und fühlbar entgegenstrecken? In welche von den drei Klassen fallen wohl die Hände, mit denen die sogenannten Materialisationen zu beginnen pflegen; sind es Illusionen, Hallucinationen, Mystifikationen? — Alles zusammen. Jenachdem.

Sie beruhen auf Selbsttäuschung — auf Sinnestäuschungen, denen ein wirklicher, falsch gedeuteter Eindruck zu Grunde liegt — und auf absichtlichen Täuschungen.

Gewiß mögen die Anhänger der Secte in der Dunkelsitzung Geisterhände und am Ende die Geister selber irrlichteliren sehen. Oft, oft

mögen sie den Händedruck des Jenseits spüren und vor Staunen und Kitzel ganz außer sich gerathen. Diese Menschen sind wie Geisteskranke zu betrachten, und wenn sie nicht schon krank sind, so werden sie es in diesem Dunkel, bei dieser Musik, diesen fremdartigen Gerüchen. Es kommt nicht darauf an, ob einer Hände sieht; sondern darauf, ob er sie nicht bloß zu sehen glaubt. Ob das Gesicht auf einen augenblicklichen Sinneseindruck hin erfolgt; und wenn, ob der Eindruck von einer Geisterhand herrührt. Das Sehen allein thut's nicht; wenn das bloße Sehen genügte, so gäbe es gar keine Gespenster und keinen Betrug mehr auf der Welt. Zu allen Zeiten hat man Geister gesehen, sei es, daß man sich auf das Widderfell in einem Todtenorakel legte; sei es daß man im Sonnentempel zu Sagomozo, dem peruanischen Orakelsitze, Stechapfelkerne kaute; sei es, daß man einfach in seinem Bette lag und träumte. Wer Geister sieht und daraus auf die Existenz von Geistern schließt, kommt mir gerade so vor, wie Einer, der Funken sieht, oder wie Einer, der Mücken sieht, und nicht weiß, daß das eine Augenkrankheit ist.

Das spiritistische Medium soll einmal noch im Stande der Unschuld sein — dieser Stand ist wie bei Adam und Eva längst verloren. Es träumt: es verfällt in den Transitus, das Trance, das heißt in jenen Zustand der Verzückung, in welchem es von Geistern umgeben ist und sie wie Orpheus die wilden Thiere um sich sammelt. Mehr oder weniger träumen alle Spiritisten während der Dunkelsitzung, wenn alle Lichter ausgelöscht, die Jalousien heruntergelassen und die Fenster so dicht verhängt sind, daß nicht der geringste Schein von außen hereindringen kann. Das Medium träumt, wir wollen einmal annehmen, daß es wirklich träume; und vermittelst eines psychischen Contagiums überträgt es seine Gesichte auf die ganze andächtige engverbundene Gemeinde, sei es, daß es selbst ein Glied der Kette bildet, sei es, daß es wie ein Götzenbild mitten im Kreise sitzt. Die Geisterwelt ist nicht verschlossen, dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt! — dieses Motto, dessen Wahrheit der Doctor Faust endlich einmal einsieht, wird von den Spiritisten gar zu gern citirt; durch den Einfluß des Mediums wird der Sinn der Anwesenden aufgeschlossen, ihr Herz empfänglich gemacht, daß sie die Johannisfunken sehen, die hier in der Dämmerung aufgehen wie die Sterne am Himmelsdom, und die Flämmchen wahrnehmen, die wie Schneeflocken in der Nähe des Mediums stieben, um gleich wieder zu verschwinden. Dieses Flammen, dieses Leuchten, dieses Sich-Verklären ist eine Eigenschaft, die zunächst den höheren Personen selber zugeschrieben zu werden pflegt, den großen Gesetzgebern und Propheten sogut wie niemals fehlt; ein Sinnbild ihrer inneren Erleuchtung und Tageshelle, von der Plattheit der Ver-

ehrer in einen reellen Nimbus übersetzt, eine fromme Phantasie. Nachgerade erscheinen dem Volke aber auch die Geister weiß und leuchtend, wie kleine Flämmchen; und so muß sich, um mit Schiller zu reden: eine Glorie von Orionen um das auserwählte Rüstzeug bilden. Das Medium, das wie Moses des Mittleramtes waltet, das die Seelen der Verstorbenen wie ein Hirte weidet, das den Spiritisten die göttlichen Geheimnisse wie ein gottbegeisterter Priester auslegt, es muß nicht nur selbst einen Heiligenschein haben wie ein richtiger Heiliger, es muß auch den Widerschein des ganzen Himmels an sich tragen, und dieser doppelte und dreifache Schein wird von seinen überspannten Anhängern gesehen, wie er an Moses gesehen ward, als er den Sinai herabstieg.

Unmerklich setzt aber nun hier die Kunst des Mediums und seiner Helfershelfer und die absichtliche Täuschung ein, die der Phantasie der Thoren nachhilft und den frommen Traum realisirt. Die Phosphorescenz, die das höhere Wesen mit allen Geistern in der Legende entwickelte, wird nun gleichsam gemalt, durch Leuchtfarben erzeugt, thatsächlich durch Phosphor hervorgerufen. Phosphor leuchtet bekanntlich an der Luft im Dunkeln, wobei er langsam verbrennt; die Spiritisten nehmen gewöhnlich Phosphoröl, ein bekanntes Arzneimittel, das aus einer Lösung von Phosphor in Mandelöl besteht, und womit sie die Fingerspitzen, beziehentlich die Finger ihrer Handschuhe bestreichen, Masken imprägniren. Von Leuchtfarben wird gewöhnlich Balmain'sche benutzt, die im Wesentlichen aus Schwefelcalcium besteht. Dieses Pulver ist im reinen Zustande gelblich leuchtend; durch Ausglühen und Zusatz geringer Mengen eines Wismuthsalzes leuchtet es mit violettem Licht, also gerade wie es gewünscht wird, und zwar bis zu 40 Stunden. Die Leuchtfarbe wird auf ein Lederläppchen aufgetragen und unter dem Rockfutter verborgen gehalten, um dann ebenfalls, im geeigneten Augenblicke, die Fingerspitzen damit zu färben. Auf diese Weise machen sich die Medien die leuchtenden Finger und die leuchtenden Hände, die der große Haufe sehen möchte, wirklich aus Gefälligkeit, wobei sie die Vorsicht brauchen, nur die Hohlhand zu präpariren, damit der Schein im Handumdrehen wieder verschwinden kann. Bedient sich das Medium eines Handschuhs, so braucht dieser nur ausgezogen und eingesteckt zu werden.

Die Handgreiflichkeiten des überirdischen Packs, die albernen Späße und Neckereien der sogenannten Geister und ihre sonstigen Zudringlichkeiten bleiben natürlich ebenfalls der Handfertigkeit des Mediums überlassen, das den Narren die Hand giebt und schüttelt und sie mit der eiskalten Todtenhand berührt, indem es einen im Rockärmel verborgenen flachen Schwamm hervorholt und sich die Hand mit geläutertem Aether

anfeuchtet. Zwar klatscht unser Medium trotz der weihevollen Stimmung ununterbrochen und in gleichmäßigem Tempo in die Hände, um zu beweisen, daß es dieselben zu etwas Nützlichem gebraucht und keine Allotria treibt; es legt wohl auch, wenn es am Tische sitzt, zu mehrerer Gewißheit seine Hand um das Handgelenk des Nachbars, der volle Sicherheit haben soll. Aber nicht nur, daß ein guter Taschenspieler zugleich klatschen und arbeiten kann, indem er gleichsam mehr als zwei Hände hat: er klatscht wohl auch einmal zur Abwechselung mit der einen Hand schallend auf die Backe, so daß die andere frei wird, und ersetzt die den Nachbar umklammernde Pfote unbemerkt durch eine Mechanik, die aus Uhrfedern gefertigt, mit Gummi ausgepolstert und wie eine Armspange eingerichtet ist, und die der Tropf in der Dunkelheit für die Hand des Mediums hält. Ich möchte wissen, warum das Medium klatschen und dem Publikum Sicherheit geben muß! Warum setzt es ein so schnödes Mißtrauen voraus? Wozu beweisen, daß seine Hände nicht mit im Spiele sind, versteht sich das nicht von selbst? Wenn sich die Geister künden .... aber wo sind die Geister, wo bleiben sie? — Es wird vorgeschlagen, etwas zu spielen, etwas zu singen — die Geister lieben den Gesang — wo man singt, da lassen sie sich nieder und hören zu — wirklich singt Alles, es ist so fromm und andächtig, so feierlich wie in der Kirche. Man glaubt sich in die Pariser Isis-Mysterien versetzt. Da plötzlich, was war das, o, was war das? — Herr Oswald Mutze ist beim Ohrläppchen genommen worden, wie Horaz vom Gott Apollo. Die Frau Staatsrath Schleiden ist an ihrem Schwanenhalse gekitzelt worden. Herr Kolonialdirector Sellin fühlt einen Nadelstich am Knie. Die Signorina Lombroso verliert auf einmal wie Rhodopis ihren Schuh. Es hat einen kühlen Luftzug gegeben. Es hat aus der andern Welt herüber gepfiffen und gesprochen. Und nun beginnen auch die Hände sichtbar zu werden, die das gethan; sie flimmern, sie phosphoresziren. Aber die Kette nicht unterbrechen! Den Nachbar nicht loslassen! Es sind große Kundgebungen zu erwarten! — Der Spiritismus ist eine einzige Satire auf die Geister, hervorgegangen aus den kindischen, unreifen Vorstellungen des geistigen Pöbels vom Leben nach dem Tode.

Daß die Materialisationen mit den Händen anfangen, hat seine geweisten Schubsäcke: das Medium arbeitet wie jeder Taschenspieler in erster Linie mit den Händen. Die Hände, nicht die Köpfe haben bei den Spiritisten Anspruch auf Heiligenschein und Nimbus. Uebrigens hat dieser Anfang auch sonst etwas psychologisch Richtiges und darum Bestechendes. Eine Hand, die aus den Wolken reicht, war in den ersten vier Jahrhunderten das stehende Symbol Gottes des Vaters; erst all-

mählich wagte es die christliche Kunst, die Gottheit in Menschengestalt abzubilden. So wagt sich auch die Phantasie des Spiritisten zunächst nur an die Hand, der ganze Astralleib folgt erst später. Was Wunder? — Die Hand ist das Erste, was uns von einem lebendigen Menschen anspricht, sie gleicht einem vorgestreckten Fühler, sie begrüßt uns, sie deutet uns, sie verdolmetscht anschaulicher als die Zunge alle Bewegungen und Empfindungen des Herzens. In ihr ist gleichsam die Seele vorgebildet: die Hand wird sehr häufig für die ganze Person genommen, für den Arbeiter, den Matrosen, den Geber; folgerecht die Todte Hand für den Todten, der im Tode seine milde Hand noch aufthut und seine Güter der Kirche hinterläßt, daher das nachgerade die Bezeichnung für die Kirchengüter und die frommen Stiftungen überhaupt geworden ist. Deshalb zeigt auch das Medium in seinem Trance zunächst nur die Hände von dem verklärten Leibe, erst anschließend die Arme und die anderen Gliedmaßen, die volle Gestalt zuletzt — es ist ja nicht ein Embryo, der sich entwickelt und bei dem im ersten Monat noch jede Spur von Gliedmaßen fehlt, im zweiten Monat erst kurze Stümpfe und Andeutungen von Fingern und Zehen bemerkbar werden; sondern das Bild eines ausgewachsenen Menschen, das im Gedächtniß haftet, von dem aber nur ein kurzes Endchen in's geistige Auge fällt. Das hindert natürlich nicht, daß die Spiritisten mitunter Kinderhände sehen, daß ihnen etwas über den Kopf oder über das Haar streicht und sie dann ein weiches, warmes, mildes Kinderhändchen zu fassen bekommen, das sich ihnen sanft entzieht — die Phantasie spielt eben mit Geistern jeden Alters und Geschlechts und mit den Kleinen so gut wie mit den Großen.

Aber es kommt weit mit diesen Händen! — Die Zaubervorstellung des Mediums beginnt, das den Anwesenden Bonbons und Apfelkuchen präsentirt, von einem befreundeten Geiste aus dem Sommerlande einen blühenden Cactus holen und auf den Tisch inmitten des Zirkels setzen oder wie Bastian den Herren aus einem abseits stehenden Blumenkorbe die schönsten, im Stillen gewünschten Gardenien reichen läßt. Psychische, elementare, zarte, unförmliche, leuchtende, fahle, rothbraune, olivengrüne Hände tauchen auf, schweben in dem dunkeln Raume wie Wolken auf und nieder, kneifen den Professor Zöllner in den Arm, in's Knie, in seine dicke Backe, fächeln ihm Luft zu, krabbeln ihn im Nacken, am Kopfe, im Gesicht; oder nehmen dem Naturforscher Crookes einen Bleistift aus der Hand, schreiben einen Klapphornvers auf und steigen dann wieder über die Häupter der Anwesenden empor, um in der Finsterniß zu verschwinden. Man soll keinem Geiste die Hand geben, am wenigsten einem, der noch gar nichts weiter ist als eine Hand;

aber diese beiden Wackeren haben sich nicht gefürchtet, sie haben keck in's volle Jenseits hineingegriffen und den Spirits herzhaft die Hand geschüttelt und diese ihren Händedruck erwidert wie gute, alte Freunde. Die Geisterhände haben sich reell und lebenswarm angefühlt, nur bisweilen waren sie wie spitze Hundskrallen, eisigkalt und todt. Man konnte mit ihnen ringen und seine Kräfte messen: Zöllner giebt der Hand, die zu einem Vorhang herausreicht, einen Stock, er selbst will an dem einen Ende ziehen, die Hand soll am andern Ende anfassen und ziehen, und sie wollen sehen, wer den Andern Herr wird. Ein Franzose, der in Ostindien reist und mit einem Fakir experimentirt, sieht durch sein Schlafzimmer eine schwachleuchtende Wolke ziehen, aus der sich Hände bilden — die Hände verdichten sich, verschwimmen wieder, materialisiren sich von Neuem, sie gleichen einem Nebelbilde, das aus der Ferne herübergrüßt — Monsieur Jacoillot, so heißt der Franzose, fragt den Fakir, ob es nicht möglich wäre, diese Hände zu berühren: sofort löst sich eine Hand von der Gruppe ab, schwebt dem Frager entgegen und drückt ihm die dargebotene Rechte. Sie ist klein, geschmeidig und feucht wie die Hand Desdemona's, gefühlvoll wie die der Madonna in der Nacht von Correggio. Lächelnd fragt der Franzose wieder, ob ihm diese kleine Hand nicht etwas zum Andenken geben wolle? — Augenblicklich bricht sie eine Rosenknospe ab und wirft sie ihm zu. Dann ist sie verschwunden.

Das könnte fürwahr kein Cagliostro, kein Agoston schöner machen, der neuerdings durch die Vorführung von Geistererscheinungen, wobei er große Scenen in überraschender Ausstattung anordnete, bekannt gewordene Chevalier. Es versteht sich von selbst, daß alle diese schönen Sachen vom Medium verborgen gehalten und herbeigeschafft worden sind. Der wunderbare Zustand des Mediums, die den Ekstatiker umgebende Geisterfülle, die Schwärmerei, die sich der ganzen Versammlung mittheilt, muß, wie gesagt, nothwendig dazu führen, daß sich gewöhnliche Taschenspieler der Sache bemächtigen und die Geistererscheinungen, die sie nicht haben, mit ihren Mitteln erzeugen, um dem schaulustigen Publikum genug zu thun; oder daß die Medien Taschenspieler und Gaukler werden. Aller Spiritismus beginnt mit Selbsttäuschung, führt hierauf zu Mißverständnissen und endigt mit einer bewußten Mystifikation. Die warmen Hände, die sich so herzhaft schütteln und drücken lassen, mit dem Professor Zöllner Haschens und Versteckens spielen, Kraftproben anstellen und an einer Schiefertafel mit ihm zerren, sind, das versteht sich am Ende doch! — nicht mehr Visionen, sondern richtige, derbe, dralle Patschen, die dem Mob für Geisterhände aufgeredet werden, aber höchst wahrscheinlich dem Medium selber angehören, das in seinem

Trance liegt. Wenn sie sich aber zur Abwechselung einmal, wie Crookes behauptet, eisig, kalt und todt anfühlen, so fürchte ich sehr, daß sich Mr. Home, sein Privatmedium, die Hand mit Aether befeuchtet und mit dem englischen Chemiker einen Spaß im Stile der Kalten Hand erlaubt hat. Dazu bedarf es noch gar keinen Cagliostro; diesen Trick verstand auch das andere Medium, das Herrn Crookes gleichfalls zu Beobachtungen diente, die fünfzehnjährige Florence Cook, die nachmals einen Mr. Corner heirathete und seitdem: Mrs. Corner hieß. Die junge Person ließ eine gewisse Katie King oder Annie Morgan erscheinen, die eine Hofdame der Königin Maria Stuart gewesen sein sollte; leider hat sie Schiller nicht gekannt, er führt nur die Amme Hanna Kennedy und die Kammerfrau Margaretha Kurl redend ein. Dieser muntere Geist bewegte sich, während die Cook hinter einem dicken Vorhang in Verzückung lag, im Sitzungszimmer umher, sprach mit den einfältigen Spiritisten, streichelte sie, küßte sie, schrieb ihnen dummes Zeug auf, schenkte ihnen eine Locke von ihrem Haar und ließ sich von ihnen nach Herzenslust angaffen und photographiren. Natürlich, Alles unter den striktesten Prüfungsbedingungen — man weiß wirklich nicht, was man mehr bewundern soll, die Keckheit des Mediums oder die ungeheure Naivetät des Publikums. Der Physiker Varley, der den am 20. März 1874 bei dem Friedensrichter Luxmoore mit ihr angestellten Experimenten beiwohnte, sagt in seinem Berichte: Katie habe auffallend Miß Cook geglichen; sie habe genau so ausgesehen wie das Medium; und sie habe das selbst bestätigt. Sie habe auf diese Bemerkung geantwortet: Ja, ja! — Wenn man aber glaubt, daß der Physiker Varley dadurch an der Erscheinung irre geworden sei, so täuscht man sich gewaltig. Er durfte sich Katie nähern, sobald das Zimmer verdunkelt worden war; er durfte ihre Hand ergreifen. Diese Hand war lang, kalt, klebrig und feucht. Ein paar Minuten später hieß ihn Katie in's Hinterzimmer gehen, um Miß Cook aus ihrem Schlaf zu wecken. Varley fand sie in einem tiefen Trance, in ihren Lehnstuhl gesunken, ihr Kopf lag auf ihrer linken Schulter, ihre rechte Hand hing herab. Diese Hand war klein, warm und trocken.

Man sieht, daß man ein unterseeisches Kabel legen und doch von einem Mägdlein an der Nase herumgeführt werden kann. Sobald sich ein Medium sehen läßt und der Schwerpunkt der Vorstellung nicht mehr in seinen eigenen Gesichten, sondern in den sensationellen Wundern liegt, deren die Zuschauer theilhaftig werden sollen, kann man schwören, daß man in die Geschwindkunst, die Fingerfertigkeit und in die Salonmagie geräth. Und es ist charakteristisch, daß sich vorzugsweise stille Gelehrte haben dupiren lassen, von denen man sagen möchte, daß sie

niemals einen leidlichen Taschenspieler und Illusionisten zu Gesicht bekommen haben könnten; seltener Weltleute, die von vornherein an ein gewöhnliches Handkunststück denken.

Bekanntlich sind die Medien verschiedene Male entlarvt und als die Geister erkannt worden, die sie beschworen haben wollten; Katie King, die angebliche Hofdame der Königin Maria Stuart, wurde am 9. Januar 1880 in einer neuen Sitzung von den Herren George Sitwell und Karl von Buch gepackt und genau so an den Pranger gestellt wie kurz darauf (am 11. Februar 1884) in Wien das Medium Harry Bastian von dem Erzherzog Johann Nepomuk Salvator — wir kommen am Schlusse des Buches auf diese Entlarvungen zurück. Nun, wenn sich die Illusionisten an den ganzen Astralleib machen und mit Mull und Batist die Geister erscheinen lassen, so werden sie wohl die Hände vorzublenden im Stande sein! — So gut wie die altchristlichen Maler.

Mit anderen Worten: die Todtenhände, die in den Spiritistenversammlungen auftauchen, entpuppen sich jetzt wie alle angeblichen Phänomene der Zunft, wie namentlich die Materialisationen selbst als Mumpitz. Fauler Zauber, Blendwerk von Fahrenden, die sich: Medien nennen und die mittelalterliche Denkungsart des Volks ausnutzen, geschickte Salonmagie. Von jeher hat man die Seelen der Verstorbenen beschworen und bald direct gerufen, bald holen lassen; diese Kunst, die Geister, die zunächst nichts weiter als subjective Erscheinungen und bloße Phantasiegebilde sind, objectiv zu machen und mit den raffinirten Mitteln einer fortgeschrittenen Technik zur Darstellung zu bringen, ist keineswegs etwas Neues. Man nannte das in der sinkenden Zeit des griechisch-römischen Alterthums: Nekromantie, im Mittelalter: Schwarze Kunst; bei den Naturvölkern heißt es: Schamanismus, bei den Amerikanern: Spiritismus oder Spiritualismus. Man sagt, daß sich nur noch die Samojeden und die Tungusen und einige Stämme im Altai zum Schamanismus bekennen: jede Spiritistenversammlung beweist das Gegentheil. Der Name thut nichts zur Sache; aus dem Schamanen ist ein Medium und aus dem Schamanismus der Mediumismus geworden, die Praxis ganz dieselbe. Der sibirische Schamane, der die Geister der Verstorbenen ruft, versetzt sich durch allerhand Narkotika in Ekstase, die er bis zur Raserei steigert, sodaß er sich in epileptischen Zuckungen am Boden wälzt und völlig gefühllos wird. Schließlich ergreift er eine Trommel, bei deren Ton er sich allmählich beruhigt. Diesen Zustand nennt man jetzt das Trance oder den Transitus; er ist die eigentliche Quelle der Geistererscheinungen, weil der Zauberer dann im Traume mit den Verstorbenen verkehrt. Bald genug wird

die Raserei nur noch fingirt und von dem Schauspieler wie eine Maske zur Verdeckung seiner Operationen vorgenommen: so das Trance. Während Mr. Home oder Mr. Slade in tiefem Schlafe liegt und sich mit unsern Vorangegangenen unterhält, drückt uns jemand von ungefähr die Hand. War das nicht die Hand eines alten Freundes? — meint Crookes. War das nicht die Hand eines wahrheitsliebenden und ehrlichen Freundes aus der vierten Dimension? — fragt der mit Gott und der Welt zerfallene Zöllner. Ja wohl, lieber Zöllner, es war Dein alter Freund, der Freund, mit dem Du wie Israel mit dem unerschaffenen Engel gerungen hast, der Freund, der Dir die Zehn Gebote auf eine Schiefertafel schrieb, der gute Freund, der Dich um Deinen Verstand gebracht hat.

Der Doppelgänger.

1. Der Doppelgänger in der Zoologie.

Der Krebsgang, ein Mißverständniß — die Krebse gehen ebensogut vorwärts wie rückwärts — Thatsache ist dagegen, daß sich die Schlangen nur vorwärts bewegen können — nur eine Schlange kann vorwärts und rückwärts zugleich: der sogenannte Doppelgänger — Doppelthiere — der Urmensch des Plato.

Eins der sonderbarsten, aber ältesten Vorurtheile ist: daß die Krebse hinter sich gehen und gar nicht anders gehen können als hinter sich. *Οὔποτε*, sagt der Seher Hierokles in Aristophanes' Frieden, *οὔποτε ποιήσεις τὸν καρκίνον ὀρθὰ βαδίζειν* (1083). Das ist ja gar nicht wahr: man nehme den ersten besten Krebs her und lasse ihn bei Brennesseln und Milch über den Küchentisch oder durch die Stube laufen, so ergiebt sich, daß er ebensogut vorwärts wie rückwärts geht. Er geht freilich auch rückwärts, aber welches Thier thäte das nicht? — Auch die Menschen, zumal die Seiler, gehen rückwärts. Es ist schon wahr, daß den fortschrittlich gesinnten Krebsen ihre großen Scheeren im Wege sind und daß sie dieselben wie ein Paar Lafetten vorwärts zu schieben haben; trotzdem, wenn's sein muß, gehen sie drauf wie Blücher, zu Wasser und zu Lande. Wozu also diese ewige Rederei vom Krebsgang, wozu der reactionäre Typus? Das Wappen ist die Schneck, Schildhalter ist der Krebs? — Man will sogar wissen, die Sonne müsse im letzten Drittel des Juni wieder abwärts und zum Aequator zurück, weil sie dann im Zeichen des Krebses stehe; ja, die Bücher, die um diese Zeit an den Verleger zurückgehen, wenn sie nicht verkauft sind, hätten das von dem unglückseligen Krustenthiere, das regiert und mit seiner leidigen Gewohnheit die ganze Welt ansteckt. Vielleicht ist auch der Spiritismus unter dem Zeichen des Krebses geboren worden, weil er so viele veraltete Begriffe wieder aufwärmt, die Geister zum Beispiel? — Stilvoll geht es nun auch mit dem Krebse selber rückwärts; in der Oder ist er bekanntlich auf den Aussterbeetat gesetzt. Und doch ist das Alles dummes Zeug. Die Sonne macht es bei ihrer Wende keinem Krebse nach. Nein, sie wird von einem Krebse vergewaltigt.

Man unterscheidet unter den Verben sogenannte Factitiva, welche die Veranlassung ausdrücken; zum Beispiel ist senken das Factitivum zu sinken, schwemmen das Factitivum zu schwimmen, fällen das Factitivum zu fallen, wenden das Factitivum zu winden und so weiter. So könnte man auch von einem factitiven Krebsgang sprechen; factitiv oder causativ kommt Verstand in die Sache. Der Krebs geht nicht hinter sich; er macht, daß andere Thiere nicht vorwärts kommen. Schon Herkules wurde von einer Krabbe in's linke Bein geknippen, als er die Lernäische Schlange todtschlug. Das Festhalten, das Kneifen ist den Menschen am Krebse aufgefallen, nicht seine Art zu gehen; der Eindruck hat sich nur verwischt. Die Scheeren des Krebses sind wie Zangen, mit denen er eklig zugreift. Der Hummer verfolgt seine Beute überhaupt nicht, aus seinem Verstecke schleudert er nur die mächtigen Scheeren vor und fängt, was vorüberkommt. Wer krebsen will, muß sich in Acht nehmen, nicht selbst gekrebst zu werden, die Krebskniffe sind böse. Und so mag man sich denn auch einmal vorgestellt haben, daß die Sonne im Juni von einem Krebse gefaßt und gleichsam zurückgezerrt werde, wie sie im October dem schmerzhaften Stiche des Scorpiones ausgesetzt sei; denn der Krebs ist gleichsam eine lebendige Klammer und für alles Zäunende und Hegende vorbildlich. Zum Beispiel für die Stäbe eines Gitters, die Latten eines Stakets — die Schranken, welche die Rednerbühne umgaben, hießen im Alterthume: Krebschen, lateinisch: Cancelli, daraus ist der Begriff der Kanzel hervorgegangen (Cancer, Cancellus, wie Liber, Libellus). Diese Eigenschaft ist nachgerade verschoben und verdreht, das Hinderniß in ein Hintersich verwandelt worden, wie denn auch die Sprache die Zeitwörter bald transitiv, bald intransitiv braucht (schlagen, brechen, reißen).

Der Krebsgang beruht also auf einem Mißverständniß. Etwas Anderes scheint dagegen Thatsache zu sein: daß sich die Schlangen nur vorwärts bewegen können. Ein Ausgleiten nach hinten ist bei ihrer Leibesanlage nicht gut möglich. Wenn einmal eine Schlange vorwärts und rückwärts kann, so wird das als eine Ausnahme angesehen; dann ist es überhaupt mit dem Kriechthier nicht ganz richtig. Es soll dann ein Doppelthier sein und nicht einen Kopf und einen Schwanz, sondern wie ein Janus zwei Köpfe, einen vorn und einen hinten haben und abwechselnd bald den einen, bald den anderen gebrauchen, wobei dann der eine seine Ruhe habe und schlafe. So eine Schlange heißt ein Doppelgänger oder eine Doppelschleiche, dänisch: Dobbeltganger, französisch: Double-Marcheur, was die Uebersetzung des altgriechischen Namens Amphisbäna ist. Sie stellt beiläufig keine Schlange, sondern eine Eidechse, eine sogenannte Ringelechse dar, bei der man Kopf und

Schwanz nicht recht unterscheiden kann, weil beide gleich dick und die Augen mit Haut überdeckt sind. Uebrigens knüpft sich die Sage von der Amphisbäna auch an das sogenannte Blödauge, eine Blindschlange, und zwar aus demselben Grunde: sie ist an beiden Enden gleich dick und hat ganz kleine, von den Kopfschilden bedeckte Augen. Viele Wunderdinge wußten die Alten von der Doppelschleiche zu erzählen, namentlich sollte sie unter gewissen Umständen Abortus verursachen können. Nicht bloß ein Doppelgänger, sondern schlecht und recht ein Doppelthier ist ein merkwürdiger Saugwurm, der aus zwei festverwachsenen Individuen besteht, wie der Urmensch des Plato, der aus zwei Hälften, einer männlichen und einer weiblichen zusammengesetzt und eine Art Zwitter, ein Thier mit zwei Rücken ist (Symposion 189e). Plato führt die Liebe darauf zurück, indem die beiden Hälften, die nachgerade selbstständig geworden sind, nach einander zurückverlangen. Man denkt hier an die schöne Stelle in der Germania des Tacitus, wo von der Treue der germanischen Frauen die Rede ist: einen Gatten erhält das Weib, wie es nur einen Körper und nur ein Leben empfing.

* * *

2. Doppelgänger unter den Menschen.

Er hat einen Doppelgänger — nämlich Jemand, der ihm recht ähnlich sieht — es ist das gewöhnlich einer aus seinem Stande oder aus seiner Familie — ein Bruder, ein Zwillingsbruder — Beispiele aus regierenden Häusern — Alma Tadema und Du Maurier — gleichwohl gehen selbst Zwillinge im technischen Sinne nicht doppelt.

Die Species Doppelgänger existirt nicht bloß im Thierreich; sie kommt in unserem eigenen Geschlechte vor. Auch unter den Menschen giebt es wunderbar geartete Doppelwesen, Ebenbilder, die einander wie aus den Augen geschnitten sind, in Antlitz, Wuchs und Geberde dermaßen übereinstimmend, daß sie beide, wenn sie einander begegnen, vor Entsetzen in den Boden festgewurzelt stehen.

Es heißt dann, daß der eine des andern Doppelgänger sei. Man weiß zum Beispiel, daß der Prinz von Wales einen Doppelgänger in einem Kaufmann der Londoner City hat; in Ostindien besaß er einen in einem Soldaten der Indischen Armee, der in Calcutta bei der Leibcompagnie des Prinzen stand, als dieser seine indische Reise machte. Auch die Königin Victoria hat ihr Double: in einer Bettlerin, die an der Paulskirche steht und den Andächtigen die Thüre aufmacht. Es

ist bekannt, daß der deutsche Generalconsul in Triest merkwürdig an den hochseligen Kaiser Wilhelm erinnerte; daß ein Schuhmacher in Triest der ganze König Victor Emanuel war, wie denn gerade dieser Monarch mit seinem ausgewachsenen Schnurrbart oft copirt ward; und daß man den Portier des Ischler Bahnhofes einmal für den Kaiser Napoleon III. gehalten hat.

Dergleichen Naturspiele sind nichts Seltenes; wie man sieht, kommen sie sogar bei Individuen vor, die nach Rang und Lebensstellung weit von einander abstehen. In denselben Ständen, unter gleichen Verhältnissen werden sie noch viel häufiger. Gelehrte und Literaten, hohe Beamte und Staatsmänner, Künstler und Dichter, auch Buchhändler und Apotheker haben vom Handwerk her einen verwandtschaftlichen Zug, sie werden oft unter einander verwechselt, und zwar von Leuten, die sich dessen am wenigsten versehen. In London lebt der holländische Maler Alma Tadema; dessen Doppelgänger war der berühmte Zeichner und Romanschriftsteller Du Maurier, der 1896 gestorben ist. Eines Tages unterhielt sich mit dem letzteren die Herzogin von Marlborough. Plötzlich sagte die Dame: Wissen Sie, Herr Alma Tadema, die Leute, die da behaupten, daß Sie Herrn Du Maurier ähnlich sind, täuschen sich doch gewaltig. Selbst der oberflächlichste Beobachter muß doch gleich den Unterschied bemerken. — Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, Lady, um einen kleinen Irrthum zu berichtigen: ich bin Du Maurier.

Am allerhäufigsten pflegen solche Komödien der Irrungen innerhalb einer und derselben Familie zu entstehen; hier kann es vorkommen, daß Vater und Sohn mit einander verwechselt werden, während doch sonst das reifere Alter und die schärfere Ausprägung des Charakters eine so wesentliche Abstufung hervorbringt; die Familie bedeutet ja nicht selten auch den Stand. Die beiden englischen Parlamentarier Chamberlain ähneln sich in auffallender Weise, trotzdem daß der eine der Vater des anderen ist; beide sind glatt rasirt, und das hilft den Vater jünger machen, beide tragen ein Monocle. Der Zar Nikolaus II. Alexandrowitsch und der Herzog von York gelten für Doppelgänger, der Polizeiminister von Petersburg erhob dagegen Einspruch, daß sich der Hof von St. James bei der Zarenkrönung durch diesen Prinzen vertreten ließe, weil er nur für die Sicherheit Eines Zaren einstehen könnte; was Wunder? — Sie sind leibliche Vettern. Die Mutter des Zaren, Maria Feodorowna, die dänische Prinzessin Dagmar, ist bekanntlich eine Schwester der Mutter des Herzogs von York, der Prinzessin Alexandra von Dänemark.

Nun aber erst die Geschwister, die Zwillinge! — Sie sehen sich oft so ähnlich wie ein Ei dem andern. Um sie auseinander halten zu

können, müßte man sie zeichnen. Es ist bemerkenswerth, daß sowohl die Menaechmi des Plautus, als auch die Antipholus und die Dromio in Shakespeare's Komödie der Irrungen Zwillingsbrüder sind. Die Zwillinge stellen bis auf die Stimme die geborenen, die echten Doppelgänger dar.

Castor und Pollux, die beiden Dioskuren sehen sich nicht bloß so ähnlich wie ein Ei dem anderen; nein, sie sind auch wirklich aus einem und demselben Ei gekrochen.

Und dennoch! — Selbst Zwillinge gehen in technischem Sinne nicht doppelt, weil sie wirklich zwiefach sind — darnach heißen sie. Castor hat sein eigenes Leben und Pollux hat sein eigenes Leben; dieser ist sogar unsterblich. Was ein rechter Doppelgänger ist, darf nicht zwei Mal existiren; es muß eine zweieinige, nur doppelt erscheinende Person sein.

* * *

3. Der Doppelgänger des Menschen.

Wir schlagen das Gespensterbuch auf, da lesen wir von Menschen, die doppelt gehen und doppelt gesehen werden — sie erscheinen zwei Mal — der Wanderer und sein Schatten — ein Beispiel — das ist das Hexeneinmaleins — das ist die Phantasie.

Die Species Doppelgänger spukt auch im Gehirne der Abergläubischen. Die Aussendung eines Doppelgängers ist so gemein wie das Fortschicken eines Dienstboten, wenn es nach den Gespenstergeschichten und nach dem Spiritismus geht, der die Gespenstergeschichten des Universums in ein System bringt.

Die mystischen Doppelgänger haben nicht bloß wie die Ringelechsen zwei Köpfe an einem Leibe — sie sind auch nicht zusammengewachsen wie die Siamesischen Zwillinge oder die platonischen Androgynen — sie sind überhaupt keine Zwillinge; sondern ein und derselbe Mensch geht doppelt und kann doppelt gesehen werden, weil er doppelt in zwei besonderen, ganz gleichen Exemplaren vorhanden ist.

Aber, wie heißt? Wie ist das möglich? — Pst! Stille! Es kommt nicht darauf an, daß etwas möglich ist; sondern darauf, daß es geglaubt wird. Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind! Du mußt verstehn: aus Eins mach Zehn und Zwei laß gehn! Steht es nicht so im Hexeneinmaleins? — Versuchen wir's nur einmal, denken wir uns ein wenig in den Aberwitz hinein; wir werden schon dahinter kommen.

Also zwei Stück von der edlen Sorte Mensch; und das doppelt vorhandene Stück doch nur ein einziges Stück. Kein bloßer Abzug, keine Doublette. Etwa so wie der Wanderer und sein Schatten? Gleichen wir, so lange wir keinen Doppelgänger haben, dem Pechvogel Peter Schlemihl, der seinen Schatten verloren hat? — Wer doppelt ginge, wäre dann ein Mensch, der seinen Schatten noch hat. Wirklich wird der Doppelgänger bisweilen, wie einst die Seele des Abgeschiedenen mit einem Schattenbild verglichen.

Wer ihn erblickt, weiß nicht, sieht er den Menschen,
Sieht er das Schattenbild, so sind sie gleich.

Nur muß der Schatten selbständig, aufrecht, frei, losgelöst von seinem Eigner über die Erde gehen, wie eine Seele Homer's, aber während der Mensch noch lebt.

Zwei Schwestern, Martha und Marie. Diese Marie ist immer ein besonderes Kind gewesen. Sie besitzt außerordentliche Anlagen, Interesse für alle Wissenschaften, namentlich für die Sternkunde und macht glänzende Fortschritte in der Musik. Dazu eine nicht gemeine Schönheit, große blaue räthselhafte Augen, Hang zur Einsamkeit. Wie Marie fünfzehn Jahre alt ist, entdeckt die Schwester an ihr eine überaus merkwürdige Eigenheit. Martha kommt gerade nach Hause und findet Marien im Zimmer des Vaters, wo sie still und unbeweglich, wie eine Bildsäule am Fenster steht. Sie geht auf sie zu und legt ihr die Arme von hinten um den Hals, ohne daß sie von ihr bemerkt zu werden scheint: das ist sie schon so gewohnt. Während Martha noch nachdenkt, fällt ihr Blick in den Garten hinunter: da geht ihr Vater neben derselben Marie, die sie doch eben in den Armen zu halten wähnt. „Um Gottes willen, Marie!" — ruft sie ganz erschrocken. Da regt sich die Gestalt und sieht sich um; die Marie unten im Garten aber ist weg und der Vater steht allein.

Martha ist über alle Maßen unruhig, scheut sich aber, der Schwester direct etwas zu sagen. Sie erkundigt sich bloß: ob Marie schon lange oben sei? — „Das", antwortet Marie, „wirst Du wohl am besten wissen; ich bin ja eben erst heraufgekommen — bist Du denn schon lange da? — Ich denke, ich war mit dem Vater im Garten!" — Indem so tritt der Vater selbst herein. „Aber sage mir nur, Marie, wo bist Du denn auf einmal hingewesen? Wir gehen miteinander auf der Terrasse auf und ab, ich erzähle Dir noch ein Langes und ein Breites von dem Hofball, urplötzlich bin ich verlassen wie Koschat! Ich denke nicht anders, als der Erdboden hat Dich verschlungen, und nun finde ich

Euch hier!" — „Ich weiß auch nicht, wie es zugeht", versetzte Marie achselzuckend.

Schon andere Leute wollten das Fräulein mitunter gesehen haben, während sie doch zu Hause geblieben war. Sie wollte schon als Kind manchmal im Himmel gewesen sein und mit den lieben Engelchen gespielt haben. Der Vater hat niemals etwas davon wissen wollen.

Anderthalb Jahr darauf sieht sich Marie selbst; sie soll eine Abendgesellschaft besuchen und Toilette machen und geht zu dem Ende mit einem Lichte die Treppe hinauf zum Kleiderschranke. Nach einiger Zeit kommt sie todtenbleich wieder herunter, weil der Schrank von selbst aufgegangen und ihr Geist, ihr Doppelgänger, herausgetreten ist. Sie hat ihr Spiegelbild erblickt, so deutlich erblickt, als stünde sie wirklich vor einem Spiegel. Es wird nun bald mit ihr aus sein; sie ist auf einen nahen Tod gefaßt. Am dritten Tage wird sie wirklich bettlägerig, fragt noch, ob es bald neun Uhr sein werde, und sinkt mit dem Glockenschlage in die Kissen zurück, um sich nicht wieder zu erheben.

„Du weißt nicht", sagt der bekümmerte Vater zu der trostlosen Schwester, „Du weißt noch nicht, mein Kind, was der Mensch für eine verhängnißvolle Gabe, für ein Ungeheuer an seiner eignen Phantasie mit sich herumträgt."

Er spricht ein großes Wort gelassen aus; die Phantasie ist an Allem schuld. Aber sie hat nicht nur diese arme Marie in den Augen der Welt verdoppelt und sie selbst ihrem eignen Geiste gegenübergestellt. Sie hat das doppelte Wesen auf Alles erstreckt, was lebt. Sie hat ein Heer von Doppelgängern erschaffen und das ganze Denken der Menschheit auf unabsehbare Zeit hin verpfuscht. Sie hat damit angefangen, den Menschen schon bei Lebzeiten zu verdoppeln und aus jedem einfachen Manne zwei Personen herauszuschlagen, und dann ihr Doppelspiel bis über den Tod hinaus fortgesetzt, gedoppelt bis in die Puppen.

* * *

4. Ein merkwürdiges Doppelwesen.

Wir spüren den Wegen der Phantasie ein wenig nach: sie macht geistersichtig — aber wer die Geister sieht, glaubt nicht, daß er sich täusche; er denkt, daß er sich bisher getäuscht habe — daß er sich in sich selbst geirrt habe wie in einer Doppelmandel — die Verwirrung hat damit angefangen, daß der Mensch zu einem Doppelwesen gestempelt ward — er bestand aus Leib und Seele — was von rechtswegen zu einem Doppelwesen gehört — wäre Leib und Seele verschieden, so ließe sich von keinem Doppelwesen reden — nun ist aber die Seele thatsächlich ein zweiter Mensch, Plato sagt's — sie hat einen Kopf, einen Rumpf und ein Vehikel wie der Mensch — nämlich zwei ordentliche Beine, sie trägt sogar Strümpfe — über diese Auffassung kommt auch der Neuplatonismus nicht hinaus — sie ist ein Gemeingut der Mystiker geworden, die sich in die Betrachtung der Seelenfußtapfen und der Strumpfsohlen versenken — die armseligste Fiction des menschlichen Verstandes.

Wenn sich ein Ding, das wir bisher für einfach gehalten haben, plötzlich und unerwartet als ein doppeltes entpuppt: so muß es wohl sein, daß der Schein trügt; daß das Ding zwar einfach aussieht, in Wahrheit aber zwiefach ist. Zum Beispiel, wir zerdrücken die Schale einer Krachmandel beim Dessert; sie enthält für gewöhnlich einen einzigen Mandelkern. Von vornherein rechnen wir auf einen einfachen süßen Kern. Auf einmal aber nehmen wir wahr, daß sich der Kern theilt, daß zwei Kerne dicht aneinander liegen und daß es ein sogenanntes Vielliebchen, das heißt: eine Doppelmandel ist. Da haben wir's: der Schein trügt. Es giebt auch Doppelgänger. Versteckte Doppelgänger. Man denkt nicht gleich an Alles.

Es wäre freilich noch die Frage: ob wir uns nicht täuschen, indem wir die Mandel doppelt sehen. Das Doppeltsehen ist bekanntlich eine krankhafte, durch organische Fehler bedingte, bei hypochondrischen und hysterischen Personen häufige Erscheinung. Auch Menschen müßte man bei Functionsstörungen der das Auge bewegenden Muskeln doppelt sehen. Und wenn wir einen Menschen nicht doppelt, sondern nur einmal, aber an einem Orte und zu einer Zeit sehen, wo er uns unmöglich begegnen kann, sollte das nicht eine Krankheit sein? Nicht mehr auf dem Wege der Optik, sondern psychologisch zu erklären? — Wahrscheinlich; aber nach dem Herzen des Volkes ist diese Erklärung nicht. Es bleibt lieber bei der Doppelmandel.

Das Gesicht ist in Wahrheit eine Sinnestäuschung, eine mit Hypnose verbundene Phantasie, eine intensive Erinnerung. Wir denken fortwährend an uns und an die Menschen, die uns umgeben, an die lebenden sogut wie an die todten, an unsere Freunde und an unsere Feinde, an Alle, die wir persönlich kennen, und daneben auch noch an die, von denen wir nur hören oder in den Zeitungen lesen. Wenn sich nun sothanes Denken unwillkürlich, durch den natürlichen oder durch den künstlichen

Schlaf zu einem lebhaften Traume steigert, einem Traume, bei dem wir uns selbst vergessen, das Bewußtsein ganz verlieren und nichts weiter als das wohlbekannte deutliche Bild des Mannes vor Augen haben: so erscheint uns dieser Mann wie ein unerwarteter Besuch, ohne daß etwas Anderes dabei wäre als unsere Hallucination. Aber so rechnen die Leute nicht, obgleich sie selber so einfach sind: sie nehmen sich an der Krachmandel ein Beispiel. Sie ziehen die verkehrte Folgerung, daß der Mensch doppelt gegangen und daß eine vorübergehende Trennung eingetreten sei. Sie werden eher glauben, daß sie sich in der ganzen Welt getäuscht haben, als daß sie einen Augenblick an der Zuverlässigkeit ihrer eigenen Sinne zweifelten. Wenn sie Visionen haben und eine Person sehen, die zwar noch lebt, aber unter diesen Umständen mit leiblichen Augen nicht gesehen werden kann, so werden sie kurzweg und voreilig annehmen, daß an der Person etwas sein müsse, was erscheinen könne, und daß ihnen dieses Etwas bisher entgangen sei, weil sie nicht so genau hingesehen haben. So kommen sie zu dem merkwürdigsten aller Doppelthiere, zu sich selbst.

Es ist eine alte Sage, daß der Mensch, dieses widerspruchsvolle Geschöpf, aus Leib und Seele zusammengesetzt sei. Der Leib ist gleichsam der Mann, die Seele die Frau; also scheint der Mensch noch immer dem Urmenschen des Plato, einem Mannweib, einem noch nicht entzweigerissenen Liebespaar zu gleichen. Oder aber einem Centauren, einem Hippokampen, einem geflügelten Löwen oder sonst einer Zwitterbildung. Wie bei den Androgynen die beiden Geschlechter, bei den Centauren Roß und Reiter, also sind beim Menschen zwei grundverschiedene Elemente in eins verschmolzen und zu einem fabelhaften Doppelwesen zusammengesetzt. Die Seele selbst ist nach Plato so eine Chimäre, so eine Mischgestalt — nach der Republik (588 C) soll sie gleichsam dreieinig, wie ein Cherub oder eine Sphinx, das heißt wie ein löwenmüthiges, menschenköpfiges Monstrum anzuschauen sein; zunächst haben die Götter Leib und Seele wie ein Doppelthier zusammenwachsen lassen, sodaß ein neues Ganzes daraus entsteht, das eben den Namen Mensch führt. Das Leib- und Seelenwesen ist das allerbekannteste Doppelwesen, es wird bis in die neueste Zeit so bezeichnet, gerade so wie ein Centaur. Wenn indessen Leib und Seele wirklich so verschieden sind, wie unser Plato will, so ist der Mensch im eigentlichen Verstande durchaus kein Doppelwesen, so wenig wie ein Centaur.

Was heißt denn Doppelwesen? — Diese Bezeichnung setzt offenbar voraus, daß ein und dasselbe Wesen doppelt vorhanden sei; das trifft aber nicht einmal bei einem Zwitter zu. Ein Ding, das halb Mann und halb Weib ist, so ein Ding ist eigentlich nicht halb. Ein Centaur

vollends hat gar nichts Doppeltes; mag der Reiter auch noch so fest im Sattel sitzen, er bekommt doch nicht die geringste Aehnlichkeit mit seinem Pferde, der Zusammenhang ist ein rein äußerlicher. Ich kann ja einen Menschen anbinden an ein Pferd, wie im Mittelalter Verräther an den Schweif eines wilden Rosses gehängt oder Wilddiebe auf einen Hirsch geschmiedet wurden, darum bleibt der Mensch doch immer ein Mensch, das Pferd ein Pferd; das bloße Zusammenschweißen thut's nicht, die beiden Stücke müssen selbst etwas Verwandtes haben, wenn sie sich vervielfältigen sollen. Nun ebenso der Mensch, das Leib- und Seelenwesen: er gleicht dem Verbrecher, den der etruskische König Mezentius bei lebendigem Leibe auf einen Leichnam schmieden ließ, oder dem Vogelbauer, in dem ein Kanarienvogel sitzt, oder sonst einer gewaltsamen Verbindung zweier heterogener Wesen, die sich gegen jeden Versuch, sie als gleichwerthig hinzustellen, sträuben. Eine Doppelheit käme erst heraus, wenn die Seele gerade so aussähe wie der Leib: wirklich hat Plato selbst den Gedanken ausgesprochen, daß sie gleichsam ein zweiter Mensch, jeder Mensch also auch im strengen Sinne ein Doppelmensch sei; die Phantasie ist zunächst vom Neuplatonismus aufgegriffen worden und wirkt in den aberwitzigen Theorien der Mystiker, ja, im vulgären Gespensterglauben jetzt noch nach.

Traurige Ausgeburt der menschlichen Einbildungskraft, die nie neu ist, sondern immer nur von der Erfahrung borgt und zehrt! — Plato hat sich am Ende dazu verstanden, seiner Seele, seiner unsterblichen Seele die Menschengestalt zu geben, die er so sehr verachtet, ähnlich wie die modernen Spiritisten ihre Geisterphotographien herstellen, indem sie alte Bilder, und zwar meistens Bilder von Frauen reproduciren und ihnen das Geistergewand umhängen. An der obenerwähnten Stelle der Republik (588 C) nennt er die Seele ganz unverfroren einen zweiten Menschen, der im Menschenleibe wie in einem Futterale drinsteckt. Freilich soll der innere Mensch in der Mitte wie ein Löwe, unten wie ein vielköpfiges Ungeheuer gestaltet sein; aber zu einem Dritttheil ist er Mensch, und es liegt ja auf der Hand, daß der Rest nur apokalyptisch sein soll, daß Plato mit dem Löwen nur die Brust, mit dem vielköpfigen Ungeheuer nur den Unterleib, den Bauch mit Allem was darum und daran hängt, versinnbildlichen will. Bloß den Kopf ließ er unverändert, weil er der Seele nichts Besseres, nichts Edleres geben konnte, als einen Menschenkopf; was ihm die Hauptsache ist, behandelt er völlig leiblich, darin besteht eben die Armut seiner Phantasie. Geht man der letzteren auf den Grund, so kommt man zu dem verblüffenden Resultate, daß die platonische Seele eigentlich gar nichts anderes bedeutet als die Eingeweide, die ja auch wirklich ein inneres und damit ein zweites

Wesen sind — die nackten Eingeweide, wie sie auf der Anatomie aus den Leibeshöhlen herausgenommen werden, die Baucheingeweide, die Brusteingeweide, zusammengesetzt und als ein eigener Leib gedacht; darauf müßte als Kopf eigentlich das Gehirn stehen, hier wählt er aber, um der Chimäre ein Ansehen zu geben, die Form der Kapsel, die das Gehirn umschließt. So entsteht der innere Mensch, die Seele, die wie eine Mumie in einem Sarge liegt, aber sich darin von einer ägyptischen Mumie unterscheidet, daß sie die äußere Form des Sarges angenommen hat, während die ägyptischen Särge umgekehrt die Form der Mumie besitzen. Die modernen Mystiker, die, wie gesagt, von dieser platonischen Fiction noch zehren, möchten die Sache gern so darstellen, als ob die Seele gewissermaßen eher gekommen als der Leib, dieser die Sichtbarkeit der Seele wäre. Nun ist es ja gewiß, daß die natürliche Beschaffenheit und die nachträgliche Ausbildung der sogenannten edlen Theile, also im obigen Sinn: der Seele, wirklich vom größten Einfluß auf die äußere Physiognomie des Menschen und seinen ganzen Habitus ist; wie Angelus Silesius es ausdrückt:

Es ist eine Gerechtigkeit auf Erden,
Daß die Gesichter wie die Seelen werden.

Wenn man aber glaubt, daß die Seele selbst gleichsam ein Gesicht habe, das sich im Antlitz widerspiegele und wie eine Form auf dieses Antlitz drücke: so ist doch zu erinnern, daß die platonische Seele einen kläglichen Abklatsch von dem realen Menschenbild bedeutet und selbst erst auf der Vorstellung des Körpers beruht.

Die Idee, daß die Seele ein zweiter Organismus sei; daß sie wie der Mensch selbst aus einem unsterblichen Theile oben und einem sterblichen Theile unten und einem halbedlen Theile, dem Muthe, als Mittelglied bestehe; daß sie dieselben Verhältnisse, dieselbe Daseinsform, dieselbe Aufgabe habe wie der Leib: zieht sich wie ein rother Faden durch die ganze platonische Philosophie. Nach dem Timäus sitzt der Kopf auf dem Rumpfe, wie ein Reiter auf seinem Pferde oder, um mich modern auszudrücken: wie ein Radfahrer auf seinem Rover; die Maschine ist nur dazu da, den Kopf überall hinzuführen, ihm über die Erde hinwegzuhelfen, ihm Freiheit der Bewegung zu verleihen (44 E). Plato nennt den Körper ausdrücklich das Fahrzeug, den Wagen, das Ὄχημα des Kopfes; die Beine sind die Räder. Folgerecht wird nun auch wieder der innere Leib, die Seele, als ein Fuhrmann auf einem Wagen angesehen: die sterblichen Theile der Seele bilden das Fahrzeug des unsterblichen Theiles, das oben im Kopfe wohnt; sie sind der

Seelenleib. Der Phädrus verweilt bei diesem Bilde: der Wagenlenker hat leider ein ungleiches Gespann, ein feuriges und ein gemeines Roß, zwei Thiere, die sich beide nicht vertragen und dem Manne die größte Noth machen. Leidenschaften, sagt ein moderner Dichter,

> Leidenschaften sind schäumende Pferde,
> Angespannt an den rollenden Wagen:
> Wenn sie entmeistert sich überschlagen,
> Zerren sie dich durch Staub und Erde.
> Aber lenkest du fest die Zügel,
> Wird ihre Kraft dir selbst zum Flügel,
> Und je stärker sie reißen und schlagen,
> Um so herrlicher rollt dein Wagen.

Diese Zeilen decken sich fast mit der schönen Stelle im Phädrus (246 B). Was malt denn aber Plato mit allen seinen Bildern, etwa die Natur der Seele? — Angeblich ja; in Wirklichkeit aber schildert er den Menschen, den harten, wettergebräunten Kutscher oben auf dem Bocke, von dem die platonische Seele nur ein verschämtes Abbild ist. Der Mensch giebt, wie er lebt und lebt, zu allen platonischen Chimären und Vehikeln den alleinigen Schlüssel ab.

Die Folge ist, daß schon der alte Plato, trotz aller schönen Redensarten und Protestationen, mit einem Doppelwesen oder sagen wir: mit einem Doppelgänger endet, wenn derselbe auch vorderhand noch nicht herausgelassen wird, sondern noch gebunden, sozusagen: latent und mehr eine Voraussetzung als eine Thatsache der Erfahrung ist. Der Mensch hat nach Plato's Begriffen wirklich einen Doppelgänger, nämlich in seiner Seele, die so ganz anders geartet sein soll als der Leib und dennoch ganz dieselbe Gestalt hat wie der Leib. Die sich mit dem alten Menschen vollkommen deckt, die der Mensch noch einmal ist. Es ist, wörtlich genommen, wohl die einfältigste und armseligste Fiction des menschlichen Verstandes — weil er sich keine Seele vorstellen konnte, dachte Plato: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. Und er steckte einen Menschen in den Menschen, so daß er nun zwei Leiber hatte, einen eigentlichen Leib und einen Seelenleib, der den eigentlichen Leib durchdrang; er that es, ohne sich der unvermeidlichen Folgerung zu versehen, daß in dem zweiten Leibe wieder ein dritter und in dem dritten wieder ein vierter Leib stecken müsse und sofort; und daß man auf diese Weise niemals aus dem Leibe heraus und zu einer Seele komme.

Den Widerspruch, der in dem bloßen Begriffe eines S e e l e n l e i b e s liegt, hat der scharfsinnige Plato selbst gefühlt, und er wird durch die Faseleien seiner Nachfolger: daß der Seelenleib nur so aus-

sehe wie ein richtiger Leib und aus ganz anderem Stoffe, aus Luft, aus Aether, aus Licht gewebt — daß der Seelenleib kein Leib, daß er nur das Gewand, die Hülle, das Hemd der Seele sei, als ob dabei etwas Anderes herauskäme als das vorige Verhältniß, nicht beschönigt. Er mußte wohl recht fein sein, weil man ihn absolut nicht erkennen konnte; er mußte wohl die Zartheit der Luft besitzen, denn wenn sich die beiden Leiber gegenseitig gestoßen hätten, so wäre es doch ganz unthunlich gewesen, eine halbwegs haltbare Verbindung herzustellen. Das Phantom, im Wesentlichen dasselbe wie der homerische Schatten, erhält sich in den Schriften der Philosophen; namentlich aber kommt den glückseligen Schwachköpfen das obenerwähnte Bild vom Fahrzeug, vom Ὄχημα zu statten: das Ὄχημα spielt noch in den neuesten Erzeugnissen der Mystik seine Rolle. Man spricht gern von dem Vehikel der Seele, braucht auch geradezu das griechische Wort noch. Man glaubt damit etwas besonders Tiefsinniges, besonders Mystisches zu sagen. Das Vehikel des Kopfes sind die zwei Beine (Timäus 44 E). Folgerecht muß auch die Seele ihre zwei Beine haben. Ja, hat sie etwa keine? Sieht man nicht ihre Fährte in den Spiritistenversammlungen? — In Mehl auf Tellern, in Ruß auf Papierbogen, auf Tafeln und in Gips erscheinen ihre Tappsen, es zeigen sich sogar die Maschen der Strümpfe, die die lieben Geister angehabt haben. Die sichtbaren Spuren, welche die Geister hinterlassen, und die Formen, die durch Eintauchen ihrer Hände in eine Schüssel mit geschmolzenem Paraffin gewonnen werden, ihre Handschuhe, ihre baumwollenen Strümpfe, großer Gott! — wie herrlich bestätigen sie die Ahnung Plato's von einem Vehikel und von einem Ochema! —

Genug, die Seele war der alte Lehmann selber, wie er durch's Zimmer latschte; die Speculation fiel immer und immer wieder auf diese abgeschmackte, inconsequente Annahme zurück. Die Begrenztheit des menschlichen Verstandes wird durch nichts besser gekennzeichnet als durch seine absolute Unfähigkeit, sich trotz aller Anstrengungen jemals über die Vorstellung des menschlichen Leibes zu erheben. Der Leib paßt auf die Seele wie die Faust auf's Auge; dennoch muß er nach wie vor herhalten, das Leben der Seele zu veranschaulichen. Erst als die Neuplatoniker plötzlich mit der Naivetät eines nach dem Monde greifenden Kindes an den Himmel gingen und die Seelen mit den Sternen zusammenwarfen, brachten sie wirklich etwas Neues, Unerwartetes auf's Tapet; freilich auch nur, um gleich wieder einzulenken und in das alte gewohnte Geleise zurückzukehren.

* * *

5. Der Astralleib.

Der Seelenleib soll nach den Neuplatonikern sternenähnlich sein — das ursprüngliche Vehikel der Seele war nämlich ein Stern — das war aber doch dann kein Leib im eigentlichen Sinne — und sowie die Seele in einen Menschen eingeht, ist es mit einem Sterne nichts mehr — trotzdem wird der Astralleib immer wieder in Menschengestalt gedacht, etwas sonderlich Neues kommt dabei nicht heraus — ein phantastischer, veralteter Begriff, der einen krassen Widerspruch enthält — der Fehler ist, den Astralleib als einen Menschenleib zu denken.

Die Neuplatoniker, die Spiritisten des Alterthums, verwandelten den glücklich aufgebrachten Seelenleib ihres Meisters in einen Astralleib. Den feinen, leichten, immateriellen Körper, den die menschliche Seele wie ein Kleid anhabe und als Vehikel brauche, nannten sie im Gegensatze zu dem wirklichen, elementaren Leibe: einen sternenähnlichen Leib, indem auch die himmlischen Geister, Sonne, Mond und Sterne, mit einem solchen strahlenden Leibe bekleidet seien. Der griechische Ausdruck für diesen verfehlten Begriff ist: *Σῶμα ἀστεροειδές;* Jamblichus spricht nur überhaupt von einem *αὐγοειδὲς Ὄχημα*, einem glänzenden Vehikel. An diese Vorstellungen knüpfen die sonderbaren, in einem magischen Zwielichte zwischen Aberglauben und Aufklärung tappenden Schwärmer des 15. und 16. Jahrhunderts, die Agrippa von Nettesheim und die Paracelsus, unmittelbar an, von ihnen haben wieder die Mystiker unserer Zeit gelernt, und so figurirt der Astralleib noch heute in spiritistischen Kreisen als hochtrabende Bezeichnung für das, was sich von den lieben Geistern kündet, wenn sie sich materialisiren.

Früher hatte man bloß Astrallampen, große, frei an Ketten von der Decke herabhängende Lampen mit einem Argand-Brenner. Jetzt, da wir wieder im Zeitalter der Jamblichus angekommen sind, haben wir auch wieder Astralleiber, wie das unserer vertieften, aus Hellenismus und Christenthum zusammengeflossenen Weltansicht entspricht.

Den mystischen Gedanken versteht man erst, wenn man wieder den Timäus aufschlägt und sich an seine Phantasie vom Vehikel oder Ochema erinnert. Auf deutsch nennt man das: Fahrzeug, Fahrrad oder Wagen — man meidet die deutschen Worte nur, weil sie zu deutlich klingen. Das allernatürlichste und nächstliegende Fahrzeug der Seele stellt, wie gesagt, der Menschenleib mit seinen zwei Beinen vor, dessen sich unser Kopf zu seiner Bequemlichkeit bedient (Timäus 44 E). Diesem ersten Vehikel ist, wie ebenfalls auseinandergesetzt, ganz unnöthigerweise ein secundäres Vehikel, der Seelenleib nachgebildet; die Seele gleicht einer Puppe, die ein Mädchen auf dem Arme hat, das wiederum von seiner Mutter getragen wird. Nun hat aber die Seele nach platonischer Auffassung einmal eine Droschke erster Klasse gehabt; denn zu Fuße ge-

gangen ist sie niemals. Ehe sie noch von den Göttern in den menschlichen Kopf gepreßt ward, hatte sie schon ein Haus und eine glänzende Equipage, nämlich einen Stern. Jawohl, jede geschaffene Seele setzte Gottvater auf einen Stern, damit sie auf dem Sterne ein wenig herumkäme und sich die Welt ansähe; soviel Sterne, soviel Seelen. Der Stern war der ursprüngliche Wagen der Seele, was im platonischen Sprachgebrauch so viel heißt wie: ihr ursprünglicher Leib (Timäus 41 E). Es scheint das ein Rest der uralten Anschauung, wonach die Gestirne überhaupt beseelt sind — von jeher werden die Sterne als Seelen angesehen, die wie die Astrallampen am nächtlichen Himmel leuchten; von jeher haben sich die Menschen darin gefallen, vom Himmel zu sein. Die Seele ist also einmal ein Stern gewesen, wie sie hernachmals ein Mensch geworden ist. Sie hat einen Sternenleib gehabt.

Der Ausdruck Leib fängt hier an unpassend zu werden. Astralleib hat etwas Widersprechendes. Ich kann mir wohl vorstellen, daß ein Stern eine Seele hat, daß die ganze Welt beseelt ist, daß sie gleichsam leibt und lebt; aber jeder Gedanke an das, was wir einen Organismus nennen, fiele dann weg. Solange die Seele den Stern bewohnt, ist der Stern ihr Leib, der doch nicht so aussieht wie ein Mensch; erst wenn der Stern aus seiner funkelnden Höhe herabfiele und seine Seele einem Menschen von Fleisch und Blut abgäbe, würde die letztere ein Vehikel in Menschengestalt bekommen. Dann wäre aber auch wieder der Astralleib futsch. Eine Frau darf zwar wieder heirathen, wenn ihr erster Mann gestorben ist; sie darf aber nicht zwei Männer haben. Die dem Menschen angetraute Seele kann offenbar keinen Astralleib brauchen; höchstens etwa daß sie zur Erinnerung an ihren Stern etwas von seinem goldnen Schein und seiner Helligkeit bewahrte. Diese und andere schöne Eigenschaften, die dem Astralleibe zugeschrieben werden, wären das einzige Astrale an ihm. Und so ist es auch: der Astralleib glänzt nur wie ein Stern; übrigens soll er getroffen sein wie eine gute Photographie, ja, sogar gemessen und gewogen und abgeformt werden können. Die alte Leier vom zweiten Leibe, vom Affen des Menschen fängt also wieder an: wir sind um nichts gebessert.

Wer glaubte, daß mit dem Astralleibe etwas sonderlich Neues herauskäme, wäre jämmerlich betrogen. Ein neuer Name für eine alte Sache, ein erhabener Titel, für den Bombast der mystischen Philosophen bis in unsere Zeit geeignet, aber nichts dahinter. Was dahinter steckt, ist ein phantastischer, völlig veralteter Begriff.

In der Mythologie pflegen die Lieblinge der Götter nach ihrem Tode an den Himmel versetzt zu werden; noch heute blickt wohl ein armer Vater, der seine Kinder zu Grabe getragen hat, wehmüthig zum

Himmel und erkennt in den glänzenden Sternen ahnungsvoll die Bilder seiner Verstorbenen. Aus der tiefen blauen Ewigkeit scheinen unzählige Unsterbliche auf ihn herabzusehn — einsame Doppelgänger, die ihr Ebenbild verloren und auf Erden gelassen haben. Wenn man will, kann man sich ja einbilden, daß die Seelen wieder in ihre Heimath zurückgekehrt sind und in unerreichbarer Höhe mit den Sternen ihre leuchtenden Bahnen ziehen. Daß sie wieder den Astralleib angezogen haben, von dem die Philosophen träumen — das ist der richtige Astralleib, wie kann denn die Menschenseele einen Astralleib haben? — Hienieden ist unser Fleisch und Blut der Leib der Seele, und der Astralleib eine Contradictio in adjecto, des Spiritismus würdig, der sich auch daran erbaut, was Plato einmal gedacht, und wie's der Wagner dann zuletzt so herrlich weit gebracht hat. O ja, bis an die Sterne weit!

* * *

6. Die zeitweilige Trennung.

Die Probe auf das Exempel — die dichterische Begabung der Menschheit — wenn man ein Individuum sieht, das man wirklich nicht sehen kann, so giebt es einen Doppelgänger, das ist allgemeines Postulat — so erklärt man sich die Träume und Visionen — der Doppelgänger ist eben die Seele, die als ein Seelenleib vorgestellt wird — sie hat sich dann vorübergehend vom Leibe getrennt.

Dieses aus zwei Leibern bestehende merkwürdige Doppelwesen hielt sich nun für gewöhnlich gut, es muckste und rührte sich nicht; man konnte es dann eigentlich als solches gar nicht gewahr werden. Man sah immer nur die eine Hälfte, die vor aller Augen am Tage lag, die andere blühte wie ein Veilchen im Verborgenen. Es war im Grunde nur eine Voraussetzung, daß dieses angenehme, harmlose Wesen nicht einfach, sondern doppelt sei. Die Probe bestand es erst, wenn es sich einmal spaltete, und der eine Leib aus dem andern sichtbar und wunderbar heraustrat. Dann zeigte sich die heimliche Identität, die beiden Doubletten standen zum Vergleichen nebeneinander, und der Doppelgänger war erschienen.

Wir sehen mitunter einen Menschen so deutlich vor uns, als ob er es selber wäre, trotzdem er gewiß nicht da ist. Wir sehen ihn im Traume, im Wachen, mit den Augen der Phantasie — sein Bild tritt uns vor die Seele. Es ist das genau so, wie vorhin der Vater seine Tochter, die Schwester ihre Schwester im Garten gehen sah. Man nennt das, wenn die Vorstellung völlig unbewußt und traumhaft ist,

eine Hallucination; manche Naturen sind zu dergleichen Gesichtshallucinationen besonders eingerichtet und aufgelegt. Zum Beispiel Goethe, der sich bei seinen dramatischen Conceptionen die handelnden Personen sichtbar, gleichsam leibhaftig vor, vor sich in's Zimmer stellen konnte, so deutlich, daß er ihnen ausweichen mußte, wenn er durch's Zimmer ging; der, wie er selbst berichtet, die Gabe hatte, wenn er die Augen schloß und sich in der Mitte des Sehorgans eine bunte Blume dachte, diese Vorstellung zur sinnlichen Erscheinung zu steigern und die Erscheinung zu verändern, so daß sich die Blume auseinanderlegte und sich aus den einzelnen Blumenblättern neue Blumen entfalteten, ganz als ob er ein indischer Fakir gewesen wäre, der zusehends einen Mangobaum aus einem Mangokerne wachsen läßt; der, wie das auf diesem Gebiete häufig vorkommt, auch Selbstvisionen hatte. Die dichterische Begabung hängt, wie schon gesagt, auf's Engste mit der Hallucination zusammen; poetische Anlagen sind aber jedenfalls viel verbreiteter, als man denkt. Im Traum ist Jedermann ein Shakespeare; Jedermann hat eine Ader von Goethe. Namentlich jede Frau.

Je plötzlicher, je traumartiger dem heimlichen Dichter nun das Bild einer Person erschien, um so mehr war er geneigt, dieses Bild als einen Geist, einen Doppelgänger anzusehn, den das Individuum auf räthselhafte Weise abgesondert habe; durch solche Erscheinungen gelangte er überhaupt erst zu dem absonderlichen Begriffe eines Doppelgängers. In dieser Ueberzeugung wurde er durch den Umstand bestärkt, daß die Person, die er zu sehn vermeinte, wirklich in tiefem Schlafe oder in einer Art von Starrsucht begriffen war — natürlich, wäre sie wach gewesen, so hätte er weniger Gelegenheit gehabt, von ihr zu träumen. Er stellte sich also vor, daß sie eben deshalb schlafe und unbeweglich wie eine Statue daliege, weil ihre Seele ausgetreten und sichtbar an ihm vorübergegangen sei — dies in dem Falle, daß er, wie oben Schwester Martha, die beiden Doppelgänger gleichzeitig und nebeneinander sah. Trat die Erscheinung, wie es das Gewöhnliche ist, abgesondert, aber unter Umständen ein, die eine Anwesenheit der Person selbst ausschlossen, so wurde nur angenommen, daß sie in einem solchen Zustande gewesen und ihres zweiten Leibes ledig geworden sei. Alle Träume, alle Gesichte erklärte man sich auf diese Weise, solange man noch keine psychologische Bildung hatte: die Erscheinung des Doppelgängers war ein allgemeines Postulat, eine Thatsache, die Niemand begriff, aber Niemand leugnen konnte.

* * *

7. Sich meldende Todescandidaten.

Die Trennung des Astralleibes vom Körper im Sterben, Phänomene der sogenannten Telepathie — der Mensch kann seinen eigenen Doppelgänger sehen — gewöhnlich erscheint der Sterbende den bekümmerten Seinigen — das heißt, in die Sprache einer wissenschaftlichen Psychologie übersetzt: es haben sich, durch die schwere Sorge veranlaßt, Hallucinationen eingestellt.

Vorzüglich geneigt, den Doppelgänger abzugeben und wie einen Boten zu Freunden und Verwandten zu entsenden, ist der Mensch in seinem letzten Stündlein. Weil die Seele dann überhaupt schon auf dem Sprunge steht, den Körper zu verlassen und ihm und der Erde Lebewohl zu sagen. Deshalb glaubt man auch allgemein, daß die Erscheinung des Doppelgängers von schlimmer Vorbedeutung sei, und daß mit ihm der Tod vorspuke. Die Mystiker bezeichnen die Trennung des Astralleibes im Sterben als Fernwirkung oder Telepathie.

Wenn sich die Bande, die Leib und Seele zusammenhalten, lockern und die ganze Umgebung des Kranken den Tod schon kommen sieht, erscheint ihr plötzlich der blasse Todescandidat. Alexander der Große starb bekanntlich wie Achill in der Blüthe seines Lebens, zweiunddreißig Jahre alt, zu Babylon am Fieber. Nun, ihn sahen die Macedonier auf seinem Stuhle sitzen, während er eben noch mit seinen Freunden Ball schlug. Stumm, lautlos, unbeweglich, in seinem Ornate und mit dem goldnen Diademe auf dem Haupte saß er da; allem Anscheine nach wäre dies der richtige Alexander gewesen, der Elementarleib, der in einem Anfalle von Starrsucht dagesessen hätte, so lange sein Seelenleib abwesend gewesen wäre. Plutarch, der die Begebenheit erzählt und unter den Vorzeichen seines Todes mitanführt, versteht sie offenbar nicht mehr; er sucht sie zu motiviren und macht aus dem Phantom einen dunkeln, räthselhaften Menschen, der sich während des Ballspiels in die Sachen des Königs gesteckt und auf seinen Stuhl gesetzt hätte; er wäre hernach auf Anrathen der Seher aus dem Wege geräumt worden. Die Hallucination, denn nur um eine solche, aber um eine ansteckende, handelt es sich, ließ den Alexander, während er auf seinem Throne saß, am Ballspiele theilnehmen, und diese wird zeitig genug von selber vergangen sein. Ein inneres Gesicht, eine Ahnung wird, wie so oft, in eine grobe Gespenstergeschichte übersetzt, die der Psycholog wie ein Historiker, wenn er in Märchen und Gedichten erkennt die ewigen Weltgeschichten, erst zurückübersetzen muß.

Niemand darf den Scharfblick des Genies, das auch im gewöhnlichen Menschen arbeitet und dichtet, unterschätzen; gar oft erkennt es, unbewußt von einer stillen Beobachtung geleitet, die Gefahr, in der ein

Liebling schwebt, und stellt ihn plötzlich, wie mit Geistes Gewalt, vor das Auge der Phantasie. Eine schlesische Mutter sieht auf einmal ihren Sohn, wie er Hechte angelt und mit seinem Kahne dem reißenden Wehre zutreibt — eine junge Leipzigerin sieht auf einmal ihren Bruder blutüberströmt, mit einem rothen Tuche um den Kopf, im Abgrund mit seinem Pferde — De Wette sieht sich selbst. Ja wohl, nichts hindert den Doppelgänger, gelegentlich auch seinem eignen Partner zu erscheinen, wenn dieser Partner zur Abwechslung einmal von sich selbst träumt und in tiefe Gedanken verloren, wie geistesabwesend ist.

Der verdiente Theolog wurde bekanntlich, in Berlin seines Amtes entsetzt, 1822 als Professor nach Basel berufen, wo er bis an sein Lebensende wirkte. Ihm soll hier etwas Merkwürdiges begegnet sein. Eines Abends zu Besuch in einem Hause, das dem seinigen gerade gegenüber lag, tritt er von ungefähr an's Fenster. Sinnend blickt er in sein Schlafzimmer hinüber; dort fällt ihm ein Lichtschein auf. Es däucht ihm, als stünde dort eine weiße Gestalt, die ein Licht in der Hand habe und damit nach ihrem Kopf hinleuchte, wie Jemand, dem am Kopfe etwas wehthut. Er starrt unverwandt hin: auf einmal erkennt er sich selbst in der Gestalt. Es ist jetzt, als hätte sie ihm leuchten wollen, damit er sein Gesicht besser sehen könne. Ganz außer sich eilt er hinüber; er weiß gar nicht, wie er hinübergekommen ist. Als er aber wirklich sein Schlafzimmer betritt, hat ein massiver Stein die Decke durchschlagen und das Kopfende des Bettes zertrümmert.

Gewöhnlich besucht der Sterbende die bekümmerten Seinigen, indem diese schon an ihn denken und seinetwegen in Angst und Sorge schweben. Es sieht dann so aus, als ob die von hinnen ziehende Seele Abschied nehmen und ihre Lieben noch einmal grüßen wolle, ehe sie sich aufschwinge zu den Wolken. Zu Sylvester sitzt in Leipzig beim Punsch ein Freundeskreis zusammen — Offiziere, Beamte, Professoren und Litteraten; darunter ein Brautpaar. Von dem letzteren wird die ganze Gesellschaft für den nächsten Jahreswechsel auf das alterthümliche Bergschloß eingeladen, die künftige Residenz des jungen Paares, die binnen Kurzem bezogen werden soll. Wirklich findet sich auch in der nächsten Sylvesternacht in Rochsburg männiglich wieder ein; nur die gegenwärtige Frau vom Hause selbst fehlt, obgleich sie gerade am meisten auf Worthalten bestanden hat. Sie ist noch nicht von dem benachbarten Wechselburg zurück, wo sie ihre Mutter zu Weihnachten besucht hat; man weiß, daß sie ihrer Entbindung entgegensieht. Vielleicht aber kommt sie doch noch in der letzten Stunde. Man setzt also vorläufig einen Stuhl für die Baronin an den Tisch und ein Glas mit ein paar Rosen auf ihren Platz.

Da schlägt die Glocke zwölf: das alte Jahr ist vorüber; prosit Neujahr! — Während sie noch ihre Glückwünsche austauschen, prasselt es im Hofe. Was war das? Ein herunterfallendes Wappen? — Alles eilt an's Fenster. Es mag wohl ein altes Wappen gewesen sein. Wie sie sich wieder umwenden, erblicken sie auf dem Stuhle, der im Scherz für sie hingestellt worden war, die Baronin, die eine von den beiden Rosen zerpflückt und wie ein Geist verschwindet.

Sie war in der zwölften Stunde, in Folge eines unglücklichen Zufalles, der mit ihrem Zustande zusammenhing, plötzlich und unerwartet gestorben.

Sie hatte Wort gehalten. Da sie selbst nicht kommen konnte, hatte sich wenigstens ihr Astralleib in Rochsburg eingefunden. Das ist ein populärer Ausdruck für den geheimnißvollen Vorgang im Seelenleben der Gesellschaft.

* * *

8. Der Doppelgänger des Todten.

Ein Geist, ein Gespenst ist auch ein Doppelgänger, sogar der Hauptdoppelgänger, der die Veranlassung zu der ganzen müßigen Speculation gegeben hat — der vorübergehende und der endgültige Tod — wenn der letztere eingetreten ist, kann sich der Doppelgänger nicht wieder in dem Leib verstecken — weil die Hinterbliebenen den Leib dann selbst nicht mehr sehen — denn ihr Gedächtniß ist ja der Doppelgänger — im engeren Sinne die Steigerung des Gedächtnißbildes zum Traume und zur Vision — Hamlet und Horatio — ein Rittmeister, der im Kriege seine verstorbene Mutter sieht — ein Fall von Hypnose, veranlaßt durch das Fixiren eines glänzenden Gegenstandes — die Hesychasten auf dem Berge Athos, die den Blick auf den Nabel heften und das Licht vom Berge Tabor sehen — da ist doch eine Mutter noch leichter zu sehen, ihr Bild trägt man ja im Herzen — ohne Tod kein Geist, nicht doch: ohne Leben kein Geist — vixerunt.

Auf alle Fälle ist der Doppelgänger ein Vorläufer des Todes. Er ist der Anfang des Todes selbst, jenes Todes, bei dem sich das Doppelwesen unwiderruflich spaltet und in seine Theile auflöst; aber auch wenn die Seele ihren Partner nur vorübergehend wie einen Strohwittwer verläßt und sich dann wieder mit ihm vereinigt, ist es doch so gut, als ob der Mensch gestorben wäre. Die Starrsucht, in der De Wette verharrt, so lange sein Geist wo anders und drüben im Schlafzimmer weilt, ist ein todähnlicher Zustand; der Schlaf ist der Affe des Todes, wie Shakespeare einmal sagt. Wenn man im Schlafe weg ist, wenn die Seele während des Schlafes aus dem Leibe heraustritt, in der weiten Welt umherschweift und mit anderen Seelen zusammentrifft, ja, dem Schläfer selbst wieder erscheinen kann, indem sich dieser selbst sieht: so heißt das

wohl todt sein, nur daß der Tod keinen Bestand hat. Die Alten nannten den Schlaf den Bruder des Todes. Macbeth nennt ihn den Tod von jedem Lebenstag, the death of each day's life.

Der wirkliche Tod hat dann nur das Eigenthümliche, daß sich der Doppelgänger nicht wieder im Leibe verstecken kann und daß er in alle Ewigkeit draußen bleibt, mithin continuirlich zu sehen ist. Man nennt ihn dann den Geist oder auch das Gespenst, indem die Bezeichnung Doppelgänger nicht mehr paßt, weil der Elementarleib zu Grunde geht. Und doch kann man sich versichert halten, daß dieser Geist oder dieses Gespenst nichts weiter als der alte Doppelgänger ist, nur daß der Leib, den der Doppelgänger einst copirte, jetzt nicht mehr existirt.

Man kann sogar sagen: der Geist eines Verstorbenen ist sein erster, sein natürlicher Doppelgänger; der Unsterblichkeitsglaube überhaupt nur der Glaube an einen Doppelgänger. Wenn nach dem Tode ein zweites Leben anhebt und ein neuer, überirdischer Mensch geboren wird, gehen wir dann nicht doppelt? Haben wir nicht wie Doppelthiere eine zwiefache Existenz? — Der Unterschied ist nur der, daß die beiden Doubletten nicht gleichzeitig vorhanden sind, sondern die eine auf die andere folgt, der Tod also nicht wie eine Grenze zwischen zwei Ländern, sondern wie die Gegenwart zwischen Vergangenheit und Zukunft in der Mitte liegt.

Ganz gleichgültig, wo sich die Hinterbliebenen den zweiten Menschen denken — unter der Erde oder in den Lüften, in der Hölle oder in der Welt, die droben liegt. Immer haben die lieben Seelen Menschengestalt, und keine unbestimmte; im Gegentheil, sie gleichen den Abgeschiedenen auf's Haar. Sie sind Schatten; die alten Griechen nannten den zweiten Menschen den Schatten des ersten Menschen und den Aufenthaltsort aller Seelen das Schattenreich. Gewöhnlich sehen sie aus wie die Leute im Leben gewesen sind, nur selten wie sie im Sarge gelegen haben, aber auch dann so als ob sie auferstanden wären. Jeder Todte, der wiederkommt, jede Weiße Frau, die in einem alten Schlosse umgeht, Hamlet's Vater, der langsam und majestätisch auf der Terrasse die Parade abnimmt, Achilles, der königlich, mit weiten Schritten über die Asphodeluswiese schreitet, sie alle gehen so wie sie im Leben gegangen sind, ohne das wären sie ja gar nicht wiederzuerkennen. Mit anderen Worten: der Geist ist ein getreues Abbild des Menschen, das im Augenblicke des Todes auftaucht, gleichsam eine Todtenmaske, die von der Leiche abgenommen wird, ein zweites Wesen und doch das vorige Wesen wieder. Ein Doppelgänger.

Die Geister müssen Doppelgänger sein, weil sie bloße Gedächtnißbilder sind. Die persönliche Fortdauer ist eine durch die Erinnerung und durch den Traum genährte, fortwährend wacherhaltene Phantasie.

Wir sagten oben, daß man seine Freunde beständig um sich hat, auch wenn sie nicht anwesend sind — so lebt man auch mit seinen Verstorbenen. An die Todten zu denken, sich auf's lebhafteste mit ihnen zu beschäftigen, sie Jahre lang nicht aus dem Sinne zu lassen, ist natürlich, ist nothwendig, ist Pflicht. Und wenn sich dann das Gedächtniß wieder bis zu einer wirklichen Sinnestäuschung steigert, wenn die Bilder plötzlich und unvermittelt als Gesichte vor dem geistigen Auge stehen und wie ein unverhoffter Besuch erscheinen, wie sollten sie sich verändern? — In der Wirklichkeit würden sie's thun; da sie aber der Zeit entwachsen sind und nur in der Erinnerung fortleben, bleiben sie wie Porträts bis in alle Ewigkeit so wie sie damals waren, als sie aufgenommen wurden.

Ausgezeichnet läßt sich die Steigerung des einfachen Gedächtnißbildes zur Vision in einer der ersten Scenen des Hamlet beobachten. Hamlet spricht von seinem verstorbenen Vater; sinnend sagt er: mich dünkt, ich sehe meinen Vater. Methinks, I see my father. O, fragt Horatio, wo? — In meines Geistes Aug, Horatio. In my mind's eye, Horatio. Auch Horatio hat ihn einst gesehen; er war ein wackrer König. Aber Horatio hat in der vergangenen Nacht auf der Wache die bekannte Erscheinung gehabt, die zwar auf der Bühne als eine wirkliche, objective Erscheinung dargestellt wird, aber, sofern man die Sache überhaupt als ein historisches Factum behandeln will, doch sicher nur subjectiv, eine gleichzeitig bei der ganzen Wache auftretende und durch ein psychisches Contagium fortgepflanzte Sinnestäuschung, eine Hallucination gewesen ist. Und nun sagt Horatio abermals: mein Prinz, ich denk, ich sah ihn gestern Nacht. My lord, I think I saw him yesternight.

Im Deutsch-französischen Kriege von 1870/71 war es einmal an einem sächsischen Rittmeister, so etwas zu sagen. Mein Prinz, ich denke, ich sah meine Mutter gestern Nacht. Er war commandirt worden, Jagd auf Franctireurs zu machen und ein Gelände, wo sie liegen sollten, auszukundschaften. Man wußte nur so ungefähr, daß vorn ein Wald, dahinter Ackerland und angrenzend ein Gehöft sei. In einer warmen, mondhellen Nacht machte er sich mit einigen zuverlässigen Leuten auf, sie ritten durch den dichten, dunkelen Wald; da ein Wetter heraufzog und der Mond hinter den Wolken verschwand, ward es nachgerade so finster um sie herum, daß sie die Hand vor den Augen nicht sehen konnten. Auf einmal gewahren sie in der Ferne den Schimmer eines Lichtes und sie freuen sich, weil sie denken, dort sei das Gehöft, der Schlupfwinkel der Franzosen.

Sie reiten also aus dem Walde heraus und auf das vermeintliche Haus zu. Es geht über Wiesen, über Geröll; sie kommen dem Lichte,

das gegen die Dunkelheit noch mehr blendet, immer näher. Der Rittmeister, der voranreitet, hält es scharf im Auge: es steht unbeweglich und brennt mitten im sausenden Sturme ruhig und hell. Durch den Krimstecher erkennt man auch das Glas der Fensterscheiben, durch die es hindurchscheint. Plötzlich schrickt der Rittmeister mit einem Schrei zusammen: das Pferd herumreißen, absitzen, halten lassen ist eins. Er hat seine Mutter gesehen.

Seine Mutter, seine verstorbene Mutter, ganz so wie sie vor einem Jahre im Sarge lag. Sie hat ihm die Arme ängstlich, wie zur Abwehr entgegengestreckt, er hat sie gerufen, dann ist sie verschwunden. Seine Begleiter haben nichts gesehen, aber sein Pferd schauderte und bäumte sich hoch auf. Der Rittmeister war immer ein sehr beherzter, kühner, kaltblütiger Mann gewesen.

Er geht jetzt allein zu Fuß ein paar Schritte vor und hört ein Steinchen in einen Abgrund rollen. Indem so bricht der Mond wieder aus dem Gewölk hervor und beleuchtet die gähnende Tiefe eines Steinbruchs, an dessen Rande der Rittmeister steht und über dem, am jenseitigen Ufer, eine Laterne aufgehängt ist.

Kehrt! Wir sind an Steinbrüchen! Eine von den Franctireurs gestellte Falle! Noch zwei Schritte weiter, und wir hätten uns alle miteinander zu Tode gestürzt! — Von drüben her knattert es, die Deutschen schießen in die Dunkelheit hinein, dann sprengen sie in den schützenden Wald zurück. So kommen sie wohlbehalten wieder bei den Ihrigen an. Der Rittmeister öffnet seine Brieftasche, betrachtet das Bild seiner lieben, seligen Mutter und weint wie ein Kind.

Diese Anekdote, die zu den wahren Geschichten gehört, ist insofern besonders lehrreich, als sie zugleich eine Illusion und eine Hallucination enthält, aber auch einen Anhalt bietet, um solche Visionen zu erklären. Mit ziemlicher Gewißheit kann man angeben, was den Rittmeister zu einer Wahnvorstellung prädisponirt hat, zu der ihn die zärtliche Liebe und das kindliche Vertrauen zu seiner verstorbenen Mutter, die Erinnerung an die Heimat so wie so schon empfänglich machte. Die Laterne.

Durch das gleichmäßige Hinstarren auf die brennende Laterne ist der an sich schon durch den nächtlichen Ritt erschöpfte Mann in jenen eigenthümlichen, schlafartigen Zustand gerathen, den man Hypnotismus nennt und der Sinnestäuschungen erzeugt.

Den Hypnotismus hat im Jahre 1841 der englische Arzt James Braid entdeckt, indem er beobachtete, daß Nervenkranke, die einen glänzenden Gegenstand fixirten, in eine Art magnetischen Schlaf verfielen. Diese Beobachtung ist vollinhaltlich bestätigt worden: wer zum Beispiel unverwandt auf einen glänzenden metallenen Knopf hinsieht,

fängt an einzuschlafen und zu träumen wie die Kinder von Marpingen oder wie der Mönch auf dem Berge Athos, der das Auge auf das Bauchknöpfchen heftet und selbst ein Licht aufgehen sieht: das Licht vom Berge Tabor.

Dem so einseitig Beschäftigten raubt die überspannte Aufmerksamkeit am Ende die Besinnung. Hören und Sehen vergeht ihm, der Wächter des Hauses scheint die Flinte in's Korn zu werfen. In solchen Momenten der nervösen Ermüdung und der Selbstvergessenheit setzt nun die Phantasie ein; da das Bewußtsein aufgehoben ist, hat sie ihr freies Spiel und spinnt jene märchenhaften, deutlichen Traumgesichte, die den Menschen, wenn er wieder zu sich kommt, weil er nichts von seiner inneren Denkbarkeit gewußt hat, erschrecken wie wirkliche Figuren, aber nichts desto weniger Einbildungen sind, auf die Vergangenheit gegründet, entnommen dem reichen Schatze der Erinnerung.

Wenn Du allein in Deiner Zelle bist, sagt der Abt des Athosklosters zu dem Novizen, so schließe die Thüre und setze Dich in eine Ecke — erhebe Deinen Geist über alles Vergängliche und Eitle — halte den Athem an, lege das Kinn auf die Brust und richte Augen und Gedanken mit der ganzen Macht des Gemüthes auf die Mitte des Bauches gegen den Nabel hin. Zunächst wird eitel Finsterniß und Oede um Dich sein, aber verharre in dieser Betrachtung Tag und Nacht, und Du wirst etwas Unbeschreibliches empfinden: sobald Du die richtige Stelle gefunden hast, umfließt Dich ein wunderbares, überirdisches Licht. Das Licht Gottes.

Reite in Kriegsläuften die ganze Nacht hindurch; ruhe nicht, schlafe nicht; denke an die Gefahren, denen Du stündlich entgegengehst, und an Deine gute Mutter, deren Bild Du in der Brieftasche bei Dir trägst, und blicke dann unverwandt auf ein Licht mitten im Feindesland — Du wirst bald anfangen zu phantasiren und Dich an das Vaterhaus erinnern, das Du auch einmal spät in der Nacht erreichtest, und dessen Fenster auch so erleuchtet waren — und Du wirst Deine Mutter leibhaftig vor Dir sehn, und sie wird Dein Schutzengel sein, daß Du nicht in den Steinbruch fällst.

Eine Anweisung ist so gut wie die andere, die letztere sogar noch besser und leichter zu befolgen, weil eine Mutter dem Herzen näher steht als das Licht vom Berge Tabor. Die Mutter kennt man. Und es läuft am Ende auf eins hinaus, ob man in der Stunde der Gefahr durch das Bild seiner Mutter gerettet wird, das man treu im Herzen hegt, oder durch ihren Geist.

Dieses Bild, das der Sohn von seiner Mutter im Herzen trägt, wie er es im Medaillon auf seiner Brust trägt, ist ihr Doppelgänger

und ihre Unsterblichkeit — es ist in Wahrheit eine zweite Mutter, denn es beruht ja auf dem Eindruck, den sie bei Lebzeiten auf ihn gemacht hat. Wie grob, wie ganz unsauber ist die gemeine Vorstellung vom Leben nach dem Tode! — Gewöhnlich stellt man sich die Sache so vor: daß die Menschen sterben müssen, wenn der Doppelgänger sichtbar werden solle: ohne Tod kein Geist, wie ohne Geld kein Schweizer. Der Spiritismus, der sich mit dem allerrohesten Gespensterglauben deckt, beruht auf der Fiction: daß den Leib im Tod eine Seele verlassen habe, die nicht mit gestorben sei, sondern als Astralleib in der Luft fortlebe und die sein Bild erhalte. Diese Seele, ursprünglich nur der aus dem offenen Munde des Sterbenden entwichene Lebenshauch, aber allmählich als ein vollständiger Schatten gedacht, der die Züge und die Gestalt des Verstorbenen besitzt, wird von den Mystikern, die wie die Römer frech geworden und wie Dante in's Dickicht gerathen sind, von vornherein angenommen und schon bei Lebzeiten in den Menschen hineingepfercht — das ist der ganze Unterschied zwischen dem Spiritismus und dem Gespensterglauben, wobei noch dazu die Logik mehr auf Seiten des Gespensterglaubens steht. Darin, daß der zweite Mensch erst gesehen werden kann, wenn der erste nicht mehr ist, stimmen beide überein. Nach wissenschaftlicher Auffassung müssen die Menschen gelebt haben, wenn sie in der Erinnerung, in der Vorstellung forterxistiren sollen — vixerunt, wie die alten Römer von den Todten sagten. Man entscheide, welche von beiden Auffassungen die angemessenere, welche höher sei.

* *
*

9. Der Alter Ego.

Ein praktisches Möbel, so ein Doppelgänger — man hat einen Boten zu schicken — gleichsam ein anderes Ich — alias: Alter Ego — my other Self, my counsel's consistory — sozusagen: eine bessere Hälfte — bei dieser mag's bleiben.

Wenn die beiden Leiber nicht so jung wieder zusammenkommen, so ist das Doppeltgehen nicht hübsch. Sonst aber kann man sich doch eigentlich gar nichts Bequemeres und Praktischeres denken, als so einen Doppelgänger. Ei, was für Zeit und Geld erspart man, was kann man Alles ausrichten, wenn man gleich doppelt da ist! Wenn man immer und überall einen Boten an der Hand hat, der unsere Stelle vollkommen vertritt und dazu noch an Schnelligkeit, an affenartiger Beweglichkeit den Preußen über ist! Was sage ich: den Preußen? — Das geht noch über Telegraph und Telephon. Es ist eine epochemachende Erfindung, durch die sich die Spiritisten ein unsterbliches Verdienst um die Menschheit erworben haben.

Sie geht wie gewöhnlich von Amerika aus. O diese Amerikaner! Sie sind wirklich gut daran. Sie sondern den Astralleib ab wie einen Wind; sie blasen ihn wie einen Courier in die weite weite Welt; sie können den Ariel entbehren. Will ein pennsylvanischer Quäker in London ein Geschäft abschließen und etwas unterschreiben: Flugs ist sein Doppelgänger drüben. Soll Mrs. John Smith in Leipzig Nachricht von ihrem Gatten erhalten, der Gold am Klondike sucht: Er schreibt ihr nicht, er besucht sie auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Doppelgängers. Möchte der Yankee in Paris in's Theater gehen oder die Patti singen hören: Er schickt seinen Astralleib nach Paris, während er selbst ruhig in seinem Palast am Broadway sitzen bleibt, ganz wie Mr. West in Bellamy's Rückblick, nur daß dieser es noch ein bißchen bequemer hat, weil er nicht einmal seinen Astralleib zu bemühen braucht.

Wir in Europa behelfen uns in einem solchen Falle mit einem altmodischen Alter Ego. Wenn wir mehr als einen Boten: einen Bevollmächtigten und Vertreter brauchen, dem wir unsere Angelegenheiten übergeben und alle Rechte übertragen, so müssen wir uns den Alter Ego suchen. Das heißt eben ein anderes Ich, ein anderes Selbst, wie der Herzog von Gloster den Buckingham betitelt:

My other self, my counsel's consistory,
My oracle, my prophet! — (König Richard III. II, 3.)

Der Titel ist ein wenig veraltet, aber noch officiell.

Der Procurist ist zum Beispiel ein Alter Ego des Geschäftsherrn, der Regent des Königs, der Vicar des Papstes, der Papst Gottes, Gott der Welt.

Im Jahre 1820 ernannte der König beider Sicilien Ferdinand I. den Kronprinzen Franz zu seinem Alter Ego und ermächtigte ihn zur Ertheilung einer Verfassung, die er nachher wieder für nichtig erklärte; im December 1844 war der Graf Woronzow Alter Ego des Zaren Nicolaus I. im Kaukasus.

Auch kleine Leute bedürfen unter Umständen eines Alter Ego; sie ernennen ohne viel Federlesens einen guten Freund, einen Spezi, der ganz in ihnen aufgeht und ihre Neigungen und Wünsche verständnißinnig zum Ausdruck bringt, zu ihrem Anderen Ich. Namentlich Eheleute sind in diesem Falle, daher sie sich gegenseitig: als ihre bessere Hälfte ansehen. Von Natur stellen sie ein Doppelwesen und ein Thier mit zwei Rücken dar, making the beast with two backs, wie Jago im platonischen Sinne sagt; auch in Handel und Wandel ergänzen sie sich so schön. Eheleute, einträchtig wie zwei Turteltäubchen, ein Herz und eine Seele! — Diese Art Doppelgänger bleibt immer die einfachste und die gemüthlichste.

Die Kabbala.

Rossini, der seine Uhr kennen lernt — die drei geheimnißvollen Ziffern, die darin stehen — Zahlen sind dem Italiener wichtig, er betrachtet sie als Glücksnummern, er fahndet auf sie — fa la Cabala — nicht bloß der Italiener, auch der Oesterreicher und der Ungar — man achtet auf die Zahlen, die einem im Leben oder im Traume bescheert werden, und setzt sie im Lotto — man hat auch eine Kunst, sie aus gewöhnlichen Vorkommnissen und Traumbildern zu entnehmen — die Anleitung dazu geben die Traumbücher, die hauptsächlich für die Lotterie benutzt werden — daneben giebt es auch noch Kabbalisten von Profession — sie müssen bisweilen wie Proteus zum Weissagen gezwungen werden.

Im Jahre 1836 saß Rossini eines schönen Tages im Café Tortoni. Er zog, wie er das gern that, seine Uhr hervor und ließ sie das Gebet aus Moses spielen. Diese Uhr war nämlich ein Geschenk des Königs Ludwig Philipp; Rossini hatte sie zur Belohnung für eine Nationalhymne erhalten. Ein sehr kostbares Werk, eine Repetiruhr, die nicht bloß Stunden und Minuten, sondern auch noch das Datum angab und, wie gesagt, wenn man an eine Feder drückte, das Gebet aus Moses in Aegypten spielte. Indem so tritt ein Herr zu dem Maestro und fragt ihn, ob er sich das Werk auch recht gründlich angesehen habe. Rossini glaubte seine Uhr allerdings zu kennen; er hatte sie nun schon sechs Jahre im Gebrauch. Aber der Fremde wollte wetten, Rossini wisse noch nicht Alles. Er entdeckte ihm zunächst, daß die Uhr noch ein zweites Stück von ihm, eine Arie aus dem Tancred, spiele. Di tanti palpiti! — Zweitens zeigte er ihm in der Uhr noch sein Portrait. Endlich munkelte er noch etwas von einer Eingravirung.

Von etwas, was hinter dem Bilde angebracht und hundert Mal mehr werth sei als die ganze Uhr.

Von drei Ziffern. Hinter dem Portrait standen drei Nummern. Die Nummern 6, 31 und 61.

Es war der Uhrmacher selbst, Maître Michel Plivée, der Rossini mit diesen Vorzügen überraschte. Aus den drei Nummern machte er ein Geheimniß; was sie bedeuteten, durfte er nicht verrathen. Aber Rossini würde es seiner Zeit erfahren. Thatsächlich erfuhr er es nie-

mals, denn als Plivée den Componisten endlich, am 19. November 1860 zu sich entboten hatte, um ihm die versprochene Aufklärung zu geben, starb er plötzlich an einem Herzschlag, noch ehe er Rossini, dessen Neugierde natürlich auf's Höchste gespannt war, empfangen konnte. Zweifellos aber stand mit der mysteriösen Angelegenheit eine Sendung in Zusammenhang, die Rossini an seinem eigenen Todestage, am 13. November 1868, in Passy erhielt. Es wurden ihm anonym mit der Post drei Werthpapiere zugestellt, die jene drei Nummern: 6, 31 und 61 trugen. Es waren Scheine der Banca Sociale in Mailand, auf nahezu eine Million lautend. Von der Summe ist nachmals in Pesaro, der Heimathstadt Rossini's, ein Waisenhaus gegründet worden. Die Wittwe hat das ganze hinterlassene große Vermögen für wohlthätige Zwecke bestimmt.

Diese drei Nummern brachten also dem Meister noch zuguterletzt wirklich ein hübsches Sümmchen ein; aber Rossini müßte kein Italiener gewesen sein, wenn er keine Kabbala gemacht und nicht schon vorher daran gedacht hätte, die Terne im Lotto zu setzen. Denn so machen es die guten Italiener, und nicht bloß die Italiener, auch die Oesterreicher und die Ungarn: die Zahlen, die ihnen von ungefähr zufliegen, nehmen sie für Glücksnummern, die sie spielen müssen und die dann eine Million gewinnen. In Italien achtet man sorgfältig auf jede Zahl, die man unvermuthet zu Gesicht bekommt und die unter 91 ist — die Gefangenen schreiben sich die Nummern der Zellen auf, in denen sie gebrummt haben, die Diebe die Nummern der Häuser, in die sie eingebrochen sind; es kann vorkommen, daß ein Verbrecher, der eine dreiundachtzigjährige Wittwe in Nummer 72 ermordet hat, am Tage des Mordes in die Collecte geht, um die Nummern 83 und 72 und drittens die Nummer 47 zu setzen, die: Tod und Leben bedeutet! — Welch eine kaltblütige Speculation! Und Rossini hätte seine drei Nummern nicht benutzt?

Die Italiener benutzen Alles. Wenn eine hervorragende Persönlichkeit stirbt, so werden die wichtigsten Momente in ihrem Lebenslauf ermittelt: so spielte im Februar 1878 das ganze kleine Volk in Rom die sogenannten Papstnummern: 7, 32, 58 und 86, nämlich den Todestag, die Regierungsjahre, die allgemeine Papstnummer und die Lebensjahre Pio Nono's. Die Regierung machte eine ungeheure Einnahme, denn keine einzige dieser vier Nummern kam heraus. Genau so wurden im Januar 1890 in Ofen die Nummern der Kaiserin Augusta, die Lebensjahre (78), das Jahr, in dem sie geboren worden war (11) und die Jahre, die sie bei ihrer Vermählung gezählt hatte (18), beim Lottospiel gesetzt, diese drei Nummern aber merkwürdigerweise wirklich gezogen, sodaß die Rechnung stimmte.

Wie gesagt, wird in Oesterreich soviel wie in Italien gekabbelt, jedwedes Ereignis in diesem Sinne ausgenutzt; was die öffentliche Meinung irgendwie erregt, schlägt sich im Lotto nieder. Im October 1892 veranstalteten Offiziere der deutschen und der österreichisch-ungarischen Armee einen Distanzritt zwischen Berlin und Wien: Sieger war der Oberlieutenant Miklos mit der Stute Marcsa. Sofort wurden im Lotto mehrere Ternen und Quaternen gesetzt, die vom Alter und von der Regimentsnummer des Oberlieutenants und vom Alter des Rosses hergenommen waren. Ja, wenn ein moderner Pater Abraham a Santa Clara die andächtigen Zuhörer in seiner Predigt straft und ihnen ihren unverantwortlichen Leichtsinn vorhält — so seid Ihr! Da sieht Einer im Traume die Nummer 45 und die Nummer 46, gleich geht er hin und spielt sie, seine letzten paar Kreuzer zu verthun! — so kann er sich darauf verlassen, daß beim Ausgange ein altes Mütterchen zu ihm herantrippelt und fragt: Ew. Hochehrwürden! Wie waren die beiden Nummern?

Eine alte siebzigjährige, in guten Verhältnissen lebende Wienerin scheut sich nicht zu betteln, um in der nächsten Linzer Ziehung drei Nummern zu setzen, die ihr lebhaft im Traume erschienen sind, die ganz gewiß kommen, und die sie nur leider nicht bezahlen kann, weil ihr die Tochter kein Geld für das Lotto giebt.

Ein Pester Beamter Namens Farkas träumt fünf Nummern, setzt sie in der Lotterie von Temesvar, weil er aus dem Comitat Temes gebürtig ist, und gewinnt auf jede der fünf Nummern 96000 Gulden. Wie einfach sind doch die Wege der Vorsehung, die zum ersehnten Ziele führen! — Es bedarf nicht einmal der Bekanntschaft mit dem langweiligen Einmaleins. Ein Szegediner Landwirth gewann den Haupttreffer eines Staatslooses auf die Nummer 43. Das Loos mit der Nummer 43 hatte er lange gesucht, lange gesucht und endlich aufgetrieben. Und warum hatte sich der Magyar auf die Nummer 43 capricirt? — Er hatte sich im Traume mit seiner Schwiegermutter gezankt, und zwar sechs Mal, wohlgezählt. Die Schwiegermutter war eine böse Sieben, das lag doch am Tage. Er hatte also gedacht, er wolle sechs Mal sieben setzen, das heißt: 43!

Freund Panurg hatte dreiundsechzig gute Methoden, sich Geld zu verschaffen, wenn er welches brauchte, und er brauchte immer welches — er litt an jener lästigen und schmerzhaften Krankheit, die man Geldverlegenheit nennt:

Faulte d'argent, c'est douleur non pareille.

Es ist sonderbar, daß er das einfache und probate Mittel noch nicht kannte: eine Gewinnnummer in einer Lotterie zu träumen. Man spielte doch schon zu seiner Zeit in der Lotterie. Er konnte es so leicht

haben, er brauchte sich nur hinzulegen und zu träumen. Wer Glück hat, dem kommt's im Schlafe. Fortuna, e dormi.

Aber, wer träumt denn immer von Nummern! — Wenn man nur überhaupt etwas träumt. Das ist ja gar nicht nöthig, daß Einem die Nummern direct im Traum einfallen: man entnimmt sie aus gewöhnlichen Traumbildern; wie sich auch jedes wirkliche Erlebniß als ein Augurium auffassen läßt, das eine Glücksnummer bedeutet. Diese höhere Arithmetik ist es eigentlich, was man in Italien aus dem ff versteht; dies die Kabbala, die man macht (fare la Cabala). Die den Hauptinhalt und Hauptreiz des Libro de' Sogni und das Geschäft des professionsmäßigen Cabalista bildet. Die Italiener haben es fertig gebracht, das Universum in Ziffern aufzulösen, wie Pythagoras in Zahlen das Wesen der Dinge zu erblicken. Wie das Wort Abraxas die Zahl 365, das Antoniuskreuz oder das mystische Tau die Zahl 318 (die Zahl von Abraham's Knechten, 1. Mose XIV, 14), das Weltganze die Zahl 10 bedeutet und der Kaiser Nero in der Offenbarung Johannis die Zahl 666 hat — so entspricht eben jedem Dinge und jeder Vorstellung eines Dinges eine bestimmte Zahl. Und so kann man hinter die Glücksnummern kommen, man muß nur hinten herumgehen.

Zum Beispiel, eine Römerin sieht einen Menschen beim Bahnhof überfahren: Blut stürzt ihm zum Munde heraus. Mund ist 80, Blut: 18; sie hat also eine Ambe 80 und 18. In Neapel ist die Cholera; die Choleracommission ordnet Desinfection in den Kinderasylen an; die Mütter rotten sich zusammen. Sie glauben, daß man ihnen die Kinder vergiften wolle. Die Wahrsager und Weisen Neapel's schmieden nun folgende Terne: 8, 52 und 90; denn Kinder sind gleich 8, Mutter ist gleich 52, ein Volksauflauf ist gleich 90. Man setzte also in Neapel die drei Nummern, sie kamen wirklich heraus, und es wurden an einem Tage, am 19. September 1884, vier Millionen gewonnen, ein verhängnißvoller Gewinnst, denn er hatte unmäßiges Essen und Trinken und ein abermaliges Steigen der Krankenziffer zur Folge.

Ein Dieb, der am Galgen hängt, kommt in Italien nicht mehr vor, weil die Todesstrafe seit 1889 abgeschafft ist; bis dahin werthete er die Zahl 39. Ein Wahnsinniger ist gleich 22, ein Todter gleich 48, ein Selbstmörder gleich 74. Madonna Laura träumt von einem Bekannten, der sich in Monaco erschossen hat. Sie sieht ihn im Hemde: sie geht also zum Botteghino und setzt 74 und 2, denn 2 ist ein Hemdenmatz. Sie hätte freilich auf 47 und 39 setzen können, weil sie einen Geist sah, und der Geist eine betrübte Miene machte. Das ist eben das Dumme, daß die Dinge mehrere Seiten haben und daß man nicht immer gleich weiß, welches die rechte Seite ist. Deshalb gewinnt man nicht immer.

Diese Zahlen stehen in den Traumbüchern neben den Begriffen wie die Logarithmen auf den Logarithmentafeln; damit hängt es zusammen, daß die Traumbücher als Glückshäfen angepriesen und von den Lotteriecollecteuren feilgehalten werden. Ich muß immer wiederholen: diesseits der Alpen ist es gerade so. In Oesterreich ist den Collecteuren der Traumbuchhandel verboten worden; dafür haben sich den Artikel die Tabakstraffiken zugelegt. In Innsbruck kauft man das Traumbüchel für 6 Kreuzer, zum Beispiel in der Tabakstraffik in der Nähe der Hofburg. Der Italiener legt seine Smorfia, das heißt: den Libro de' Sogni unter das Kopfkissen, wie Alexander der Große den Homer, um gleich nachsehen zu können, sobald er aufwacht. Die Hauptzahlen hat er in Folge langer Uebung im Kopfe.

In zweifelhaften Fällen wendet man sich in Italien an den professionsmäßigen Traumdeuter, an den Cabalista oder den Assistito, wenn er auch in zerrissenen Schuhen herumläuft und nach nicht viel aussieht. Wenn es auch ein Bettelmönch ist. Wie seltsam, Götter! — sagt Frankreich im König Lear; meiner Liebe Glühn und Ehrfurcht muß aus kaltem Hohn erblühn. Gott sieht seine Werkzeuge nicht an, wenn er den Menschen zum Glücke verhelfen will. Der Assistito kann helfen; er muß nur wollen.

Vor einigen Jahren wurde in Neapel ein Franziskaner, Fra Ambrogio, der zu den Assistiti gehörte, von den Mitgliedern eines vornehmen Clubs entführt, in das Clubhaus geschleppt, ja, gemißhandelt und gefoltert. Er sollte die Gewinnnummern sagen. Der alte Mann weigerte sich hartnäckig, er behauptete, es sei eine große Versündigung, ihn wie den Proteus zur Weissagung zu zwingen. Als er endlich, verhungert und verdurstet, halb wahnsinnig, zu phantasiren anfing, lauschten die Clubmitglieder gespannt auf seine wirren Reden, das Notizbuch in der Hand. Es gelang ihnen, nicht nur Nummern zu bekommen, sondern, was mehr sagen will, mit diesen Nummern angeblich viele Millionen zu gewinnen. Die Nöthigung des Mönches wurde indessen ruchbar und nachträglich bestraft.

Ein Uebersetzungs-Bureau.

1. Die Traumdeutung.

Und ließ rufen alle Wahrsager in Aegypten und erzählte ihnen seine Träume — und er hieß alle Sternseher und Weisen und Zauberer und Chaldäer zusammenfordern — und er wendete sich an seine Magier — Pharao, Nebukadnezar, Astyages — die Gelehrten sollen dem König eine Sprache übersetzen, die er nicht versteht — sie sind gleichsam Dolmetscher und Sprachführer — in den beiden ersten Fällen ist es ein junger Jude, der richtig übersetzt.

In einem fremden Lande, dessen Sprache wir nicht verstehen, zum Beispiel in Aegypten brauchen wir einen Dragoman. Er vermittelt den Verkehr mit den Eingeborenen, übersetzt uns ihr Selam Aleikum in unser geliebtes Deutsch und macht, daß wir von unsern Arabern etwas haben. Daß die arabische Sprache nicht bloß wie Vogelgezwitscher oder wie das Sausen eines Schwertes an uns vorüberzieht. Viele solcher Dolmetscher stehen dem Reisenden zur Verfügung, es ist wie das der Führer in Alpengegenden ein zünftiges Gewerbe — bis sich endlich einmal einer entschließt, seine Weisheit zu Papier zu bringen und sie dem Drucke zu übergeben, wo ihrer dann auch diejenigen froh werden, denen er nicht persönlich dient. Er schreibt die wichtigsten Worte und Redensarten auf, fügt die Uebersetzung hinzu und ordnet alles sachlich oder alphabetisch. Solche gedruckte Dolmetscher werden am Ende auch von den Fremden begehrt, die schon lange im Lande leben und sich selber fortzuhelfen im Stande sind; denn es bleiben nicht nur in jeder Sprache Ausdrücke übrig, die auch der Geübteste noch nicht kennt, es gewährt auch ein eigenthümliches Vergnügen, das Erlernte noch einmal durchzugehn und schwarz auf weiß mit sich herumzutragen. Auf diese Weise entstehen die Sprachführer, die sogenannten Nothwörterbücher, die Taschenwörterbücher und die Wörterbücher überhaupt.

In unserem eigenen Innern schläft so eine fremde, wunderbare Sprache: die Sprache des Traums. Wir verstehen die Gesichte, die merkwürdigen Bilder nicht, die uns in tiefer Nacht umschweben; wir setzen voraus, daß das eine neue Art zu reden sei und daß sich uns

ein höheres Wesen auf diese Weise verständlich machen wolle; und brauchen einen Dolmetscher für seine Hieroglyphen. Die Geister unserer Verstorbenen, Dämonen und Götter besuchen uns; ganz neue, seltsame Dinge werden uns offenbart. Nur selten sehen wir im Traume die Zukunft unverschleiert, gewöhnlich, wie der Apostel sagt, durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte; und wenn einmal das Schicksal in eigener Gestalt erscheint, so ist es gerade das Gegentheil von dem, was wirklich geschehen soll. Auch hier gilt es also, einen Dragoman zu engagiren, der uns über die Bedeutung unserer Gesichte Aufschluß ertheilen kann. Und die Interpretation geht ganz denselben Weg, wie der vorhin geschilderte Sprachunterricht — mündlich und persönlich fängt sie an. Der König besitzt einen officiellen Augur, den Hofwahrsager, der ihm den Traum deuten und schön auslegen muß. Allmählich werden seine Erklärungen aufgezeichnet und mit anderen zusammen in Buchform herausgegeben, damit Jedermann nachlesen und seine eigenen Erfahrungen, für die er bisher einen Anhalt noch nicht gehabt hat, damit vergleichen könne. Auf diese Weise entstehen dann die Traumbücher und die Vokabularien der sonderbaren Sprache des Traums, die verbesserten Joseph und Daniel.

Der Pharao träumt von den sieben mageren Kühen, welche die sieben fetten Kühe fressen, und von den sieben leichten Aehren, welche die sieben vollen Aehren verschlingen, wie es Overbeck in der Casa Zuccaro oder in der Wigand'schen Bibel Schnorr von Carolsfeld gemalt hat. Der Pharao läßt alle Weisen und alle Schriftgelehrten Aegypten's rufen, die sollen ihm sagen, was das Rindvieh und das Getreide in der Traumsprache bedeute. Und der König Nebukadnezar hat einen Traum gehabt, der ihn gar sehr erschreckte; er hat von dem Koloß mit den thönernen Füßen geträumt, die durch einen Steinwurf zerschmettert wurden. Aber der Traum ist ihm entfallen, und er läßt nun die babylonischen Sternseher und Weisen, die Chaldäer zusammentrommeln, damit sie ihm seinen Traum nicht nur deuten, sondern, was mehr ist, überhaupt erst sagen und in's Gedächtniß zurückrufen. Und der medische König Astyages hat geträumt, seine Tochter Mandane lasse Wasser, soviel Wasser, daß sie ihm nicht nur seine Residenz- und Hauptstadt, sondern ganz Asien voll schulle: auch er wendet sich deshalb an seine Fachgelehrten, die hier: Magier heißen und die ihn bestimmen, das Mädchen dem Kambyses, einem persischen Mann zu geben. Sie wird schwanger, und nun sieht Astyages aus ihrem Bauche einen Weinstock wachsen, der ganz Asien überschattet, worauf er wieder zu den Traumdeutern geht und auf ihren Rath das gefährliche Früchtchen an den Harpagus giebt, damit er es verderbe. Jedesmal eine höhere

Mystifikation, gleichsam eine Geheimschrift, deren Schlüssel gefunden werden muß; und zwar gelingt die Entzifferung den ägyptischen und den babylonischen Gelehrten absolut nicht. Dem Pharao hilft erst jung Joseph auf die Sprünge, nachdem er bereits im Gefängniß den Erzschenken und den Hofmundbäcker, die obersten Hofchargen wohl berathen hat; in Babylon bleibt es jung Daniel, einem mitdeportirten Juden überlassen, Majestät zu befriedigen. Diese beiden Geschichten stehen bekanntlich im Alten Testament, die Träume des Astyages erzählt Herodot in seinem ersten Buche (Kapitel 107 und 108).

Joseph hat etwa 1550, Daniel im Jahre 586 vor Christus gelebt; Astyages ist ein Zeitgenosse Nebukadnezars. Die Aufzeichnungen gehören natürlich in allen drei Fällen späteren Zeiten an. Wirklich haben wir keinen Grund, was die Träume und die Deutungen anbelangt, die Treue der Berichte anzuzweifeln; doch tragen sie das charakteristische Kolorit der Zeiten. Priester, die in den Sternen lasen und in ihren Bewegungen die Schicksale der Menschen vorgebildet sahen, das Orakel des Traums verstanden und auf die Leichtgläubigkeit ihrer Auftraggeber bauten, gab es damals so gut wie heute. Wie gesagt, hießen sie am Nil die Schriftgelehrten, griechisch: Ἱερογραμματεῖς — zwischen Euphrat und Tigris: Chaldäer — und in Großmedien: Magier. Diese Menschenklassen sind von dort ausgegangen und in's Abendland gekommen. Die Großen der Erde hatten einst ihren Traumdeuter, wie sie jetzt ihren Secretär und ihren Leibarzt haben. In den mesopotamischen Reichen war auch lange vor Nebukadnezar und Daniel die Auslegung fixirt und der Schrift anvertraut worden — der Keilschrift.

*   *
*

2. Die Literatur der Traumbücher.

Sammlung und Fixirung der einzelnen Traumauslegungen — die Thontafeln in der Bibliothek Sardanapals — griechisch und lateinisch geschriebene Traumbücher aus der römischen Kaiserzeit — die Oneirokritika des Artemidor — die Abhandlung des Bischofs Synesius über Träume — das Traumbuch Cardani — moderne Auszüge und Fortsetzungen — in den Hauptartikeln stimmen die Wörterbücher überein.

Das älteste Traumbuch hat man bruchstückweise auf Thontafeln im Löwenzimmer des Palastes zu Ninive gefunden. Hier war einst die Bibliothek Sardanapal's aufgestellt gewesen, eine Fundgrube für das babylonisch-assyrische Alterthum, gegenwärtig im Britischen Museum. Da der Sardanapal, der diese Schätze gesammelt hat, eigentlich: Asurbanipal

heißt und dem 7. Jahrhundert vor Christus angehört, so zählt dieses Denkmal assyrischer Traumsprachforschung an drittehalb Jahrtausende. Es ist erfreulich zu sehn, wie sich in jenen dunkeln Zeiten ein Großmächtiger durch seine Fürsorge um die Wissenschaft verdient gemacht hat. Es ist aber auch interessant zu beobachten, wie diese alten Menschen ganz so wie wir von Hunden und von Bären, von hellem Feuer und von trübem Wasser und wie der König Astyages von allerhand natürlichen Dingen träumen. Unser Geschlecht hat sich wenig geändert.

In christlicher Zeitrechnung ist als das erste Buch, das als ein Traumbuch betrachtet werden kann, die Anekdotensammlung des Valerius Maximus zu nennen, die der Verfasser dem Kaiser Tiberius gewidmet hat: De Factis Dictisque Memorabilibus Libri IX., wovon Liber I. unter anderen einen Abschnitt: De Somniis enthält. Auch dem Kaiser Septimius Severus wurde gleich nach seiner Thronbesteigung ein Traumbuch überreicht, ein Werk über die Träume und die Wunder, die seiner Erhebung vorausgegangen waren, nämlich von dem Geschichtschreiber Dio Cassius, der unter Pertinax Prätor geworden war; der Kaiser dankte ihm in einem langen Briefe. Es ist verloren. Am berühmtesten aber sind die *Ὀνειροκριτικά* des Artemidor, ein griechisches Traumbuch, das einem vornehmen Römer, Cassius Maximus, zur kleineren Hälfte dem eigenen Sohne des Verfassers gewidmet ist und derselben Zeit, dem 2. Jahrhundert nach Christus angehört. Artemidor lebte in Rom unter Hadrian und den Antoninen.

Das Werk Artemidor's zerfällt in fünf Bücher, die auf lateinisch: als Libri Onirocriticon bezeichnet werden, wobei letzteres ein Genitiv Pluralis ist (*Ὀνειροκριτικῶν*). Dieser Epheser oder Dalder (er nannte sich gewöhnlich nach dem benachbarten Städtchen Daldis, wo seine Mutter geboren war, der Apollo von Daldis hatte ihn berufen) hat, wie sehr er sich auch selbst überschätzt, unstreitig den Grund zu einer Wissenschaft gelegt. Er hatte die ganze alte Welt, Griechenland, Kleinasien und die Inseln bereist, um Materialien zu sammeln; und alles gelesen. Er stellte zuerst die Bildlichkeit der meisten Träume fest, die er: allegorisch nannte und als solche den eigentlichen oder wahren, den theorematischen entgegensetzte — er unterschied ferner prophetische und actuelle Träume, die er: *Ἐνύπνια* nennt; Träume, in denen man sich selbst, und Träume, in denen man fremde Personen sieht — machte auf den eigenthümlichen Gegensinn so vieler Träume, die Leid durch Freude und umgekehrt anzeigen, aufmerksam — und brachte überhaupt eine Menge Beobachtungen, die heute noch werthvoll sind. Er philosophirt nicht lange, er beruft sich auf Thatsachen, auf Tradition und eigene Erfahrung; von merkwürdigen, in Erfüllung gegangenen Träumen

handelt das ganze fünfte Buch. Das Eintreffen nennt er: ausgehen oder ἀποβαίνειν (Ἀπόβασις). Sein Stil ist einfach und correct, beinahe elegant zu nennen; dies und der Umstand, daß so häufig intime alte Sitten und Gebräuche angezogen werden, verleiht seinem Werke einen eigenthümlichen Reiz. Man sieht, wie die Alten über gewisse alltägliche, heimliche Dinge dachten, über Dinge, die sonst nicht berührt zu werden pflegen, zum Beispiel über wollüstige Träume. Sie werden mit einer merkwürdigen Genauigkeit und Unverfrorenheit abgehandelt. Die Bemerkungen des geistreichen Manns sind häufig Fingerzeige für die mythologischen Anschauungen. Gedruckt worden ist das Buch in Venedig bei Aldus Manutius (1518) und in Leipzig bei B. G. Teubner (1864); letztere Ausgabe hat ein Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium, Rudolf Hercher besorgt, der auch ein gutes Register angefertigt hat. Uebersetzungen in allen Sprachen.

Den Titel Ὀνειροκριτικόν, den noch Karl Du Prel für seine Abhandlung über den Traum gewählt hat, trägt auch ein griechisches, aus 101 Jamben bestehendes Gedicht über den Traum, als dessen Verfasser: Astrampsychus genannt wird. Dieser Name ist wahrscheinlich nur angenommen; den Namen Astrampsychus führen mehrere alte persische Magier. Das Gedicht fällt etwa ins 4. Jahrhundert nach Christus. Im fünften Jahrhundert erschien das zweite berühmte griechische Traumbuch, das wie der Artemidor zum Ausgangspunkt einer ganzen Literatur geworden ist: die Abhandlung des Bischofs Synesius περὶ Ἐνυπνίων.

Der Bischof Synesius war ein Schüler des Fräulein Doctor Hypatia, die Charles Kingsley zur Heldin eines Romans gemacht hat und die in Alexandria bei einem Pöbelaufstande umkam; der geliebten Lehrerin hat er seiner Zeit (A. D. 404) sein Werkchen hochachtungsvoll und ergebenst übersandt. Er war damals noch Philosoph und Heide, noch nicht getauft, geschweige denn schon Bischof in Ptolemais, dem Hauptorte der Libyschen Pentapolis. Seine Schrift wurde dann tausend Jahre später von dem italienischen Arzte Marsilius Ficinus als Liber de Insomniis lateinisch herausgegeben (Venedig 1497); noch hundert Jahre später von einem anderen Italiener, Hieronymus Cardanus neu bearbeitet. Somniorum Synesiorum, omnius generis Insomnia explicantes, Libri IV. erschienen zu Basel 1562, und gleich im nächsten Jahre folgte, ebenfalls in Basel und in deutscher Sprache, das Traumbuch Cardani. Dieser alte, ziemlich werthlose Schmöker treibt sich, in Schweinsleder gebunden und gut bezahlt, in den Antiquariaten herum. Er kam nämlich auf den Index und war streng verpönt.

Auf diesen beiden Quellen, dem Artemidor und dem Synes, beruhen die meisten Traumbücher des Mittelalters, die christlichen so gut wie

die mohammedanischen, von denen Vattier eins nach dem arabischen Texte herausgegeben hat (Paris 1664.) Schlecht gedruckt und noch schlechter ausgestattet, nach den Erfahrungen eines alten Traumdeuters zusammengestellt, fragmentarisch wie die Ziegelsteine in der Bibliothek zu Ninive, liegen sie noch immer auf Jahrmärkten und auf den Bänken der Colportagebuchhändler auf und gehören nebst den Kalendern und den Punktirbüchern zu den gangbarsten Artikeln der Volksliteratur, die namentlich die Bauern kaufen. Haben doch sogar die New Yorker Tagesblätter eine neue Rubrik: die Traumdeuterei eingeführt, wo die Abonnenten ihre Träume erzählen können und von dem Traumredakteur in der nächsten Nummer die Auslegung erhalten — ob über ein kleines ein Geldbrief für sie liegt; ob die schwarze oder die blonde Miß für sie schwärmt! — Und daneben giebt es auch immer noch lebendige Traumbücher, kluge Frauen, die aus der Tradition der ganzen Menschheit schöpfen und deren Bescheiden man sich fügt, wie einst zu den Zeiten des Tacitus. In einzelnen Fällen stimmen die Autoritäten sämmtlich überein; für die Hauptträume giebt es eine seit Jahrtausenden feststehende sterotype Auslegung. Aber es ist Niemand mehr verpflichtet, daran zu glauben.

* * *

3. Der Dichter in uns.

Der Traum ist unsere eigene Sprache — er hat dieselben Bilder, die unsere Sprache schmücken — Perlen bedeuten Thränen — oder auch unsere Schätze — wenn man etwas Liebes verlieren soll, träumt man, daß einem ein Zahn ausfalle, die Zähne gehören nämlich zu unseren Intimis — trübes Wasser, kein guter Traum, trübe Stimmung — Redefiguren des Traums: Fliegen bedeuten Krankheit und Tod, desgleichen Blumenkränze — Rosmarin und Ringelblumen — die Eier, die Verdruß, die kleinen Kinder, die Kummer und Sorgen bedeuten — die Antithese im Traum, existirt so wenig wie in der Sprache — Koth und Gold, Harn und Silber, der Vergleichungspunkt die Farbe — die Schwalben und das Unglück — die Einkleidung an sich ist nicht charakteristisch, aber die Traumgesichte fallen in die Zukunft.

Demnach wären wir mit einem Traumbuch etwa so gut daran, wie mit einem lateinisch-deutschen Handwörterbuche: wir könnten alle Vokabeln aufsuchen. Aber das ist eben der Fehler, daß wir die Traumbilder aufsuchen wollen, als wären es unverständliche Vokabeln.

Der Hauptfehler ist, den Traum überhaupt für etwas Fremdes, für eine höhere Eingebung, für eine Sprache Gottes, und nicht für ein Erzeugnis der eigenen Phantasie zu halten.

Man merkt bald, daß diese sogenannte Sprache gar nicht neu, sondern nur sinnlich und dichterisch, wie die gemeine Ausdrucksweise des Volkes ist.

Das sind ja ganz dieselben Bilder, die die Menschen, ohne es zu wissen, auch im Wachen brauchen und die nicht bloß ihre poetischen Werke, sondern die Sprache schmücken, die bekannte und doch unbekannte, erhabene, reiche, unerschöpfliche Dichterin.

Es wird zum Beispiel allgemein angenommen, daß Perlen, die man im Traume sehe: Thränen bedeuten. Emilia Galotti hat ein Geschmeide, dreimal träumt es ihr, als ob sie's trüge und als ob sich jeder Stein desselben in eine Perle verwandelte. Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen. Maria von Medici, die Gemahlin Heinrich's IV. von Frankreich, soll gekrönt werden und hat dem Juwelier zwei Diamanten in die Krone zu setzen gegeben. In der Nacht vom 10. zum 11. Mai träumt sie, diese beiden Diamanten verwandelten sich in Perlen; am 13. Mai wird der König von Ravaillac ermordet. Perlen bedeuten Thränen. Nun, Thränen und Thautropfen mit Perlen zu vergleichen, ist eine so geläufige Metapher, daß sie Einem wohl auch im Schlafe einfällt, wenn man voraussieht, daß man weinen werde. Nicht bloß die Königstöchter weinen im Märchen Perlen, auch der Gänsehirtin perlt es in den Augen. Und wie der Dichter sagt, die Thräne ist dem Menschenangesichte, so lang er lebt, ein köstliches Geschmeide,

> in dessen feuchtem Wunderglanz sich gerne
> der Himmel spiegelt und der Chor der Sterne.

Warum also sein inneres Gesicht nicht in diese poetische Form einkleiden? — Eine Wienerin meinte nur, es sei praktischer, man weine, um Perlen zu bekommen, als man bekomme Perlen, um zu weinen.

Kleinodien, Schätze haben noch einen andern Sinn: sie bedeuten auch etwas Liebes; zum Beispiel die Kinder, die wie Juwelen am Halse der Mutter hängen. In Tausend und eine Nacht hat ein König im Traum eine Schatzkammer gesehn, angefüllt mit Gold und Edelgestein; von all dem Glitzertand gefallen ihm nur sieben Perlen. Von diesen sieben wählt er sich die kleinste, welche die schönste und klarste ist; kaum hat er sie aber in der Hand, so kommt ein Vogel geflogen und nimmt ihm die köstliche Perle weg. Das macht ihn so traurig, daß er aufwacht und noch wachend über seinen Verlust untröstlich ist. Nach bekannter Methode läßt er die Traumdeuter rufen und erzählt ihnen seinen Traum; sie sagen ihm: Du wirst die jüngste Deiner sieben Töchter verlieren, und zwar wird sie Dir mit Gewalt entrissen werden. Geschichte des Hassan aus Basra und der Prinzessinnen von den Inseln Wakwak. Cornelia, die Mutter der Gracchen, hätte den König wahrscheinlich ebenso gut berichtet. Das Traumgesicht selbst ist damit noch nicht erklärt; es wird von dem Propheten in uns geliefert, der uns die

Zukunft entschleiert, ohne uns seine Mittel und Wege zu verrathen. Die Einkleidung besorgt der Dichter.

Sonst, wenn man etwas Liebes verlieren soll, träumt man, daß einem ein Zahn ausfalle; diesen Traum hat Musäus in seinen Volksmärchen dem Grafen Ernst von Gleichen eingegeben. Der durch seine Doppelehe berühmt gewordene Ritter, der einem Kreuzzuge beigetreten und in türkische Gefangenschaft gerathen war, versah bei dem Sultan von Aegypten das Amt eines Hofgärtners; in dieser Eigenschaft erregte er die Aufmerksamkeit der Prinzessin Melechsala. Eine Nacht träumte er nun, sein schönster Zahn sei ihm ausgefallen, und kränkte sich darüber; doch als er in den Spiegel sah, war ein neuer Zahn hervorgewachsen und keine Lücke zu bemerken. Eine Zigeunerin legte das dahin aus, daß ihm das Liebste, will sagen: die Gräfin Ottilie, gestorben sei, daß ihm aber das Schicksal den Verlust ersetzen und alsbald eine neue Gräfin, will sagen: die schöne Sarazenin, bescheeren werde. Die Sache ist ziemlich schlecht erfunden, denn es trifft nicht einmal ein, indem die Gräfin noch am Leben ist, als weshalb eben eine Doppelehe eingegangen und der päpstliche Dispens erwirkt werden muß. Den Traum aber hätte jede deutsche Frau genau so wie das Zigeunerweib gedeutet — daß das Ausziehen eines Zahnes und das Bluten des ausgezogenen Zahns den Tod eines Familiengliedes bedeute, liest man in jedem Traumbuch. Man liest es schon im Artemidor, der auch weiß, daß der Mund das Haus, das Gebiß die Familie, die obere Zahnreihe die Herrschaft, die untere das Gesinde, die rechte Seite die männliche, die linke die weibliche Hälfte vorstelle, und was dergleichen mehr. Er fügt hinzu, daß die Zähne nicht bloß Menschen, sondern auch Güter bezeichnen, folglich das Ausfallen eines Zahnes auch auf den Verlust eines werthvollen Besitzthumes gehen könne. Alles Redensarten, die der Sprache des Volkes angehören.

Heißt es nicht auch bei uns, wenn einer nicht gerne giebt: man könne ihm eher einen Zahn aus dem Munde ausziehn, als einen Pfennig aus der Tasche? — Quand on lui demande quelque chose, il semble qu'on lui arrache une dent. Wir zapfen einem das Geld ab wie das Blut; der Franzose sagt: arracher une dent à quelqu'un. Aber auch im ersten, im lieben Sinne ist uns der Vergleich nicht fremd: er geht hier dem mit den Augäpfeln parallel.

Più vicino è il Dente che nessun Parente, sagt der Italiener, wie der Deutsche: das Hemd ist mir näher als der Rock; er will die Zähne als nächste Angehörige entfernten Verwandten entgegensetzen. Meine Zähne sind mir näher als meine Vettern; erst kommen die Zähne im eigenen Maul, dann kommt der Vetter und sein Gaul. Sogar die

Zunge wird in Italien zu der Familie gerechnet, die einer im Munde hat, die Zunge gilt als nächste Verwandte der Zähne, und sie hat gelegentlich mit den Zähnen etwas auszumachen: qualche volta ha che dire la Lingua co' Denti. Im engsten Familienkreise entstehen Differenzen. Sind denn das etwa weithergeholte Bilder? — Keineswegs; der Vergleich ist besonders treffend. Die Zähne sind wirklich gute Freunde, sie gehören sozusagen zu unseren Intimis, das Ausziehen eines Zahnes pflegt mit großen Schmerzen verbunden zu sein. Daher auch umgekehrt Leute, die Zahnschmerzen haben, im Traum ein Gewölbe sehn, in dem blonde Knaben und Mädchen spielen: die Zähne sind die Kinder.

Die Sprache ist wie ein großes Bilderbuch, und die Traumsprache gedeiht auf demselben Boden wie die Sprache. Oft sind die Bilder ganz und gar dieselben. Schubert erzählt in seiner Symbolik des Traums von einem kranken Mädchen, das Krämpfe hatte: vor jedem Anfall träumte sie von einem tiefen Wasser. Je schwerer er sein sollte, um so dunkler und um so tiefer war das Wasser. Schlammiges Wasser ist im Traume überhaupt ein Vorzeichen von Kummer und Herzeleid. In Moliere's Tartuffe giebt Dorine dem Fräulein Marianne an, wie sie ihren Vater hinhalten und die Hochzeit hinausschieben solle — sie ist einem Leichenzug begegnet. Sie hat einen Spiegel zerbrochen. Sie hat von trübem Wasser geträumt.

Tantôt vous payerez de quelque maladie,
Qui viendra tout-à-coup, et voudra des délais;
Tantôt vous payerez de présage mauvais:
Vous aurez fait d'un mort la rencontre fâcheuse,
Cassé quelque miroir, ou songé d'eau bourbeuse. Tartufe II, 4.

Nun, ist denn das Wort trübe, der Trübsinn, die Betrübnis von etwas Anderem hergenommen als von trübem Wasser oder meinetwegen auch von trübem Himmel? — Wie dieser auch zuallererst heiter gewesen ist. Zunächst ist das Wetter heiter; die Heiterkeit des Gemüths kommt später. Wenn man also von einer heiteren Gegend, von hellem Feuer träumt, so ist das von guter Vorbedeutung, wir werden heiter sein. Das sind Metaphern und Uebertragungen, wie wir sie alle Augenblicke brauchen; demnach brauchen wir sie auch im Traum, sobald wir unseren Gemüthszustand voraussehen.

Der Traum hat noch andere eigenthümliche Wendungen, die weniger auf einer Metapher als vielmehr auf einer sehr lebhaften, concreten, sinnlichen Anschauung beruhen, aber ebenfalls den Redensarten der Sprache nachgebildet sind. Was eine ganze Gattung gut vertritt, was bei einer bestimmten Gelegenheit erscheint, was eine Sache veranlaßt, wird kurzweg für diese Gattung, für diese Gelegenheit und für diese

Sache selbst gesetzt, analog den bekannten Figuren und Verschiebungen der Sprache. Es ist zum Beispiel ein alter Aberglaube, daß einem eine schwere Krankheit, ja, der Tod bevorstehe, wenn man von Fliegen träume. Natürlich, Fliegen setzen sich ja auf Leichen; sie gehören zur Höllenfauna: Fliegen sind so gut wie der Tod. Aus demselben Grunde soll feine Wäsche, ein Blumenkranz, geschnittener Kuchen Trauer und einen Todesfall in der Familie anzeigen. Alles das giebt es, wenn Jemand gestorben ist; Kränze werden ja in Hülle und Fülle auf den Sarg gelegt. Wenn Kränze auf ein Leichenbegängniß deuten, so ist das gerade so wie Virgil den Erndtekranz für die Erndte einsetzt oder wie in der Sprache Blumen und Frühling, Frucht und Herbst zusammenfallen.

Der Traum von Rosmarin und Ringelblumen erweckt im deutschen Volksliede Todesahnungen, wie der Sellerietraum bei den Griechen. Weil Rosmarin und Ringelblumen alte Gräberpflanzen sind; auch der Sellerie ist eine. Die Vorstellungen sind also ganz natürlich mit einander verknüpft, beziehentlich einmal verknüpft gewesen.

Andere Male scheint ein ursächlicher Zusammenhang zu bestehen. Weshalb sind rohe Eier kein guter Traum, warum bedeuten sie Aerger und Verdruß? — Weil sie so leicht zerbrechen und so leicht verderben. So sind auch kleine Kinder kein guter Traum, auch sie bedeuten Kummer und Sorgen. Ja, machen etwa Kinder keine Sorgen? — Wenn sie der Traum zum Typus der Schererei wählt, so verfährt er wie der Franzose, der das Chagrinleder mit nagendem Kummer identificirt oder einen unvorhergesehenen Zufall als einen Ziegelstein bezeichnet, weil dieser vom Dache und einem auf den Kopf fällt (une Tuile).

Wenn die Menschen von ihrer eigenen Sprache etwas verstünden, so würden sie sich auch ihre Träume selbst erklären können. Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel, heißt es in dem Monologe des Goethe'schen Faust; Skrupel sind eigentlich spitze Steinchen und die Scrupuli unserem Doctor vorbildlich für Alles, was ihn beunruhigt und quält. Mit derselben concreten Deutlichkeit kann er von den Dornen sprechen, die auf seinem Wege wachsen, kann er die großen Heimsuchungen als Schicksalsschläge, die kleinen Quälereien als Nadelstiche betrachten und über Ketten und Bande klagen, in denen er liegt, ohne ein Gefangener zu sein. Man nennt das Tropen. Solche Tropen verwerthet auch der Traum.

Man könnte sogar versucht sein, dem Traume das Princip der Antithese und die angebliche Neigung der Sprache zuzuschreiben: das Gegentheil durch's Gegentheil auszudrücken, wenn dieser sogenannte Gegensinn nicht ganz und gar veraltet und auf eine mangelhafte Analyse

der Bedeutungen zurückzuführen wäre. Die Antithesen des Traumes müssen auch erst studiert werden, ehe man sie als Antithesen hinnimmt. Eine der bekanntesten ist die, daß Dreck: Geld bedeutet; Menschenkoth ist bei Cardanus Gold, Harn: Silber. Im alemannischen Sprachgebiete nennt man das Fett bekanntlich: Schmutz, die Kartoffeln sind schmutzig; im Traume wird das Gold als Schmutz betrachtet. Das Geld, das der Teufel seinen Buhlen als Hurenlohn giebt, muß sich angeblich in Dreck verwandeln; der Traum verwandelt alles Geld in Dreck. Das hieße also das Werthloseste für das Werthvollste setzen, ja, die Extreme untereinander vermischen. Und doch dürfte selbst für diese Extreme eine Vermittelung aufzufinden sein, nämlich in der Farbe, die so häufig die disparatesten Dinge zusammenbringt, während zugleich an den Werth gedacht sein könnte, den die Ausstoßung der Excremente für die menschliche Gesundheit hat. Im Mittelalter nannte man das Lehen ein Beneficium; genau so nennt der Italiener den Stuhlgang (il Benefizio del corpo oder schlechtweg: il Benefizio). So sprach auch der von Steinschmerzen geplagte Luther von der silbernen Quelle, die er wieder habe, etwa wie das Volk von der goldenen Ader redet. Von der Hochhaltung des Düngers in der Landwirthschaft, ja, von der Heiligkeit des Kuhmistes, den die Hindu wirklich für goldeswerth erachten, ganz zu schweigen. Kurzum, ein Häufchen Excremente ist in vieler Beziehung so gut wie ein Häufchen Gold, und der Urin das Courant dazu. Es gleicht einem Ei, das auch Gold und Silber enthält. Einer schlürfte im Traum ein rohes Ei und befragte den Traumdeuter, der ihm sagte: das Eiweiß bedeute Silber, das Eidotter Gold. In der That machte er kurz darauf eine Erbschaft, die ihm das Eine und das Andere einbrachte. Erfreut, ließ er den Traumdeuter kommen und schenkte ihm 20 Pfennig. Der meinte: Und für das Dotter giebt's nix? Nihilne de Vitello? — Die Anekdote wird von Cicero erzählt und von Johannes Pauli in Schimpff und Ernst (Straßburg 1522) nacherzählt.

Auch bei den Schwalben begeht der Traum eine scheinbare Antithese. Sie sollen Unglück bedeuten und schon im Alterthum für ominös gegolten haben. Das wäre doch gegen alle Erfahrung, da die Schwalben vielmehr allerorten als ein Segen betrachtet werden, und den ein Unheil trifft, der eine Schwalbe tödtet oder ein Schwalbennest zerstört. Wahrscheinlich liegt hier ein Mißverständniß vor. Die Schwalben werden kein Unglück bedeutet, sondern wenn sie fortgeflogen und dem Hause untreu geworden sind, werden sie das Glück mit fortgenommen haben; auf diese Weise können sie bei Feldzügen zu Propheten eines unglücklichen Ausganges geworden sein. Es kommt nur darauf an, der Vorstellung auf den Grund zu gehen. Und so bei allen scheinbaren Wider-

sprüchen zwischen unseren Traumgesichten und dem, was wirklich eintrifft: man hat ganz richtig geträumt, aber nachgerade einen Umstand übersehen oder den Zusammenhang vergessen oder das Bild selbst mißverstanden. Genau so geht es den Menschen mit ihren prägnanten Ausdrücken und den sprichwörtlichen Redensarten.

Mit anderen Worten: der Traum ist unsere eigene Sprache. Wir wählen im Traume Bilder, wie wir Begriffe anwenden und Worte prägen. Natürlich wird das Wesen des Traumes damit noch nicht erschöpft, dessen Eigenthümlichkeit es von jeher war und ist, in seiner Sprache die Zukunft vorauszusagen. Das Traumgesicht fällt in die Zukunft.

* * *

4. Der Prophet in uns.

Der Dichter ist auch Arzt — aber vor Allem ist er ein Prophet, die Weissagung der eigentliche Nerv der Seelenthätigkeit im Schlafe — was die beiden Aegypter im Wachen gehofft und gefürchtet haben, wird ihnen im Traume als ein Geschehniß hingestellt — das unvermittelte und überraschende Auftauchen eines Bildes ist es, was den Traum macht — das liegt daran, daß der Träumer nicht an sich denkt — die Gedankenarbeit kommt nicht zum Bewußtsein, eben deshalb ist sie gut und nicht selten prophetisch — so daß der Schein einer höheren Eingebung und einer göttlichen Offenbarung entsteht — diese Vorstellung ist veraltet und nicht besser als der mittelalterliche Glaube an einen Zauberkopf, der einem gescheiten Manne sagt, was ihm zu wissen Noth thut.

Es scheint, der Dichter in uns ist auch ein Arzt; man träumt auch von guten Mitteln. Im Alterthum wenigstens hatten die Götter die löbliche Gewohnheit: den Kranken oder ihren Angehörigen im Traume zu erscheinen und Recepte zu verschreiben, die nicht so viel kosteten wie heute. Ein Soldat der Kaisergarde ist von einem tollen Hunde gebissen worden — flugs träumt seiner Mutter in Spanien von einem unschätzbaren Mittel gegen die Hundswuth, das noch Plinius erwähnt. Der Feldherr Ptolemäus hat eine gefährliche Schußwunde, Alexander der Große erfährt im Traume, was für ein Pflaster aufzulegen sei. Der Architekt Mnesikles ist beim Bau der Prophyläen vom Gerüst gefallen, da erscheint Pallas Athene dem Perikles im Traume und sagt: nimm das Kräutlein Ehrenpreis. Noch Kaiser Karl dem Großen bezeichnete ein Engel im Traume die Eberwurz als das untrügliche Mittel gegen die Pest, daher auch die Pflanze ihm zu Ehren: Carlina heißt. Man suchte sich sogar die nützlichen Anweisungen methodisch zu verschaffen; die Kranken wurden zu dem Ende feierlich in den Tempel des Aeskulap gebracht, um hier auf dem Felle eines frischgeschlachteten Opferthieres

eine Nacht zu verbringen und so zum Gotte der Heilkunde gleichsam in die Sprechstunde zu gehen.

Aber in erster Linie ist der Dichter auch Prophet: die poetischen Bilder müssen ihm dazu dienen, eine Weissagung orakelhaft einzukleiden, die den eigentlichen Nerv der Seelenthätigkeit während des Schlafes abgiebt. Nicht alle Träume sind prophetisch; bisweilen aber thuen wir mit ihrer Hilfe in unser Inneres und in die geheime Geschichte der Welt wirklich tiefe Blicke. Unser Schicksal, das bevorstehende Glück und Unglück scheint sich in ihnen wie in einem Nebelbild zu malen und gleich einem aufgehenden Gestirne seine Schatten voraus-zuwerfen.

Man träumt gewöhnlich von seinen eigenen Angelegenheiten, von dem, was einen persönlich angeht und was einen früh vom Morgenroth bis spät in die Mitternacht bekümmert hat; selten von allgemeinen Calamitäten und Staatsgeschäften. Aber welch ein Unterschied zwischen dem, was das Menschenherz tagtäglich hofft und fürchtet, und der siegenden Gewißheit eines Traums! — Das Sorgen und das Grämen, das Hin- und Herwogen der Gedanken hat ein Ende, und mit einem Schlage steht die vollendete Thatsache vor uns da. Im Wachen haben wir nur an die Möglichkeit gedacht, daß es so werden könnte: im Traume wird die Phantasie mit eins realisirt und als ein wirkliches Geschehniß hingestellt. Wenigstens ist die Vision das Einzige, woran man sich beim Aufwachen erinnert, wenn man wieder zu sich selbst kommt. Dieses unvermittelte Auftauchen und überraschende, ja, erschreckende Eintreten eines Bildes ist es, was eigentlich den Traum macht; das Bild an sich ist uns nicht fremd, wenn es auch vielleicht nicht zu unserem Hausinventar gehört, wohl aber seine plötzliche, unwiderstehliche Erscheinung.

Und das ist es auch, was die Menschen bis auf die neuesten Mystiker herunter verleitet hat, an eine höhere Eingebung zu glauben, so ungereimt und kindisch auch eine solche Vorstellung erscheint. Jedem halbwegs psychologisch Gebildeten muß es doch ohne Weiteres klar sein, daß der Verstand in solchen Fällen im Stillen thätig gewesen ist und daß der Träumer von seinen Bildern nur deshalb überrascht wird, weil ihm die vorgängige Gedankenarbeit nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Eben deshalb konnte sie besser, gelungener sein als das tagtägliche Vernunften, der Träumende dachte tiefer, weil er nicht mit sich selbst beschäftigt und ungestörter war: der prophetische Traum ist wie ein Genieblitz, in dem sich die aufgehäufte Elektricität entladet. Das Gehirn brütete schwer und dunkel wie eine Gewitterwolke. Plötzlich schoß der Funke daraus hervor.

Der Traum ist eine Hallucination im Schlafe, die Hallucination ein Traum im Wachen — beide Zustände sind wesentlich eins. Beide beruhen auf Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen; beide führen zu Erscheinungen von Geistern, von Doppelgängern, von den Spirits des Spiritismus. Aber der Traum pflegt sich dabei durch eine gewisse Mystik, eine Art poetischer Erfindung auszuzeichnen; er ist wie die Offenbarung Johannis, er gefällt sich in kühnen Bildern, er kleidet seine oft weit ausgesponnenen Gesichte in die Form von Fabeln und Märchen ein.

Die beiden eingekerkerten ägyptischen Hofbeamten haben, wie es natürlich ist, ihre beiderseitigen Chancen überlegt und im Busen gewälzt. Plötzlich, im Schlafe kommen sie zu einem Resultat und erkennen scharfblickend ihr Schicksal. Sie sehen es aber nicht direct; ihre Visionen kleiden sich wenigstens theilweise in ein Bild, das sie von den Gegenständen ihres gewöhnlichen Tagewerks entlehnen. Der Schenk träumt von einem Weinstock mit drei Reben und sieht sich dem Pharao den Becher wiederum credenzen; der Bäcker trägt auf dem Kopfe drei Körbe voll Backwaaren, auf welche die Raubvögel niederstoßen, eine Scene, die man beiläufig in Kairo oder auch auf Sylt alle Tage erleben kann. Drei Reben sind drei Tage, drei Körbe sind drei Tage, und das Backwerk, das die Geier fressen, bedeutet den Bäcker selbst, der am Galgen hängt — Joseph hat weiter nichts zu thun als den Gefangenen eine Symbolik auszulegen, mit der sie nach Traumes Weise ihre Wahrnehmungen haben umgeben wollen. Desgleichen hat sich der Pharao mit schweren Sorgen um die Wohlfahrt des Reichs getragen, die Möglichkeit von Mißwachs und von theueren Zeiten in Betracht gezogen, die auf die guten Jahre folgen könnten — in der Nacht wird er, immer im Stillen von seiner Beobachtung geleitet, inne, daß dieser Jahre beide Mal sieben sein werden. Auf diesen Umstand ist wenig zu geben; die Sieben spielt in Aegypten von Alters her eine Rolle. Und er sieht diese je sieben Jahre unter dem Bilde von Kühen und von Aehren. Beide Bilder liegen in einem Lande, wo Ackerbau und Viehzucht getrieben wird, so nahe wie nur immer möglich; weidende Rinder sind außerdem ebenfalls eine uralte Form, Tage, Monate und Jahre anzuschaun, die in der Mythologie oft wiederkehrt. Auch hier hat also Joseph weiter nichts zu thun als sich in die Anschauungen des Pharao und in die Phantasie, mit der er seine Gesichte ausgeschmückt hat, zu vertiefen. Er ist ja selbst ein Träumer: er hat einst seine eigenen Brüder als Garben und als Sterne angeschaut, wenn diese seine Träume nicht bloß eine nachträgliche Einleitung zu seiner Lebensgeschichte sind. Wo bleibt da die Eingebung, von der unsere Mystiker ein Aufhebens machen? — Wenn wir wieder Kinder werden und in's Mittelalter zurück-

kehren wollen, wo ein gescheidter Mann einen Zauberkopf neben sich auf dem Tische stehen und seine Weisheit angeblich von diesem Zauberkopfe hatte, etwa wie wir Zeit und Stunde von einer Taschenuhr erfahren: so können wir ja auch wieder glauben, im Traum von Geistern besucht zu werden. Wenn wir aber Männer geworden sind und abgethan haben, was kindisch ist, so suchen wir ein wenig Psychologie zu lernen und den Dichter-Propheten in uns zu verstehn.

* * *

5. Die Traumfälschung.

Subjectiv, subjectiv, die Träume sind mitunter mehr als subjectiv — nämlich von einem Schriftsteller gefälscht und nur erfunden, um die Erzählung interessant zu machen — Träume in der Odyssee, im Nibelungenlied, in Schiller's Braut von Messina — der Dichter träumt für Alle, die es etwa vergessen haben sollten — dabei benutzt er alte Träume, die er mehr oder minder treu nachbildet — die drei Blutstropfen im Schnee.

Καὶ γάρ τ' ὄναρ ἐκ Διός ἐστιν. Dieses Wort Homer's, wodurch der Traum als eine göttliche Offenbarung hin- und der Gabe der Weissagung gleichgestellt wird, entspricht einer Auffassung, die so veraltet ist wie Zeus selbst. Gott bewahre; der Traum ist von uns selbst. Wir sind der Gott, der spricht und die geheime Saat der Dinge belauscht, sozusagen das Gras wachsen hört: in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne. Aber es genügt nicht, die subjective Natur aller Träume zu erkennen; sie sind auch häufig mehr als subjectiv.

Ganz erdichtet und künstlich sind sie mitunter.

Zehn Mal für ein Mal hat den Traum überhaupt Niemand gehabt, sondern nur ein Schriftsteller hat ihn zur Einleitung träumen lassen. Das ist interessant, das macht die Erzählung spannend, das giebt einen mystischen, bedeutenden Hintergrund.

Wenn Prinzessin Kriemhild von einem Falken träumt, den sie zieht und den dann zwei Adler vor ihren Augen zerfleischen, so ahnt man schon ihr großes Herzeleid und die Noth der Nibelungen. Wenn Frau Penelope träumt, daß ihr ein Adler ihre zwanzig Gänse würge, wie geschickt ist da zu dem Freiermord ein Vorspiel eingeflochten! — Und wenn Donna Isabella in der Braut von Messina träumt, daß ein Adler ihrer Tochter ein Reh in den Schooß fallen lasse, ein Löwe derselben Tochter ein Lamm bringe, und daß dann Löwe und Adler dem Kinde zusammen huldigen — wenn auch noch der Vater kommt und träumt, daß aus seinem Ehebette zwei Lorbeerbäume erwachsen und

zwischen ihnen eine Lilie blühe, die sich in eine Flamme verwandele, welche das ganze Haus verzehre: sagt man sich nicht, hier gehe etwas vor? Hier sei etwas im Anzug? — Man kann nicht umhin, eine Braut und eine Liebe, die sich so verkündigt, im vorhinein zu fürchten.

Der Traum ist ein beliebter Kunstgriff aller Historiker, ihrer Geschichte Kredit zu verschaffen. Träume, die im Voraus ankündigen, was geschehen wird, sind zum Beispiel in den isländischen Sagas obligat.

Daß den großen Geschicken nicht nur ihre Geister, sondern auch ihre Träume vorausgehen und in dem Heute das Morgen wandele, betrachten sie als ein Axiom; und wie die Sage die berühmten Männer gern zu Göttersöhnen stempelt, den großen Königen den Zeus, den Philosophen den Apollo zum Vater giebt, so sollen auch die Götter durch Träume und Omina fort und fort in die Unternehmungen ihrer Lieblinge eingreifen.

Einen guten Traum zu erfinden, der dem Helden ein wichtiges Ereigniß im Bilde zeigt, das gehört zum Handwerk seines Biographen: er träumt für alle, die es etwa vergessen haben sollten, wie die Priester in den Aeskulaptempeln für ihre Kranken träumten. Dabei benutzt der Praktikus natürlich alte Träume, die er mehr oder minder treu nachbildet. Lessing giebt seiner Emilia Galotti die Perlen, Musäus dem Grafen von Gleichen den Zahntraum ein, Wolfram von Eschenbach benutzt die drei Blutstropfen, die ebenfalls traditionell sind.

Wir haben in unsern Märchen einen uralt mythischen Zug von den drei Blutstropfen im Schnee. Eine Königin sitzt an einem Winternachmittag draußen und näht. Sie sticht sich mit der Nähnadel in den Finger, daß drei Tröpfchen Blut in den Schnee fallen, und weil das Rothe in dem weißen Schnee gar minniglich aussieht, wünscht sie sich ein Kind so weiß wie Schnee und so roth wie Blut. Eine schöne fromme Frau steht im Winter unter einem Machandelbaum, das heißt unter einem Wacholderstrauch, und schält sich einen Apfel: sie schneidet sich in den Finger, und das Blut tropft in den Schnee. Sie wünscht sich gleichfalls ein Kind so roth wie Blut und so weiß wie Schnee. Aus dem Blute des Uranus, das auf die Erde träufte, als ihn sein Sohn entmannte, sind schon die Erinnyen entstanden. Diesen Zug hat also Wolfram von Eschenbach in seinem Parzival verwerthet. Gleich im ersten Anlauf hat der junge Fant eine Königin, die schöne Kondwiramur erobert, sie aber alsbald wieder verlassen, um nach seiner Mutter zu sehen und Abenteuer aufzusuchen; es folgt sein erster verfehlter Aufenthalt in der Gralburg. Wie er nun wieder in die Bretagne zurück zu Artus' Hofe reitet, ist gerade Schnee gefallen, die Falkner des Königs aber haben einen Falken verloren, der auf eine Gans stößt: sie blutet

und drei Tropfen Gansblut färben den weißen Schnee. Beim Anblick der drei Blutstropfen im Schnee versinkt der Held in träumerisches Sinnen, in Sehnsucht nach seinem Weibe. Er erinnert sich an den süßen Leib, der auch so weiß war; er erinnert sich an die Thränen, die beim Abschiede auf ihren beiden Wangen und auf ihrem Kinne glänzten. In weiter wilder Welt überfällt ihn mit einem Male ein tiefes Heimweh und seine erste Liebe. An derselben Stelle aber, wo er die drei Blutstropfen gesehen, ist nach fünf Jahren das Zelt aufgeschlagen, in welchem der Gralkönig die Gattin wiederfindet, mit ihren inzwischen geborenen Zwillingen im Bette liegen sieht. So erkennen wir, bemerkt ein ausgezeichneter Gelehrter, den ein ebenso kräftiger wie zarter Sinn tiefe Fühlung mit dem Volksgeiste gewinnen ließ, Träume und Gedanken der Kindheit wieder, wenn sie uns lange hernach im Leben eintreffen, oder wie ein alter Mann, als er die aufgehende Sonne anschaut, sich heimlich besinnt, daß er sie schon einmal ebenso als ein Kind, sitzend auf einem Hügelchen, und seitdem nicht wieder so betrachtet hat: er weiß, daß sie vor ihm geschienen, ehe er zur Welt geboren wurde, und denkt daran, daß sie bald auf sein Grab scheinen wird.

* * *

6. Die wilden Thiere, die im Traume geboren werden: dichterische Nachgeburten.

Namentlich wenn es die Geburt eines berühmten Mannes gilt, muß seine Größe durch einen Traum voraus verkündigt werden — Astyages träumt von Wasserlassen, Hekuba von einem Feuerbrande — der Traum der Mutter des heiligen Dominicus, der Mutter des heiligen Bernhard — große Könige werden mit reißenden Thieren verglichen: Perikles ein Löwe, König Ottokar ein Wolf — die Gründungssage der Stadt Wilna — Wolfsträume und Bärenträume — die drei Thiergeschlechter, die König Childerich in der Hochzeitsnacht durch den Hof laufen sieht — diese Geburten sind künstliche Nachgeburten.

Von solchem Stoffe sind unzählige Träume gemacht, sei es, daß sie die Dichter, sei es, daß sie die Historiker erzählen; namentlich wenn es die Geburt ihrer Helden, ihrer berühmten Männer, ihrer Göttersöhne gilt, so muß ihre Größe durchaus, wie durch andere Anzeichen, so auch durch vorbedeutende Träume, am liebsten der Eltern, vorausverkündigt werden. Es giebt überhaupt keinen irgendwie hervorragenden Mann in der Weltgeschichte, vor dessen Geburt nicht irgend etwas geträumt worden wäre, sei es nun von der Mutter oder vom Vater oder vom Großvater — von Astyages, der seine Tochter Wasser lassen sieht, oder von

Hekuba, die einen Feuerbrand gebiert. Als die fruchtbare Gemahlin des Priamus mit dem Paris schwanger ging, träumte sie, daß sie eine brennende Fackel zur Welt bringe, eine Fackel, welche die ganze Stadt Troja anstecke und auf dem Ida einen Waldbrand anfache; sie träumte sogar, daß die Häuser des Antenor und des Anchises von den Flammen verschont blieben. Die Hekuba mußte so etwas träumen, ja, der Knabe infolgedessen ausgesetzt und doch auf wunderbare Weise gerettet werden, damit sich der Traum erfüllte, der ein Lieblingsthema der nachhomerischen Dichtung ist. Und als die Mutter des heiligen Dominicus, der ihr Dritter war, mit dieser Säule der Kirche gesegneten Leibes ging, träumte ihr, daß sie welfe und einen Hund gebäre, der eine brennende Fackel im Maule habe und damit die Welt erleuchte. Der Hund bildet seitdem ein Attribut des heiligen Dominicus, zum Beispiel auch in Sanct Peter, wo die katholischen Ordensstifter in den Nischen der Pfeiler lehnen. Auch der Papst Innocenz III. hat einen bedeutenden Traum gehabt, bevor er die beiden Bettelorden der Franziskaner und der Dominikaner bestätigte: er sah gleich nach seiner Thronbesteigung die Laterankirche einfallen und zweimal hintereinander einen Mönch das Gebäude stützen. Dergleichen ist zu schön, zu passend, um wahr zu sein. Der Traum der Mutter trägt um so mehr den Charakter einer nachträglichen Erfindung an sich, als er nicht gut ohne das Wortspiel: Domini Canes · denkbar, dieses aber erst durch die Dominicani und ihre schwarzweiße Farbe in die Welt gekommen ist. Uebrigens hatte schon die Mutter des heiligen Bernhard, hundert Jahre vor der des heiligen Dominicus, geträumt, sie trage ein schwarz und weißes Hündlein unter ihrem Herzen, das laut belle, und von einem Traumdeuter den Aufschluß erhalten: sie werde einen Sohn gebären, der ein treuer Wächter der Kirche sein und hoch gegen ihre Feinde anschlagen und lauten werde.

Große Könige liegt es nahe mit reißenden Thieren zu vergleichen. Wenn sie zur Welt kommen, müssen Löwen und Wölfe geboren werden; die Sage braucht sie wie Wappenthiere. Agariste, die Mutter des Perikles, träumte vor ihrer Entbindung, sie trage einen Löwen; die Mutter König Ottokar's träumte im Jahre 1230, sie werfe einen Wolf. Dieser grimme Wolf verschlang ganz Böheim und fraß die österreichischen Lande, ja, die angrenzenden Marken auf; aber über den Wolf kam ein Leu, der zerriß ihn, daß er seinen Raub wieder von sich geben mußte. Gut gemacht, lieber Traumgott! Recht gute Kenntnisse in der Weltgeschichte! — Wie ein anderes Wölflein ein lobenswerthes Studium des Litauischen verräth. Der Großfürst Gedimin von Litauen erlegte auf der Jagd einen wilden Ur; darauf hatte er zu schlafen und zu träumen.

folgendes zu träumen: er sah einen großen Wolf in eiserner Rüstung, der sperrte einen furchtbaren Rachen auf und heulte wie der eherne Mars in der Iliade, nämlich wie hundert Wölfe auf einmal. Es war ein erhebender Anblick. Nun kam der Priester, der Kriwe-Kriweito an die Reihe; der mußte dem Großfürsten den merkwürdigen Traum erklären. Er sagte: An der Stelle, wo der wilde Ur gefallen, wird sich eine mächtige Burg erheben. Gedimin machte demnach Anstalt und baute auf dem Jagdgrunde ein Schloß; das war der Kern von dem berühmten Wilna. So geschehen im Jahre 1320. Wilna ist nämlich soviel wie Wolfsburg oder Wolfenbüttel; der Wolf heißt auf litauisch: Wilkas oder Wilkis. Das heißt: der Ortsname ist erst dagewesen und der Traum darauf zugeschnitten worden. Man nennt das eine etymologische oder ätiologische Sage.

Der Chronist hat einen Wolfstraum erdichtet, wie der Mönch Ekkehart im Walthariliede einen Bärentraum. Wie Walther von Aquitanien mit Hildegund an einem Engpaß der Vogesen angekommen ist und Gunther mit ihm um seine Schätze kämpfen will, warnt Hagen den König. Nimm, was er Dir gutwillig läßt, sagt der treue Mann; bestehe nicht auf dem Kampfe! Wisse, ich habe in vergangener Nacht einen bösen Traum gehabt: ich sah Dich mit einem Bären raufen, der biß Dir ein Bein ab; und als ich Dir zu Hülfe eilte, kam der Bär auf mich los und riß mir ein Auge aus. Wozu der Traum? — Weil Walther hierauf wirklich wie ein Bär vor seiner Höhle stehen und dem König Gunther ein Bein abhauen, Hagen das rechte Auge ausschlagen soll. Bilder von Wölfen und Bären schwebten ja jener Zeit, wie man schon aus ihren Namen sieht, unaufhörlich vor; nicht etwa bloß im Traume. Selbst Etzels Gemahlin, die Hunnenkönigin, der Hildegunde durchgegangen ist, heißt in dem lateinischen Gedichte: Göttliche Bärin (Ospirin). So ein Traum hatte also durchaus etwas Stilvolles. Er stand Hagen von Tronege und dem Gedichte, das dem 10. Jahrhundert angehört, beziehentlich dem deutschen Liede, das die Quelle bildete, wohl an.

Besonders reich und künstlerisch ausgeführt ist der Traum, den der Merowinger Childerich im Jahre 465 zu Doornick oder Tournai an der Schelde in seiner Hochzeitsnacht gehabt und der ihm die Größe seines Sohnes Chlodwig und die Leiden seiner Nachkommen vorausverkündigt haben soll. Er ist in einer Miniatur der handschriftlichen Chronik von Saint-Denis bildlich dargestellt, literarisch aus der Geschichte der Franken von Gregorius Turonensis und aus der Chronik des Mönches Fredegar, welcher das Werk des Bischofs Gregor aufgenommen und fortgesetzt hat, bekannt und oft nacherzählt worden. Der König träumte, er stehe

auf und sehe in den Hof: da erblickte er einen schreitenden Löwen, der einen Baum auf dem Rücken trug, und dem Leoparden und Einhörner folgten. Er sah abermals in den Hof: da liefen eine Menge Bären und Wölfe wie in einem Käfig darin herum. Er sah zum dritten Mal hinein: da gab es eine Katzbalgerei und ein Gewimmel von Hunden, Füchsen, Mardern, Wieseln, Ratten und ähnlichem Gethier. Des Morgens erzählte er seiner jungen Frau, der schönen Basina, was ihm widerfahren war. Da gab sie ihm die Deutung, denn sie war eine Thüringerin und eine Seherin — Du hast die Zukunft Deines Geschlechts erschaut. Zuerst werden die Könige mit den Großen allein sein; Du selbst wirst einen Sohn zeugen, der den Grundstein der staatlichen Ordnung im Abendland legen wird. Darauf folgt eine andere Generation, ein minder edles, reiches, fettes, habgieriges Geschlecht — die Letzten Deines Stammes werden sich untereinander beißen und auffressen wie die Füchse und die Hunde. Ich wünschte, sie hätte gesagt: im Anfang regiert der Adel, hierauf die Bourgeoisie, zuletzt die Socialdemokratie! — Gregor von Tours hat hundert Jahre, Fredegar fast zweihundert Jahre nach Childerich geschrieben; beide haben die unnennbaren Greuel des Merowingischen Hauses und seinen allmählichen Niedergang erlebt. Wer war wohl geschickter, den Traum zu haben, Childerich oder der gelehrte Bischof Gregor von Tours? —

* * *

7. Gut und schlecht erfunden.

Ob der Mann geträumt hat oder ob der Dichter für ihn geträumt hat, läuft auf eins hinaus, wenn die Dichtung nur gut ist — woran man die Fälschung merkt: an Gelehrsamkeit, an geistreichen Pointen, an der Tendenz, an der psychologischen Unmöglichkeit — der Traum des Condianus, der Traum der Tochter des Polykrates, der Traum Constantin's des Großen — verräth sich der Fälscher nicht, so läßt sich gegen den Traum nichts einwenden — aber die Wahrscheinlichkeit ist bei literarischen Träumen immer für die Erdichtung, die dann eine Rückübersetzung ist — das Buch Daniel — eine Gewähr dafür, daß Einer etwas geträumt habe, besitzt man nur, wenn man die Erzählung aus dem Munde des Träumers oder wenn man den Traum selbst gehabt hat.

Ein Traum, der leidlich erfunden ist, werthet nämlich ebensoviel wie ein wahrer — es kann dem Leser eigentlich ganz gleich sein, wo die Erscheinung her ist, ob sie wirklich stattgefunden oder ob sie bloß ein Schriftsteller untergeschoben hat. Es muß ihm gleich sein, denn nur in den allerseltensten Fällen läßt sich die Fälschung wirklich constatiren; gewöhnlich ist er bei dem Mangel jedweden Beweises nur auf sein Ge-

fühl und seine Vermuthung angewiesen. Eine gewisse Gewähr dafür, daß Einer etwas geträumt habe, besitzt man nur, wenn man die Erzählung, wie Basina, unmittelbar aus dem Munde des Träumers hat. Umgekehrt kann man aber auch nie mit voller Gewißheit behaupten, daß ein Traum nicht geträumt worden sei, sondern nur aus gewissen kleinen Anzeichen eine psychologische Unwahrscheinlichkeit ableiten, woraus wiederum nur folgt, daß die Erfindung mittelmäßig ist.

Wenn man den Gelehrten spürt, der seine kümmerliche Weisheit angebracht und ein Domini Canes oder ein Wilna im Kopfe gehabt hat — wenn sich der Traum auf eine erst zu erwartende Nachkommenschaft bezieht, für deren Schicksale die Eltern noch nicht den geringsten Anhalt haben, während der Geschichtschreiber Alles weiß und nicht nur die Muße, sondern auch die Veranlassung hat, sich Alles auszudenken — wenn es ein witziger, ein geistreicher Traum ist, den der Schriftsteller selbst hätte machen können: so ist zehn gegen eins zu wetten, daß eine Fälschung vorliegt.

Sextus Quintilius Condianus und Sextus Quintilius Maximus waren zwei zärtliche Brüder und in jeder Hinsicht ausgezeichnete Männer, die unter den Antoninen lebten. Sie blieben im Leben unzertrennlich, sie starben auch zusammen: sie fielen beide zu gleicher Zeit, vollkommen schuldlos und durch ihre reine Persönlichkeit Ankläger des herrschenden Systems, als Opfer der Grausamkeit des Commodus (A. D. 183). Vor ihrem Tode waren sie zu Mallus in Cilicien; hier verkündete das Traumorakel des Amphilochus dem Condianus seine und seines Bruders Ermordung durch einen Traum. Er sah das Herkuleskind die beiden Schlangen würgen; Commodus liebte es bekanntlich, sich als Herkules aufzuspielen. Sextus Condianus, der Sohn des Maximus, befand sich in Syrien, als sein Vater ermordet ward; er ließ den Traum malen, das Gemälde sah Dio Cassius in Mallus. Von Dio Cassius stammt die ganze Geschichte her — er war selbst ein großer Träumer, der dem Aberglauben beständig das Wort redete und zur Abfassung seiner Schriften nicht anders kam als durch Träume. Er mag das Gemälde gesehen haben, das recht wohl existiren konnte, aber schwerlich nach einem Traume gemalt, vielleicht überhaupt nicht auf diese Veranlassung gemalt, sondern nur ein willkommenes Emblem für den traurigen Vorfall war. Die Schlangenwürgung hat schon Zeuxis gemalt, sie erscheint in Herculanischen Wandgemälden, auf Vasen und in zahllosen Reliefs, Broncen und Terracotten; es war also nicht etwa ein neues Motiv und ein Zeitbild wie der Löwe, der in einem modernen Witzblatt eine Schlange mit zwei Köpfen, den Socialismus und den Atheismus zerreißt. Das Schlangenpaar wurde auf das Brüderpaar gedeutet, und

nun sollte die eine Schlange gar das Herkuleskind im Traume gesehen haben. Das wäre geistreich gewesen, aber der Traum ist gewöhnlich mehr als geistreich.

Vielen Träumen des Alterthums merkt man sofort die späte Mache an, die übrigens schon vor dem Historiker, der den Traum mittheilt, eingetreten sein kann. Der glückliche Polykrates nahm ein schlechtes Ende. Orötes, ein persischer Satrap, hatte, man weiß nicht recht warum, einen Haß auf ihn geworfen; er wußte den Tyrannen durch falsche Vorspiegelungen auf das Festland zu locken, wo er ihn verhaften und kreuzigen ließ (522 v. C.). Kurz vorher, als er noch in seinem Glücke schwamm und nichts ahnte, hatte seine Tochter einen Traum, den Herodot erzählt (III, 124 ff.). Sie träumte, der Vater schwebe in der Luft wie ein spiritistisches Medium, und Jupiter wasche, Apollo salbe ihn. Dies erfüllte sich angeblich, indem er am Kreuze, im Regen und in der Sonne hing, welche letztere ihm das Fett schmolz. Das träumte seine Tochter? — Aber wer hört denn hier nicht die bittere Ironie seiner Feinde heraus, die den Gefallenen höhnten? — Ei, der alte Glückspilz! Er war so glücklich, daß ihm am Ende noch die Götter die Toilette machten! — Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Natürlich ist der Traum eine Fabel, so gut wie der Ring des Polykrates, der ebenfalls von Herodot stammt.

Es ist einer der beliebtesten Kunstgriffe aller religiösen Schriftsteller, von den fünf Büchern Mose an: ihre Helden direct von Gott berufen und durch eine Vision oder einen Traum gleichsam zu Priestern weihen zu lassen. Peter von Amiens ist in Jerusalem, in der heiligen Grabeskirche; er betet um eine glückliche Reise und um den Segen Gottes zu seinem großen Werke, der Befreiung des Heiligen Landes. Da erscheint ihm der Herr im Schlafe und spricht: Stehe auf, Petrus, und fürchte Dich nicht! Führe aus, was Du Dir vorgenommen, denn ich will mit Dir sein! — So wurde auch Constantin der Große in der Nacht, die der Entscheidungsschlacht gegen den Maxentius vorherging, im Traum bedeutet, das Kreuz zu seinem Zeichen zu erwählen. Der Heiland selbst erschien ihm und befahl ihm, das Monogramm Christi auf den Schilden seiner Soldaten anbringen zu lassen und die Kreuzfahne zu entfalten. Eusebius von Cäsarea, der Vater der Kirchengeschichte und Panegyriker des Kaisers, hat aus diesem Traume bereits eine allgemeine Erscheinung gefolgert, die auf dem Marsch erfolgt und dem Traume vorhergegangen sein soll: nicht bloß Constantin, die ganze Armee erblickte ein glänzendes Kreuz am Himmel, über der Mittagssonne, mit der Inschrift: Ἐν τούτῳ νίκα, in diesem Zeichen siege, in hoc signo vinces. Diese Vision in Verbindung mit dem Traume in der folgenden Nacht hätte seine Be-

kehrung und damit seinen Sieg, die ganze große Wendung herbeigeführt. Der Philosoph, sagt Gibbon bei dieser Gelegenheit, der Philosoph, der die Träume und Omina, die Erscheinungen und Wunder der Weltgeschichte vorurtheilslos ansieht, wird finden, daß, wenn sich die Augenzeugen bisweilen haben täuschen lassen, die Leser erst recht häufig irre geführt worden sind.

Die Traumfälschung ist eine Art Rückübersetzung aus der Sprache des gewöhnlichen Lebens in die Sprache des Traumes, die eigentlich der professionsmäßige Traumdeuter am besten verstehen müßte, die aber bei einiger Uebung jedem Historiker gelingt. Verräth sich der Fälscher nicht, so ist der erdichtete Traum von einem wahren gar nicht zu unterscheiden; die Prophetengabe kann ja Jedermann zugeschrieben werden. Daher wird man zunächst jede derartige Erzählung mit Mißtrauen aufnehmen müssen — die Sache bringt es mit sich, daß die meisten Träume, die uns durch die Literatur überliefert werden, als Erfindungen des Autors oder seiner Vorgänger anzusehen sind. Die Wahrscheinlichkeit ist immer für die Fälschung. Diese Kritik bezieht sich auf alle berühmten Träume, so viele ihrer niedergeschrieben worden sind, selbst auf die biblischen — wie denn zum Beispiel das Buch Daniel eine etwa 165 v. C. entstandene Apokalypse und der Traum des Nebukadnezar sammt der Auslegung Daniels, ja, die Figur Daniels selbst die Erfindung eines unter Antiochus lebenden Juden ist, der den Nebukadnezar, beziehentlich den Daniel die Geschichte Israels und der Heidenvölker bis zu seiner Zeit und darüber hinaus in künstlichen Bildern schauen läßt. Träume sind Schäume, Songes Mensonges; nur wer sie aus erster Hand hat, weiß, woran er ist.

Die Bräutigamsschau.

Die Brautschau in Altrußland — von Seiten der Mädchen erfolgt die Bräutigamsschau, hier wird aber der Zukünftige gleich direct gesehen — nämlich sein Geist, den man citirt — er muß aus dem Körper aus- und vor das Mädchen treten — so erklärt das der Spiritismus, die Erklärung ist einfältig, die Erscheinung nur subjectiv — ein Phantasiebild, das in der Johannisnacht, namentlich aber in der Andreasnacht erzielt wird — die Autohypnose, durch das Hinstarren in den Spiegel, in den Wasserspiegel eingeleitet — auch ein wirkliches Bild des Bräutigams wird gemacht, zum Beispiel aus Blei gegossen, und sein Name herausgebracht — der Freier dann bewirthet und in's Bett genommen — wenn er kommen sollte, so hätte er es gut wie in einer Probenacht — so gut wie der Bursche, der zu Kilt geht.

Die Brautschau ist ein guter alter Brauch, der sich noch in vielen Gebirgsgegenden, zum Beispiel in den Alpen erhalten hat, unter dem Namen des Mailehens auch in Hessen und Westfalen und als Nebenzweck auf den Florentiner Fastenmärkten vorkommt, namentlich aber im Innern von Altrußland zur Zeit der großen Fasten vor Ostern beobachtet wird. Bei uns geht Einer nur überhaupt auf die Brautschau, wie auf Freiers Füßen, das heißt, er geht in Häuser, wo Töchter sind, um sich die hübschen Mädchen anzusehen und sich eine Braut zu suchen, wobei ihm etwas vorgesetzt und damit angedeutet wird, daß seine Werbung willkommen sei, ohne daß er jedoch die heirathsfähigen Jungfrauen als solche vorgestellt bekäme, geschweige denn, daß er den Flor des ganzen Landes wie auf einem Blumenmarkte beisammen fände; hat er sich dann verlobt, so machen seine Verwandten einen Besuch, den man wohl wiederum als Brautschauen bezeichnet. In den russischen Städten giebt es wirklich solche Märkte, wie es in Richmond eine Dienstbotenbörse giebt — die Brautbörse ist die Kirche. In Babylon mußten einst alle Frauen einmal in ihrem Leben in den Tempel der Mylitta gehen, um den Fremden ihr Magdthum anzubieten; in Rußland gehen alle Mädchen, die fünfzehn oder sechzehn Jahre alt sind, am ersten Fastensonntag in die Kirche, um zu sehen, ob sie ein Fremder zur Ehe begehren will. Am Freitag haben sie gebeichtet, am Sonnabend das Abendmahl genossen, überhaupt äußerst eingezogen gelebt; am Sonntag ist die Ausstellung.

Local wird dieselbe auf den Ostersonntag oder auf den Sonntag nach Ostern verschoben; das ändert nichts an der Sache. Das Wort Ausstellung ist ganz an seinem Platze, die Brautschau in der That eine Art Markt, auf dem die Frau gekauft wird.

Es ist ein wichtiger Tag; er entscheidet über die Zukunft der Njewjäßta, wie das zur Brautschau zugelassene Mädchen heißt, eigentlich ein negativer Begriff, wörtlich: die noch keinen Mann kennt (nje, nicht). Sie wird auf's beste herausgeputzt, wer sie lieb hat, bringt oder leiht ihr etwas zum Schmucke; dann ziehen die Bräute, die erst Bräute werden wollen, allesammt zur Kirche. Sie stellen sich in eine lange Reihe, ganz wie im Tempel der Mylitta; hinter jeder steht eine Heirathsvermittlerin, die Sswacha. Die jungen Burschen gehen die Front ab wie bei einer Parade, die Waare genau mit ihren Blicken musternd,

ne crure malo, ne sit pede turpi,

wie Horaz in seinen Satiren (I, 2, 101) sagt, Horaz, der die Brautschau mit einem Pferdemarkt vergleicht; dürfen jedoch die Mädchen weder anreden noch berühren. Sie dürfen nur schauen. Wer seine Wahl getroffen hat, wendet sich an die Freiwerberin, die Sswacha, erkundigt sich nach den Verhältnissen des Mädchens, nach Aussteuer, Familie und sonstigem Charakter und hält, wenn er Meinung hat, bei den Eltern an. Diese geben ihre Tochter nicht umsonst weg — handle, handle, Bruder, singt das Mädchen in einem Hochzeitsliede, gieb mich nicht billig weg, fordre für mich hundert Rubel, für meinen Zopf tausend. Sind beide Theile einig, so erfolgt zu Ostern die Trauung. Eine Braut, die nicht abgegangen ist, kehrt in ihr Stübchen und in ihre Einsamkeit zurück und erwartet die nächsten großen Fasten. Oder sie nimmt den Schleier und wird Christi Braut.

Die Bräutigamsschau nun, von der wir reden wollen, ist eine Parade, die von den jungen Mädchen abgenommen wird. Jetzt sind die Männer an der Reihe; die Bräute lassen die Bräutigame Revue passiren. Der Unterschied ist nur, daß die Mädchen, die eine Bräutigamsschau anstellen, keine Auswahl haben, indem nicht alle heirathsfähigen jungen Burschen auf einmal antreten und sich begaffen lassen: sondern jede einzelne Jungfrau sieht nur einen einzigen Mann, nämlich gleich den richtigen Mann, den ihr bestimmten Bräutigam selbst — sie zwingt ihn zu erscheinen, sie holt ihn mit mächtigem Zauber, sie citirt ihn mit Sprüchen — ihn oder, was dasselbe ist, seinen Doppelgänger oder seinen Geist.

Die Bräutigamsschau ist ernst wie der Anblick der Nothwendigkeit, aber eine Art von Tyrannei, die vom schönen Geschlechte im Voraus

ausgeübt wird, eine Tyrannei, die auf der gewaltsamen Trennung des Astralleibes vom Körper beruht und die nur der kluge Spiritismus erklären kann.

Zugleich mit dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seelen entstand auch die Kunst, diese Seelen anzulocken, zu bannen und zu beschwören, sie in Zauberspiegeln oder Rauchwolken zu zeigen, ja, sie reden zu lassen, die sogenannte Todtenbeschwörung oder Nekromantie. Indem nun der Seelenglaube wiederum die paradoxe Annahme nach sich zog, daß die Menschen bereits bei Lebzeiten ihren Geist hätten und diesen Geist gelegentlich absondern und von sich geben könnten wie ein Kind, was die Spiritisten den Astralleib nennen: so vermaß man sich auch, den Astralleib wie einen Fötus mit der Geburtszange der Magie aus dem Mutterleibe herauszuziehen und den Geist des ersten besten Menschen zu citiren, was dann nothwendig zur Folge hatte, daß der Tropf seinen Geist vorzeitig aufgab. Er starb gleichsam provisorisch und lag so lange wie ein Entseelter da, bis es dem Zauberer gefiel, die Seele wieder zu entlassen und dem Manne das Leben zurückzugeben. Das war ein banges Viertelstündchen, le quart d'heure de Rabelais.

Tiefe Sehnsucht kann bisweilen nach dem Kinderglauben der Völker die Seele zum Leibe hinaus und in die Ferne treiben, daß sie einem Anderen erscheint; die Ekstase, die künstliche Narkose, der hohe Dichterschwung vermag es — das Alles war nach landläufiger Meinung nicht so schlimm wie die Gewalt, die der Seele von einem Zauberer angethan ward. Wenn sie ein mächtiger, ein schwarzer Künstler zwang, auszuziehen und ihre natürliche Wohnung, den Körper zu verlassen, um vor ihm, wie ein Angeklagter vor seinem Richter, zu erscheinen. Ob der arme Kerl zitterte, ob er Angst hatte! — Er mußte ja sterben. Er lebte das zweite Leben, noch ehe das richtige Leben aus war. Wenn der Meister über die Geister seine Zeichen machte und seine starke Beschwörung anhob, so half kein Widerstreben, der Doppelgänger mußte Hals über Kopf in's Elend rennen, und der Elementarleib lief aus wie ein ungarisches Weinfaß. Wer es richtig weg hatte, konnte mit Rauch und Kräutern, mit Fluch und Segen den Sultan von Zanzibar citiren. Das ist alter Aberglaube und These des Spiritismus, der von den Ammenmärchen der Menschheit zehrt.

Diese schwarze Kunst treiben nun eben auch die mannbaren Mädchen, die das Heirathen gar nicht erwarten können und darauf brennen, den Zukünftigen zu sehen. Sie achten es nicht, daß sie dem Manne, den sie einstmals lieben sollen, im Voraus ein grausames Leid zufügen und ihm schlecht und recht nach dem Leben trachten, weil sie ihm Leib und Seele trennen; wie sie die Sache auch drehen und wenden mögen: ihre

Bräutigamsschau kommt einer augenblicklichen Tödtung gleich. Die Voraussetzung ist freilich, daß der Bräutigam überhaupt existirt, mit anderen Worten, daß sie überhaupt einmal einen Mann bekommen und nicht sitzen bleiben; denn wo kein Licht ist, da ist auch kein Schatten, und wenn es am Zukünftigen fehlt, so nützt es nichts, ihm die Seele zu entreißen.

Zum Glück ist der letztere Fall ganz ausgeschlossen: die Katharine sieht immer einen Freier. Sie sieht ihn um so leichter, als sie ihn noch gar nicht zu kennen braucht und der ganze Zauberapparat in einer lebhaften Phantasie besteht. Es wäre ein Wunder, wenn sie Niemand sähe.

Etwas Hokuspokus muß natürlich dabei sein, damit die Phantasie einsetze; es ist spaßhaft, wie sich die armen Dinger zu Gesichten vorbereiten. In der Johannisnacht gehen die Dorfschönen mit einem Kranze auf dem Kopfe zu einem Wasser, an dem ein Baum steht; in dem Wasser erblicken sie dann das Bild des Herzallerliebsten, das hier wie aus dem Schooße der Zukunft ahnungsvoll hervorlugt; wie die Bernadette Soubirous in der Grotte von Lourdes, im Felsenquell die Jungfrau Maria erblickt hat. Sie legen den Kranz unter das Kopfkissen, wenn sie zu Bette gehen; dann erscheint ihnen der Herzallerliebste im Traume. Sie werfen den Kranz rücklings und schweigend nach einem Baume, bis er daran hängen bleibt: so viele Male sie vergebens werfen, so viele Jahre bleiben sie noch ledig. Hier wird der gefragte Bräutigam kurzweg in den Baum gesteckt, der ihnen ihr Kränzel abnimmt; es ist oft so, daß ein Fetisch den Gegenstand der Sehnsucht vertreten muß. Der Kranz, den die Mädchen aufsetzen, ist kein gewöhnlicher Kranz: er muß aus neunerlei Kräutern, Storchschnabel, Männertreu, Raute, Rosmarin, Liebstöckel, Weide geflochten und mit einem neugesponnenen Faden gebunden sein. Mit den Kräutern wird angeblich der Geist des Bräutigams gebannt; wenn der Zauber Kraft hat, so trennt sich der Geist für einen Augenblick von seinem Körper, den er wie einen Leichnam, Gott weiß wo, zurückläßt. In Wahrheit sind es, wie Storchschnabel und Männertreu, Sinnbilder, die eine erotische Phantasie gewählt hat; die erotische Phantasie, das erregte, krankhaft gesteigerte Geschlechtsgefühl führt am Ende zu einem wollüstigen Traume, wie er im Sexualleben des Weibes häufig vorkommt.

Bei Männertreu, Eryngium, pflegen die Meisten an einen Scherz zu denken, als ob die blauen Blumenblätter so vergänglich wären wie die Treue eines Mannes. Die Bezeichnung hat einen viel sinnlicheren Grund. Die Wurzel gilt für ein Aphrodisiacum, für eine Acus Veneris. Sie macht es dem Manne möglich, seiner Frau in der Nacht eine Treue zu beweisen, an der ihr vor Allem gelegen ist. Die französischen und

italienischen Namen des Krautes, sowie mittelalterliche Verse beweisen das Zutreffende dieser Auffassung. Der Storchschnabel, das Geranium, ist ein leichtverständliches Symbol des männlichen Gliedes selbst, wie denn die ganze Fabel, daß der Storch die kleinen Kinder bringe, diese obscöne Bedeutung hat. Die Raute, namentlich der Aufguß auf frische Raute, gilt für ein souveränes Mittel, um Menstruationsstörungen zu beseitigen; die Weide ist ein Sinnbild der unglücklichen Liebe, das die Schöne nur trägt, weil sie eben noch keinen Mann hat. Neunerlei Kräuter, neunerlei Liebesgedanken; andere lassen sich ja gar nicht erwarten.

Es giebt noch andere Nächte, in denen dies geschieht; die Hauptnacht aber ist die Andreasnacht, will sagen: die Nacht vom 29. auf den 30. November, weil Andreas im Griechischen soviel wie Mann heißt. Jede unverheirathete Jungfrau glaubt um diese Zeit den eignen Mann zu schaun und zu ihrem Andreas zu gelangen. Der große Apostel, der Erstberufene, wird auch sonst, zum Beispiel in dem Gebete Libera nos nebst der heiligen Jungfrau, Sanct Peter und Sanct Paul um seine Fürbitte angegangen; aber an seinem Festtage, an dem Tage, wo Mann Trumpf ist, heißt es: Libera nos! Befreie uns alte Jungfern vom Zustande der Ehelosigkeit, verschaffe uns einen Mann! — Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß der christliche Heilige ein Fädchen von dem alten Gotte Freyr behalten hat. Dieser war nämlich ein Gott der Fruchtbarkeit, des ehelichen Lebens und des Kindersegens; ihm wurde bei Hochzeiten geopfert. Noch heute wird der Apostel Andreas wie einst der Gott Freyr gegen Unfruchtbarkeit angerufen.

Er soll also den Eheprocurator machen — man erwartet seine himmlische Intercessio — man spricht das Andreasgebet:

Heiliger Andreas, ich bitte dich,
Bettspond, ich trete dich,
Lasse mir erscheinen
Den Herzallerliebsten meinen:
Soll ich mit ihm werden reich,
Kommt er mit dem grünen Zweig;
Soll ich mit ihm werden arm,
Kommt er mit dem Knaust im Arm —

dabei klopfen die Mägdlein drei Mal an die Bettstelle und treten den Bettspond unbarmherzig, wie um den Andreas mit Gewalt herauszutreiben — dann legen sie sich nieder in der gewissen Hoffnung, daß der Gegenstand ihrer Sehnsucht im Schlafe kommen werde. Sie haben aber auch in der Andreasnacht Mittel und Wege gefunden, des Mannsbilds außerhalb des Bettes mit offnen Augen ansichtig zu werden, wie vorhin.

Zum Beispiel in einem Spiegel, wenn es auch kein Zauberspiegel ist. Furens quid femina possit! — Sie entkleidet sich und stellt sich splitternackend mit einem Besen vor den großen Wandspiegel in der Stube. Dann kehrt sie, rückwärts gehend, die Stube aus und sieht dabei unverwandt in den Spiegel, denn in diesem erscheint der Mann der Zukunft, der beim zwölften Glockenschlage durch's Zimmer geht. Oder sie tritt auf einen Kreuzweg, kämmt ihr Haar nach rückwärts und sticht sich mit einer neuen Nadel in den kleinen Finger der linken Hand, bis Blut kommt. Drei Blutstropfen müssen auf die Erde fallen, wie im Märchen von Schneewittchen; den Blutstropfen wird dann die Gestalt des Bräutigams entsteigen, hierauf in der Luft zerfließen. Bis hieher wird die mit Sehnsucht erwartete Gestalt voll und ganz von der Phantasie geliefert, es ist, wissenschaftlich ausgedrückt: eine Autohypnose, wie sie durch das Anstarren des beleuchteten Spiegels, des Wassers eingeleitet wird, und eine reine Hallucination, auf einem hochgradig erregten, wenn nicht krankhaften Zustand des Nervensystems beruhend. Sobald den Sinnen etwas geboten wird, so daß die Einbildungskraft ihre Bilder nicht ganz allein hervorzubringen, sondern bei der Bräutigamsmache einen gewissen, wenn auch schwachen Anhalt hat, entsteht die Illusion; wir haben diese Form der Geisteskrankheit schon wiederholt getroffen.

So einen Anhalt bietet dem mannsüchtigen Ding der Rauch, der aus der Kohlenpfanne, von der ausgeblasenen Christbaumkerze weißlich aufsteigt — das Lichtchen, das auf einer Nußschale oder auf einem Korke in einer Schüssel mit Wasser schwimmt, vielleicht auf das eigne liebe Lichtchen zuschwimmt, vielleicht bereits auf den Namen eines hübschen Matz Pump getauft ist — namentlich aber das Bleigießen, das stehende Orakel in der Andreasnacht.

Das Blei muß rite mit einem Erblöffel durch einen Erbschlüssel in eine Erbschüssel gegossen werden, weil an Erbsachen ein Segen hängt: es nimmt dann die Figur des kommenden Mannes an. Erscheint er nicht selbst, so doch wenigstens eine Spur, ein Fädchen, ein Stück von ihm, das man wie ein Geheimpolizist brauchen kann — zum Beispiel ein Hund. Der Hund bedeutet einen Fleischer, einen Jäger, je nachdem es ein Hund ist; im Mittelalter hätte der Hund einen Edelmann angezeigt. Oder aber ein Schaf. Ei nun, die Schafe hat der Hirt; oder der Seelenhirt, der Pastor. Oder eine Feder. Wer braucht die Federn? — Der Schulmeister. Das Federvieh. Ein Tintenfaß hat einmal einen Professor angezeigt. Aber was ist das? Ein Kreuz? — O, unglückselige Braut! Dein Bräutigam stirbt. Du bist wie Thekla: Du hast das irdische Glück genossen. Wie mannigfaltig ist der Aufschluß, den

das Orakel giebt! — Will das Mädchen auch noch den Namen seines Bräutigams erfahren, so greift es zu einer neuen Illusion. Die Unschuld beobachtet abermals den Rauch. Oder sie schält einen Apfel oder eine Birne, so daß die Schale ganz bleibt, und wirft die Schale mit der rechten Hand über die linke Schulter. Dann liegt der Anfangsbuchstabe des theuren Namens hinter ihr auf der Erde. Soll der Geliebte: Robert heißen, so steht da ein R, soll er: Aloys heißen, ein A. O süße Liebespein, wie erfinderisch machst du! — Dieses Schalenwerfen hat wie das Punctiren eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Werfen der Buchstaben oder Runen. Es ist nur nicht so sicher. Wenn ein Mädchen X wirft, weiß es nicht ganz genau, ob der Liebste Xaver oder am Ende Xerxes heißt.

Auch Schuhe und Pantoffel werden als Orakel gebraucht: die Mädchen werfen einen Schuh hinter sich nach der Thüre zu; kommt er vorwärts, mit der Spitze in's Zimmer hinein zu liegen, so giebt es im folgenden Jahre einen Bräutigam.

Diese Gebräuche sind jetzt verblaßt; sie werden selten mehr ernst genommen. Ihre Bedeutung liegt am Tage: ursprünglich hat das Mädchen in dem gegossenen Blei den Bräutigam so gut zu sehen geglaubt wie im Traume oder in einem Spiegel. Das geschmolzene Metall sollte wie die weiße Rauchwolke die Gestalt des Mannes annehmen, weil man sich einbildete, den Geist des Mannes zu haben; der Geist, der Doppelgänger des Menschen, sollte gleichsam in das Blei fahren und es wie einen Körper nach sich bilden — diese Erklärung setzt zwar eine heilige Einfalt voraus, aber solche Einfalt charakterisirt das ganze spiritistische Wesen, das sich, wie schon gesagt, mit dem krassesten Aberglauben identificirt. Das Bleigießen, das uralt ist, schließt sich dem Bildzauber an, vermöge dessen man einen Menschen in seinem Bilde behexen und tödten zu können glaubt, und beruht auf denselben Voraussetzungen. Beim Bleigießen entsteht das Bild erst, und zwar, wie es scheint, unter Mitwirkung eines Doppelgängers, eines Astralleibes, den die Zauberin angezogen hat. Nun, daß die organisirende Seele plastische Gestaltungskraft habe und daß der Astralleib durch fremden Willenszwang während des Lebens vom Körper getrennt werden könne, sind Glaubenssätze dieser modernen Philosophie, die etwa in das Steinzeitalter paßt, im besten Falle eine Bauernphilosophie ist.

Die Gewißheit, den Bräutigam auf die eine oder die andere Weise wirklich citirt zu haben, ist so groß, daß ihm sogar in manchen Gegenden zu essen vorgesetzt wird, wie das Sitte ist. Das Mädchen deckt den Tisch für ihn und schenkt ihm ein Glas Wein ein: wenn er es annimmt, so ist das ein gutes Zeichen. Wie unsere Vorfahren den Göttern

Opfermahlzeiten gaben und glücklich waren, wenn sie wahrnahmen, daß die himmlischen Gäste zugelangt hatten: so lädt das deutsche Mädchen ihren Bräutigam ein, der ein Geist ist wie Allvater. Was er genießt, ist bedeutsam für die zukünftige Ehe, daher es in einem andern Andreasgebete heißt:

O, du lieber Andreas mein,
Gieb mir den Liebsten in Augenschein:
Soll ich mit ihm leiden Noth,
So laß ihn erscheinen bei Wasser und Brot,
Soll ich mit ihm leiden keine,
So laß ihn erscheinen bei Semmel und Weine! —

Nun also, da habt Ihr ja die Thatsache! — heißt es mit köstlicher Naivetät; da habt Ihr den Percy, wie Falstaff sagt (König Heinrich der Vierte, Erster Theil, V, 4), there is Percy! — Ich fürchte nur, daß der nächtliche Besuch nicht ohne Folgen bleibt und daß die Braut von dem Astralleib ein Kind bekommt, wie das Dirndl von seinem Buben in einer Probenacht. In Schwaben und Bayern besteht bekanntlich die Sitte, daß die jungen Burschen vor der Heirath fensterln, das heißt, daß sie unter's Kammerfenster gehn und durch's Fenster zu ihrem Liebchen steigen, um bis gegen Morgen bei ihm zu bleiben, was man in der Schweiz: den Kiltgang nennt. Schon auf Samos hat sie bestanden, hier soll Zeus bei der Hera zu Kilt gegangen sein, wie noch Homer (Ilias XIV, 295) erwähnt. Erst geht der Jüngling bei einem Mädchen zur G'schau, was auch eine Brautschau, aber nur ein Besuch in dem zuerst erwähnten Sinne ist; wird er nicht abgewiesen, so geht er dann an gewissen Abenden zu Kilt, und zwar in allen Ehren. Die Ehe erfolgt gewöhnlich erst, wenn das Mädchen schwanger geworden ist; bleibt die Befruchtung aus, so wird angenommen, daß diese beiden Menschen nicht zu einander passen, und sie gehen wieder auseinander, ohne daß das Mädchen darum an ihrem Rufe gelitten hätte. Sie ist so begehrenswerth wie zuvor.

Ja, ich fürchte, daß der Astralleib zu Hause bleibt, so sehr ihm auch zugesetzt wird, und daß das Gespenst ein Bube ist — ein Geist wie er einst Fräulein Hildegard in ihrer Ruhe störte — ihr Robert war gestorben. Aus Kummer und Gram gestorben; die Eltern hatten nicht zugeben wollen, daß die Beiden sich heiratheten. Seitdem erschien dem Jüngferchen allnächtlich ein Geist — eine weiße, jammervolle, luftförmige Gestalt, umgeben mit dem Geistergewand der Spiritisten, in dem manchmal ein Loch ist. Die Gestalt verschwand regelmäßig in Hildegardens Kammer; man konnte sie rumpeln und dann wieder kichern hören. Auch der Vater, ein rechtgläubiger Pfarrer, hörte die Klag-

und Wonnelaute, horchte an der Thür und horchte lange, welch ein sonderbarer Ton es sei; doch beruhigte er sich bei dem Gedanken, daß Robert todt wäre. Er meinte:

Ich weiß, das Mädchen schläft allein,
Es muß halt ein Astralleib sein —

worauf der hellere Küster erwiderte:

Ich wende nichts dagegen ein,
Doch möcht ich der Astralleib sein! —

Der Robert war nämlich gar nicht gestorben; er hatte nur das Geistergewand umgeworfen. Er gehörte zu den Todten von Lustnau, die Uhland in der Schlacht bei Reutlingen erwähnt; er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht.

Bildzauber.

1. Aepfel im Schlafrock.

Bildzauber, der in der Küche getrieben wird — die Köchin ist unschuldig, es wird ihr nur eine frivole Absicht untergelegt — namentlich bei Gebäcken, die sich zur witzigen Ausdeutung vorzüglich eignen — auch fromme Erklärungen kommen vor, heilige Form verschiedener Festgebäcke — aber aller Backwaaren bemächtigt sich die Laune, ist namentlich auch mit obscönen Anspielungen bei der Hand — die italienischen Nudeln — erst nachmals, wenn der Witz Kurs erlangt hat, wird vielleicht absichtlich nachgeholfen.

In jener schönen mittelalterlichen Stadt, die wie ein Dornröschen im Zauberschlafe liegt und alle Jahre einmal aufwacht, um zu trinken — in Rothenburg hoch ob der Tauber, an der Wirthstafel im Gasthause zum Hirschen gab es einmal zum Nachtisch Aepfel im Schlafrock. Hier schienen also sogar die Aepfel einzuschlummern und kusche dorme zu gehen und wie in Frankreich die Kartoffeln, die bei uns in der Montur stecken, die Robe de Chambre anzuziehen. Der Schlafrock, an sich schon ein alterthümliches Möbel, war in diesem Falle nun vollends primitiv geworden, nicht mehr und nicht weniger als ein großes Umschlagetuch, nämlich ein viereckiges Stück Butterteig, dessen vier Ecken oben zusammengeschlagen waren, und das die Herren Aepfel, die gebraten waren, umgenommen hatten wie ein Plaid. Sie waren im eigentlichen Sinne eingepackt, als ob man gefürchtet hätte, daß sie sich verkühlten; eingepackt wie der kleine Kranke, der den Doctor Aeskulap zu begleiten pflegt, eingemummelt wie Herzliebchen im Winter, gewickelt wie Wickelkinder. In Sachsen wird der Weihnachtsstollen als ein Wickelkind angesehen, weil er eine Mandelfülle oder eine Rosinenfülle hat — diese Füllung stellt das Christkindchen dar, das in dem Backwerk wie in seinen Windeln liegt. Hurrah! schrieen die Schusterjungen, denen die Meisterin einen Stollen gebacken hatte, so oft sie eine Rosine fanden: sie war allzu sorgfältig versteckt. Man kann auch Eier im Schlafrock machen, wenn man sie mit einer Pastete zudeckt. Witz ist das Talent, zu combiniren, zu vergleichen, zwischen den verschiedensten Dingen Be-

ziehungen aufzufinden; er ist der Schmied von Gretna-Green, der Alles traut. Er hat in Rothenburg hoch ob der Tauber einmal Bratäpfel in Schlafröcke gesteckt.

Es ist eine unschuldige Art Bildzauber, der in der Küche getrieben wird, man bäckt, brät und kocht hier die ganze Welt zusammen. Wer könnte nicht auf Verlangen, ohne sich lange zu besinnen, solche Scherze zu Hunderten anführen? — Sie sind eigentlich gar nicht in der Küche, sie sind über Tisch entstanden, die Köche ganz und gar unschuldig. Beim Essen kommt der Witz wie der Appetit. Nirgends, so scheint es, sind die Menschen mit dem Bildzauber freigebiger als bei Tafel. Die Gäste, die geistreichen Festgenossen, die geehrten Anwesenden interpretiren und deuten die Schüsseln wie ein Buch, legen aus, was ihnen vorgelegt wird, und übergießen den Pudding mit Sauce und das Menu mit Schaumwein. Die Küchenfee versieht sich keines Argen — sie hat den Schmarrn zu Tisch gegeben, auf nichts bedacht als auf die leibliche Wohlfahrt und die Zufriedenheit der Herrschaft. Oben geht es an ein Glossiren. Wird eine Glosse stehend, macht die Sottise Glück, so kann sie allerdings für künftige Fälle, wenn es wieder Aepfel in Butterteig giebt, maßgebend und formbestimmend werden: die Köchin läßt sich dann vielleicht von dem untergeschobenen Motive wirklich leiten, macht dem Spitznamen Ehre und hilft absichtlich nach. Dann wird der Artikel stehend und geht unter dem einmal angenommenen Namen in die Speisenfolge des ganzen Volkes über. Dann liest man auf der Speisekarte im Gasthause zum Hirschen unter den Entremets: Aepfel im Schlafrock.

Wir werden schon sehen, daß es mit diesen noch eine andere Bewandtniß hat, und daß sie aus dem Liebeszauber hervorgegangen sind; aber sicher ist das die Geschichte zahlloser Specialitäten unseres Hauses. Namentlich vieler Gebäcke, da diese am leichtesten eine bizarre, heilige oder profane Form annehmen und sich daher zur Interpretation vorzüglich eignen. Außer dem Christstollen hat man noch ein anderes Weihnachtsgebäck: den Baumkuchen, der um einen Baum von glattem, hartem Holze herumgegossen und hier und da mit kleinen Stückchen Citronat besteckt wird, an denen sich der Teig ansetzt. Er bekommt dadurch gleichsam Zacken und gilt deshalb frommen Gemüthern für ein Abbild der Dornenkrone. Die sämmtlichen Marterwerkzeuge Christi, so viele ihrer auf dem Kruzifixe stecken, ließen sich, wenn es darauf ankäme, unter den Kuchen der Osterzeit auftreiben; oft weiß man gar nicht, welches man zuerst nehmen soll. Da ist zum Beispiel der Schwamm, den Einer mit Essig füllte, um den Erlöser zu tränken: ihn bedeuten die gefüllten Pfannkuchen, die während der Fastenzeit in Norddeutschland

gebacken werden und die man in Wien: Krapfen heißt. Da sind Christi Bande; diese stellen die Brezeln dar, die auch eigentlich Fastenbrezeln sind. Man kann sie aber auch für Ohren erklären; dann erinnern sie an das Ohr, das Petrus dem Malchus, dem Knechte des Hohenpriesters, abhieb. Man kann auch gefaltete Hände in ihnen sehen; dann sind es die erhobenen Aermchen, die Brachiola der frommen Christenkinder. Auch in Italien führt die Brezel, die sonst: Ciambella heißt, gelegentlich den Namen Bracciatello. Unser Brezel ist ein altes Fremdwort. Und damit nicht die Mütze zum Schlafrock fehle, so bäckt man in Sachsen zum Reformationsfest ein Reformationsbrödchen, das eine zertretene Bischofsmütze ist.

Aller Brode, Kuchen und Semmeln bemächtigt sich die Laune, auch der alltäglichen. Das ganze Jahr hindurch hat man die Böhmischen Stangen, die Gelnhauser Bubenschenkel, die Pulsnitzer Pflastersteine und die französischen Strandkiesel oder die Galetten. Da ist ein Ding von ungefähr gerade und lang geworden, gleich heißt man es eine Stange. Oder aber eine Elle oder einen Finger oder einen Ehemann oder einen Priap oder sonst etwas Natürliches, Unanständiges. Im Leipziger Convict bekommen die Studenten ein kleines Roggenbrod, das gleichsam zwei Backen hat: es heißt der Convictschinken, eine Bezeichnung, die nebenbei gesagt, auf manche Brödchen passen würde. Mit obscönen Anspielungen sind die Leute vorzüglich bei der Hand, weil ihnen das Nackte immer im Kopfe steckt; die bayerischen Mutzen oder Mutschen, die Würzburger Mugeln und die Münchner Fützle scheinen den Sesankuchen der Thesmophoriazusen des Aristophanes oder den Cunni silignei zu entsprechen, die im alten Rom gebacken wurden und die Martial erwähnt (IX, 2. XIV, 69). Auch die berühmten Meißner Fummeln, jetzt vergessen, gehören in diese Kategorie. Uebrigens haben die Semmeln, die man in Venedig und Verona regelmäßig zum Frühstück bekommt, noch heute unverkennbar eine phallische Gestalt; wenn die Vestalien noch gefeiert würden, könnte man sie den Müllereseln an den Hals hängen, sie wären ganz antik und stilvoll.

Die italienischen Nudeln, so zahlreich wie Sand am Meer, führen ja fast alle dergleichen phantastische Namen. Die ältesten sind die Maccaroni, die schon Boccaccio erwähnt und die dem Schilfrohr gleichen; seit dem Siebenjährigen Kriege kennt man sie auch in Deutschland, wo man sogar süße Maccaroni, die sogenannten Makronen hat. Aber neben ihnen kommen noch die Darmsaiten, die Haare, die Bindfaden, die Regenwürmer und die Hosenbendel vor. Die Darmsaiten sind die Fidelini, die man bei uns: Fadennudeln nennt; auf den Schweizer Speisekarten erscheint bisweilen eine Fideli-Suppe, was durchaus keine

fidele Suppe ist. In Fidelini steckt noch das alte lateinische, sonst durch Corda verdrängte Fides, Saite. Die Haare sind die ebenfalls sehr feinen Capellini, die man nicht mit den Cappelletti verwechseln darf; dies sind: Hütchen. Die Bindfaden sind die etwas dickeren Spaghetti; die Hosenbendel die Lasany, die italienischen Lasagne, eigentlich: Lacciagne. Endlich die Regenwürmer sind die Vermicelli, ganz feine Röhrennudeln. Wie chinesisch sieht die italienische Speisekarte aus! — Und die deutsche giebt ihr nichts nach. Ohne Chinese zu sein, kann man auch in Rothenburg hoch ob der Tauber eine Schüssel voll Regenwürmer oder Hosenbendel essen, Ochsenaugen, Lebervögel, gebackene Igel mit Himbeersauce und Aepfel im Schlafrock schnabuliren und darauf noch einen Rattenschwanz setzen — denn auch die Cigarren entgehen der Verleumdung nicht.

* * *

2. Hörnchen.

Angeblich von den Bäckern getriebener Bildzauber — Teig und Thon, das Brennen und das Backen — mythologisches Backwerk: Sonne, Mond und Sterne — der Mond und die Kuh — Umdeutung der heidnischen Gebäcke im Christenthum: die Brezel, der Baumkuchen, der Pfannkuchen — das heißt phantasiren, die Form ist viel einfacher zu erklären — wie Sara im Haine Mamre Kuchen gebacken hat — die österreichischen Kipfel — keine Halbmonde, sondern Hörnchen — keine Hörnchen, sondern Hufeisen — Reste der alten germanischen Pferdeopfer — Festgebäcke, die in grauer Vorzeit ein Opferthier ablösten.

Eine vorzugsweise im Schlafrock steckende sinnige Menschenklasse ist jedoch mit solchen wohlfeilen Witzen nicht zufrieden; sie verschmäht das. Altiora flagitat. Nach ihr haben die Bäcker allerdings eine Art Bildzauber getrieben und mit ihren Broden etwas darstellen wollen, aber etwas ganz anderes, als sich die Witzbolde träumen lassen. Sonne, Mond und Sterne haben sie backen wollen, wie das die alten Hexen thaten, und noch jetzt soll das ganze Handwerk darin bestehen, nur immerfort zu bosseln und die Natur in Brodteig abzubilden. Die Zunft giebt unbewußt eine Art Künstlerschule ab, die nicht Terracotten, sondern Panecotten formt. Die Formen sind nachgerade etwas verwischt und unkenntlich geworden; aber daß der Bäckermeister eigentlich ein Künstler ist, sieht man daraus, daß er den Kindern manchmal einen Eiermann oder ein Hirschlein oder einen Pfefferkuchenreiter macht, primitive Figuren, die man in seiner Auslage bemerkt und die sich aus einem Museum für Völkerkunde hierher verirrt zu haben scheinen.

Der Teig zeichnet sich durch dieselbe Plasticität aus wie der Thon; er läßt sich kneten wie der Thon, gestalten und modelliren wie der Thon;

beim Brennen, das man hier: Backen nennt, erhärtet er wie der Thon. Ob ein Bild gebrannt oder gebacken ist, kann man oft kaum unterscheiden; zum Beispiel sehen die alten thönernen Baumbilder, die sich unter den cyprischen Alterthümern finden, einem Kottbuser Baumkuchen zum Verwechseln ähnlich. Auf dieser Aehnlichkeit beruhen unzählige Attrappen.

Daher man auch umgekehrt von Thonwaaren sagen könnte, daß sie gebacken werden — wirklich sagt das ja der Italiener, der das Wort cuocere, unser kochen, nicht bloß vom Brode, sondern auch von Porzellanerde und von dem Lehm braucht, der zu Ziegeln verwendet wird; seine Terra cotta hat gleichsam eine Rinde und eine braune Kruste wie das Brod.

Also Kuchen backen, Figuren backen —

wer will gute Kuchen bachen,
der muß haben sieben Sachen:
Eier und Schmalz,
Butter und Salz,
Milch und Mehl,
Safran macht die Kuchen gehl.

Aber wer will gute Kuchen bachen, der muß auch eine gar geschickte Hand haben, mein liebes Kind, damit er alle die schönen Bilder, die der gelehrte Schlafrock von ihm fordert, die uralten Amulette und Idole, das mythologische Backwerk, den Bildzauber ordentlich herausbringt.

Da ist zuerst die kreisrunde Sonnenscheibe, die er so sauber abzuzirkeln hat, wie der Maler Giotto sein berühmtes O. Sind nicht die meisten Brode rund? Sind nicht schon die fünfzehn Brode, die man in einem pompejanischen Bäckerladen verkohlt gefunden hat, kreisrund wie unser Landbrod? Sind die Pfannkuchen, sind die Appams in Ostindien nicht rund? — Kuchen aus Reismehl und Kokosnußmilch, die auf den Straßen gebacken und allgemein zum Frühstück gegessen werden; in der Mitte haben sie einen kleinen Berg. Sind die jüdischen Matzen, die ungesäuerten Brode, aus denen die christliche Hostie hervorgegangen ist, nicht rund? — Es giebt zwar auch längliche und kantige Brode; das englische Brod, woraus die Toasts geschnitten werden, hat die Form einer Truhe, der Pumpernickel wird in viereckigen Laiben gebacken, am Rhein haben sie Brode, die wie Spazierstöcke in die Ecke zu stellen sind. Aber die Urform der Brode ist sicherlich die Scheibe — auch die Fensterscheiben haben jetzt vier Ecken, und doch zweifelt Niemand daran, daß sie von Rechtswegen rund wie Butzenscheiben sind. Ja, man kann noch weiter gehen und sagen: die Brode sind von Haus aus kugelrund ge-

wesen, verkleinerte Himmelskugeln. Eine Kugel heißt in Frankreich: une Boule; daher führen auch die Bäcker, weil sie Brodkugeln drehen, den Namen Boulangers. Die Bäcker sind Kugeldreher.

Von den Sternen, fährt der sonderbare Schwärmer fort, will ich gar nicht erst reden; diese Façon wird ja den Nudeln, dem Kuchen und dem Marzipan mit Vorliebe gegeben. Aber das ist bemerkenswerth, daß der Ring des Saturns besonders abgebildet wird. Ihn stellt der Kringel dar, den sie in Italien: una Ciambella nennen, und der so schwer zu machen ist, daß sie hier zu Lande das Sprichwort haben: non tutte le ciambelle riescono col buco, nicht alle Kringel gerathen mit einem Ring. Wenn nicht auch der Kringel das goldene Sonnenrad bedeutet, daß sich im Laufe des Jahres umdreht und das zur Sommersonnenwende von den Bergen herabgerollt wird.

In Deutschland haben wir gewöhnlich keine einfachen Kringel, sondern geflochtene Ringe, die wie die Ziffer 8 aussehen, die vorhin erwähnten, zur Fastenzeit gebackenen Brezeln. Daher wurde das Jahr 1888 vom Volke das Brezeljahr genannt. Das sind allerdings Bande, aber nicht Christi Bande, sondern die harten Fesseln, in welche, nach einer uralten Anschauung, der Winter die Sonne schlägt. Alljährlich wird der Sonnengott im Kampfe besiegt, gebunden und wie der König Zedekia in die Gefangenschaft abgeführt. Zu Ostern sprengt er dann die Fesseln. Wie gut haben sich die weisen Frauen der Vorzeit auf den Frühling und auf die Befreiung der Natur verstanden, indem sie Brezeln buken! —

Schlagend, um nicht zu sagen: stoßend ist endlich das sogenannte Hörnchen. Eine vollendete Nachbildung des Halbmonds, könnte es auch: Mondsichel heißen; in Ostpreußen wird es Mondsense genannt. Nur mißverständlich hat man eine Mohnsense daraus gemacht und Mohn darauf gestreut, wie auf die Mohnhörnchen und Mohnkipfel in Oesterreich. Der Mohnsens ist auch ein Fastengebäck, obwohl er keine Beziehung zur Passion, auch keine zur Sonne, sondern nur eine zum Monde hat. Schon im Alterthum haben die Frauen Mondkuchen geopfert und der Artemis Munychia im Monat Munychion große, rings mit Lichtern umsteckte Opferkuchen dargebracht, weil sie am Tage der Schlacht bei Salamis den Athenern mit ihrem vollen Glanze geleuchtet hatte; auf Samos das alte Cultbild der Hera, ebenfalls einer Mondgöttin, alljährlich aus dem Tempel an's Meeresufer gebracht, in einem Gebüsch versteckt und hier mit Kuchen bewirthet, die mondförmig gewesen sind. Die Mondgöttinnen werden nämlich regelmäßig als Patroninnen der aller vier Wochen wiederkehrenden Menstruation und zugleich, da die Geburt gewöhnlich des Nachts erfolgt, als Geburtshelferinnen, über-

haupt als die geborenen Helferinnen bei allen Frauenkrankheiten gedacht; die Frauen sind selbst eine Art von Monden. Einen ganz anderen Ursprung haben die Kipfel in Oesterreich gehabt; sie haben den türkischen Halbmond abbilden sollen. Im Jahre 1683, als Wien von Kara Mustapha belagert wurde, haben die Wiener Kipfel in Halbmondform gebacken und den Türken in's Lager geworfen, um ihnen zu beweisen, daß sie gut verproviantirt seien; zur Erinnerung daran sagen sie bei zunehmendem Monde noch jetzt: der Mondschein mache a Kipfl. — Die Kipfel sind eigentlich kleine zweispitzige Wecken überhaupt; wenn sie Hörnchenform haben, so kann nur ein Mondchen damit gemeint sein. Warum hätten denn die Bäcker die Kipfel gekrümmt? — Es wäre doch bequemer gewesen, sie grade und lang zu lassen. Aber den sinnigen Meistern schwebte offenbar die weiße Kuh vor, die durch den Himmel irrte, oder das Kälbchen des Horaz, der zarte Vitulus,

fronte curvatos imitatus ignes
tertium Lunae referentis ortum. (Oden IV, 2, 57.)

In solchen und ähnlichen Combinationen ergeht sich der gelehrte Mann; er fährt noch lange fort.

Das nennt man aber phantasiren und weiter schweifen und erhabene Modelle für Dinge suchen, die sehr viel einfacher zu erklären sind! Fragt man einmal: wie kamen die Bäcker nur dazu, sich bis zum Himmel zu versteigen? Thaten sie das aus Begeisterung für das Schöne? Weideten sie sich an der Pracht der Gestirne dermaßen, daß sie dieselben in Teig nachmachten? — so beruft sich unser Historiker auf den Cultus. Diese Naturmenschen beteten Sonne und Mond an, sie hatten, wie gesagt, Sonnengötter und Mondgöttinnen, Sonnen- und Mondenfeste, Frühlingsfeste und dergleichen. Sie ahmten also diese mächtigen Wesen, diese mächtigen Götter an ihren Ehrentagen, besonders zu Ostern nach, die verschiedenen Gebäcke waren Festgebäcke, zu den hohen Zeiten des Jahres obligate Festgebäcke, die man einst andächtig und gläubig buk, opferte und verzehrte, und auch dann noch buk, als ihre religiöse Bedeutung längst verloren gegangen war. Als sie im Christenthume einen neuen, reicheren Sinn bekommen hatten, als der Geistliche die Brezel, die harte Winterfessel, für Christi Bande, den Baumkuchen für die Dornenkrone und den Pfannkuchen für den Essigschwamm ausgab. Mit einem Worte: die Formen unserer Brode wären aus dem heidnischen Cultus hervorgegangen und die Bäcker gleichsam ein priesterliches Handwerk, das diese altheiligen Formen pflegte, den bayrischen Herrgottsschnitzern zu vergleichen, noch ehrwürdiger und älter.

Wer fände an dergleichen Symbolik kein Vergnügen? — Und doch darf man ihr nicht trauen. Wer wird sich denn an die äußere, selten charakteristische Form der Himmelskörper klammern, als ob diese nothwendig gewesen wäre! — Die Sonnenscheibe, Du lieber Gott. War nicht vorhin die Rede von einem Kälbchen? — Nun, ich weiß auch ein Kälbchen. Ein zartes, gutes Kälbchen, das Vater Abraham holte, als er im Haine Mamre Besuch bekam; dazu mußte seine Frau Kuchen, will sagen: Brodkuchen backen. Hat Sara etwa auch schon die liebe Sonne nachgebacken? Hat sie etwa Sonnenmehl genommen? — Mir ist es, als ob ich dabei gewesen wäre. Ja, mir ist es, als ob ich von dem Brode gekostet hätte, das Adam im Schweiße seines Angesichtes aß — es war nicht recht ausgebacken. Will man wissen, wie bei Abrahams gebacken worden ist? — Die heilige Erzmutter fing nämlich damit an, einen Kloß mit der Hand zu formen. Sie machte eine Kugel wie die geübteste Boulangère und dachte dabei weder an die Erdkugel, noch an die Himmelskugel. Es wird daher wohl auch keine ganz vollkommene Kugel gewesen sein. Sara war vielleicht selber kugelrund, so ähnlich einem Globus wie das Küchenmensch in Shakespeare's Komödie der Irrungen, auf dem man Länder entdecken konnte; trotzdem dachte sie an keinen Globus. Sara dachte sich noch so wenig wie ein Schuljunge, der Schnee ballt, oder wie Grethe, die unter dem Tische Brodkügelchen macht, um sie Fritz an den Kopf zu werfen. Sara war noch sehr unwissend.

Diesen ihren Globus drückte sie dann, damit er in der heißen Asche durchbüke, wieder mit den bloßen Händen breit: so ward ein runder Kuchen aus dem Kloß, der aussah wie eine Plinse. In unserer Zeit wird der ausgewirkte Brodteig in eine Backschüssel gethan und wie der Käse, der daher auf italienisch: Formaggio heißt, in eine Form gepreßt — Sara hatte noch keine Form. Es war ein Wunder, daß sie ihre Kuchen so hübsch rund bekam. Nun wurde das Zeug gebacken.

Das geschah, wie schon gesagt, in der Herdasche; weil Sara weder Sauerteig, noch Preßhefe verwendete, so ging der Teig nicht. Es erfolgte keine Levitation. Sara's Aschkuchen waren hart: sie knackten wie das schwedische Knäckebröd. Man sieht, es ging noch ziemlich primitiv her im Haine Mamre; ja, die Scheibenform hatte selbst etwas Primitives. Ein viereckiger Kuchen ist merkwürdiger als ein runder und setzt mehr Geometrie voraus. Wer hier an eine Sonnenscheibe denkt, wer nicht mit dem Zufall, der natürlichen Beschaffenheit des Teigs und allenfalls mit dem Schönheitssinne rechnet, der Brode und Steine rundet — kommt mir vor wie einer, der Kanonen auffährt, um Sperlinge zu schießen.

Aber der Halbmond, der Halbmond! Das Kälbchen mit seinen zwei spitzen Hörnern! Die Kipfel, die den Türken in's Lager geworfen wurden! — Das ist auch so ein Geschichtsel, das man nachträglich erfunden hat. Geworfen, zum Tort geworfen worden können sie wohl sein — solcher Würfe kennt die Geschichte viele. Als die Gallier Rom belagerten, gab der Jupiter Pistor den Römern die gute Idee ein, Brode unter die Feinde zu werfen und sie damit über ihren Mundvorrath zu täuschen; sie hoben die Belagerung auf. Aber nicht, daß die Wiener erst im Jahre 1683 das Hörnchen erfunden hätten; die Hörnchen sind viel älter. Es sind überhaupt keine Monde, weder ganze, noch halbe — und doch hat es damit eine besondere Bewandtniß. Die Hörnchen sind allerdings nicht so von ungefähr entstanden; hier liegt eine Nachbildung vor. Nur nicht die Nachbildung eines Halbmondes und eines die Hörner des Mondes andeutenden Kalbskopfes, wie ihn Horaz bei der Rückkehr des Kaisers opfern will. So etwas haben erst die Wiener daraus gemacht; denn der Witz heftet sich nicht bloß an die zufälligen Bildungen, sondern auch an die unverstandenen.

Das Kälbchen selbst ist gebacken worden! — Meinetwegen auch eine Kuh oder ein Ochse; ein Hornochse wohlverstanden. So ein Stück Vieh wurde ursprünglich in Natura als Brandopfer dargebracht, gelegentlich aber in Brodteig nachgebildet, weil das Opfer zu theuer und nur bei den gemeinsamen großen Mahlzeiten der ganzen Gemeinde am Platze war; auch kamen die heidnischen Opfer mit der Einführung des Christenthums ganz ab. Bei dem stellvertretenden Gebäcke ging natürlich die Gestalt des Opferthieres mehr oder weniger vollständig verloren, nur an einem besonders charakteristischen Theile, einem Abzeichen konnte man die Gattung noch erkennen. So ein Abzeichen wurde beibehalten; es blieb oft allein noch übrig. Demgemäß sind hier von dem ganzen Kalbe nur die Hörnchen übrig geblieben. Die Hörnchen gehören also zu den Festgebäcken, die in grauer Vorzeit ein Opferthier ablösten; daher ihre eigenthümliche Form, die sich aus bloß praktischen Gründen nicht gut erklären läßt. Daher auch die weite Verbreitung des Gebäckes, die einer bloßen Phantasieform schwerlich zu Theil geworden wäre. Uebrigens braucht es nicht gerade ein Hörnchen zu sein. Vielleicht beruht auch wieder das Hörnchen auf einem Mißverständnisse.

Unsere Vorfahren haben bekanntlich auf den Roßtrappen Pferde geschlachtet und geopfert, einen großartigen Pferdecultus getrieben und sich ihre Götter selber hoch zu Rosse gedacht. Daher hat noch der deutsche Teufel einen Pferdefuß. Die Kipfel könnten mithin auch von Haus aus Hufeisen und Surrogate der alten Pferdeopfer gewesen sein, an denen das Volk hing, die das Christenthum verpönte, aber nur lang-

sam auszurotten vermochte. Die Hufeisen sind alt, sie gelten noch heute für glückbringend, sie werden auch heute noch unter diesem Namen gebacken. Ganze Pferde werden noch gebacken, zum Beispiel in Hamburg zu Weihnachten die sogenannten Stuten und in Kiel die Pförten, die freilich nicht mehr so aussehn. Mit der Zeit können dann die Begriffe verwirrt, die Opferpferde und die Götterrosse verwechselt und die gebackenen Hufeisen für Fetische des großen Gottes selber gehalten worden sein, der auf einem Schimmel durch das Land ritt.

Hufeisen, Hörner und Mondsicheln laufen in der Vorstellung des Volkes durcheinander. Die Beziehung unserer Hörnchen zu dem Schimmelreiter geht besonders aus dem Martinshorn hervor. So nennt man ein Gebäck, welches an vielen Orten zu Martini obligat ist und den Lehrern von ihren Schülern dargebracht zu werden pflegt. Auf das Martinsfest aber sind viele Bräuche des alten germanischen Herbstdankfestes übergegangen, jenes Festes, an welchem einst dem Wodan geopfert ward. Sanct Martin ist der christliche Schimmelreiter. Dies und der Umstand, daß das Pferd überhaupt früher geschlachtet ward als das Rind, macht es wahrscheinlich, daß bei einem Hörnchen nicht sowohl an das Hornvieh als vielmehr an die alten Pferdeopfer zu denken ist, obgleich ersteres näher zu liegen scheint.

* * *

3. Der Weihnachtsstollen.

Wie das Hörnchen das Hufeisen und das Pferdeopfer, so hat der Stollen den Schweinebraten abgelöst — es giebt viele solche stellvertretende Gebäcke, oft haben sie noch den Namen des Thieres behalten, das sie ersetzen sollten — die Freiberger Bauerhasen, die Osterlämmer — der Gascogner Kapaun — die Götter werden von ihren Verehrern nach und nach auf schmale Diät gesetzt — jede Gottheit hat nicht bloß ihre eigenen Opferthiere, sondern auch ihre eigenen Opferbrode, die den richtigen Opfern ähneln mußten — die Jungfrau Maria und die Kollyridianerinnen.

Auf dem Helikon hat einst der Pegasus mit seinem Hufschlag die Hippokrene hervorgerufen; auch uns erschließt das Roß jetzt eine Quelle, die reichlich fließt. Daß viele unserer vornehmsten Festgebäcke alte Opferbrode und bewußte Nachbildungen der ursprünglich an den hohen Festen geopferten Thiere gewesen sind: ist eine wichtige Erkenntniß, die uns mit einem Schlage eine ganze Reihe von Formen aufdeckt und die Verwandlung einer Hostia in eine christliche Hostie erklärt.

Völlig analog dem Hörnchen ist der Stollen, der nicht ein gebackenes Roß, sondern ein gebackenes Schwein darstellt und von dem Schweine local annoch den Kopf, sozusagen das Kipfel behalten hat.

Das Schwein war dem Sonnengotte heilig wie das Roß Allvater. Der gute Herr, der Freyr ritt auf dem Eber Gullinbursti, dem Goldborstenvieh durch die Himmel; die goldnen Borsten des Ebers kriegten zur Julzeit wie die Locken Simson's neue Kraft. Ein Schwein wurde deshalb dem Freyr zu Weihnachten geopfert. Uebrigens wird man wohl der Wahrheit näher kommen, wenn man sich denkt: daß Freyr wie ein Fleischer auf einem Schweine geritten ist, weil zu Weihnachten aus wirthschaftlichen Gründen Schweineschlachten war, indem die Thiere, die sich in den Eichenwäldern mästeten, mit Eintritt des Winters fett und schwer zu erhalten waren; und daß die Borsten erst nachträglich auf die Sonnenstrahlen bezogen und vergoldet worden sind. Der Weihnachtsbraten war also bei unseren Vorfahren ein Schweinebraten, wie noch jetzt der Schweinskopf zu Weihnachten (in Hessen auch bei Hochzeiten) obligat ist, und the Boar's Head auf der Königlichen Tafel zu Osborne niemals fehlt; er wurde einst, mit Immergrün und Stechpalme garnirt, wie eine Palme des Nordens, feierlich aufgetragen, worauf die epheubekränzte Wassail-Bowle kam. Der Schweinebraten verschwand, das Roastbeef oder der Truthahn trat an seine Stelle; doch wurde er noch gebacken. Der Schweinsrücken wurde durch einen sanften Kuchen abgelöst, der anfänglich noch die Form des mächtigen Thieres hatte und dem oben, damit man ihn ja nicht verkenne, zu mehrerer Gewißheit ein kleiner Schweinskopf wie ein Siegel aufgedrückt war. Zuletzt verlor sich auch noch das Siegel, und es blieb nur der länglich runde, in der Mitte flachgedrückte Weihnachtsstollen übrig, der, weil die eine Hälfte des Teigs über die andere geschlagen und dadurch eine Mittelfurche entstanden ist, eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Rücken hat und den unsere Frau Pastor als das Christkind in Windeln auffaßt. In Schweden, der Heimath des Stollens, heißt derselbe: en Julbulle.

Oft hat das Gebäck den Namen des Thieres behalten, dessen Stelle es vertrat, wie die Vegetarianer die Linsengerichte, mit denen sie sich mästen, aus alter Liebe: Wiener Schnitzel nennen. Es giebt einen aus gewiegtem Fleisch geformten, gespickten Braten, den man: falschen Hasen oder ungarisches Rebhuhn nennt; man hat aber auch Hasen aus Zucker und eine bekannte Specialität, die Freiberger Bauerhasen. An sie knüpft sich eine Sage: im Jahre 1292 soll der Mundkoch Friedrich's des Freidigen in Freiberg, um den Fasttag zu respectiren und den Abt Bruno, der auf Abstinenz hielt, zu befriedigen und zu foppen, einen in Teig nachgemachten Hasenbraten auf die markgräfliche Tafel aufgegeben haben; der Koch hieß Bauer. Die ganze Erzählung ist eben bis auf den Namen Bauer eine Sage, der Bauerhase jedenfalls ein beliebtes, bei den Bauern der Mark Meißen gebräuchliches Fastengebäck und eine

Spielart des Osterhasen gewesen, der selbst nur eine Reminiscenz des wirklichen Hasen ist. Die Osterhasen wollen augenscheinlich die Hasen abbilden und ersetzen, wie die Agnus Dei die Lämmer; gleich diesen werden sie aus Kuchenteig, aus Butter, aus Wachs, aus allen möglichen, genießbaren und ungenießbaren, Stoffen hergestellt. In Rußland hat man Fastenkringel, die man: Schäfchen, Baranki nennt. Hasen sind im Alterthum der Venus geopfert worden, und indem die Liebesgöttin eine Frühlingsgöttin und eben zu Ostern mächtig ist: erklärt sich die Sitte, ihr zu Ostern Hasen zu opfern und im Anschluß daran zu backen, genau so wie das Schweineschlachten und das Stollenbacken zu Weihnachten. Der Hase rammelt und die Häsin setzt, sobald es Frühling geworden ist, mit dem Eintritt milderer Witterung. Die künstlichen Hasen sind ein echtes Stück Heidenthum, das jährlich wiederkehrt, ob es gleich mit der Heugabel vertrieben worden ist. Im Elsaß bäckt man Hasen schon zu Neujahr, schon zur Kirmeß.

So oft ein Gebäck den Namen eines Thieres, eines Vogels, eines Wesens trägt, das eigentlich nicht in den Backofen, sondern in die Bratpfanne gehört, steht der Zeiger auf Ablösung oder wenigstens auf Vertretung. Auch der Sperling war einst der Venus heilig; sollten nicht die schwäbischen Spätzle, eine Art Klöße, so gut wie die Berliner Schmalzlerchen, Nachfolger der Uccelli sein, die in Italien auf Spatzenthürmen gefangen, von Sonntagsjägern geschossen und auf geröstetem Brod gegessen werden? — In Frankreich nennt man eine Brodrinde, die mit Knoblauch abgerieben ist, wie man sie auf den Boden der Salatschüssel legt, scherzweise: le Chapon de Gascogne. Dieser Kapaun kommt mir vor wie der Truthahn, der in Sachsen aus Butterbrod und deutschem Käse hergestellt wird; oder wie die Buttergans, das Smörgås, womit man in Schweden das Butterbrod bezeichnet. Das heißt, es ist ein sehr bescheidener Kapaun, wie ihn eben der arme Gascogner haben kann, so mager wie der hessische Ziegenspeck. Aber an so einem Gascogner Kapaun müssen sich die Götter wie die Vegetarianer genügen lassen, wenn ihnen von ihren Verehrern das blutige Opfer entzogen und nur noch ein Kuchen zugestanden wird — ich kenne nichts Aermeres unter der Sonne als euch Götter! — sagt der Goethe'sche Prometheus. Erst bekamen sie Opferthiere, ganz zu Anfang sogar Menschenopfer, nachgerade nur noch Opferbrode. Da aber die Brode Surrogate sein sollten, so mußten sie den richtigen Opfern ähnlich gemacht und auch noch so genannt werden wie die richtigen Opfer; daher kommt es, daß jede Gottheit nicht bloß ihre eigenen Opferthiere, sondern auch ihre eigenen Opferbrode fordert. Selbst die Jungfrau Maria hatte einst besondere Marienbrode, die

Κολλυρίδες, nach denen sich zur Zeit des Bischofs Epiphanius, im 4. Jahrhundert, die arabischen Christinnen: Kollyridianerinnen nannten, die eigentlich der Cybele angehört zu haben scheinen und an deren Stelle in Rom die Frittelle di San Giuseppe getreten sind. Diese Opferbrode werden zum Theil bis auf den heutigen Tag gebacken. Es ist noch nicht der richtige Bildzauber, aber wir kommen ihm immer näher.

* * *

4. Die Käsegötzen.

Die Kuchen führen auch den Namen von Göttern, indem diese selbst gebacken wurden — gebackene Götzenbilder, die ältesten — die erzgebirgischen Käsegötzen und die Oberlausitzer Bäben, beides Götzenbilder — die alten Weiber haben sich mit ihrem Bildzauber selber abgebildet.

Sollten nicht die Götter auch selber gebacken worden sein? — In ihrem Lieblingsthiere offenbart sich die Gottheit selbst. Schon das Thierbild ist also ein Götzenbild zu nennen. Aber wohl möglich, daß man die Götter auch direct in Kuchenteig abbildete. In Tirol war es noch bis vor Kurzem Brauch, aus dem letzten, auf dem Teigbrett zusammengescharrten Rest von Brodteig eine Figur zu machen, die: der Gott hieß. Schon bei den altnordischen, den Idisen dargebrachten Opfern, den sogenannten Disenopfern wurden in siedendes Oel getauchte Götterbilder, richtige Oelgötzen, Figuren von Balder und Thor gebacken, die dabei gelegentlich in's Feuer fielen und verbrannten. Ja, noch heute kennt man im sächsischen Erzgebirge und in Böhmen die sogenannten Käsegötzen, eine Mehlspeise, aus Semmelscheiben bestehend, die mit Reibkäse überstreut, mit Milch übergossen und in einer Bratpfanne gebacken werden.

Der Götzendienst ist eine höhere Stufe des Fetischismus — in dem Götzenbilde, mag es Thier- oder Menschengestalt haben, denkt man die Gottheit gegenwärtig; wenn ihr Bild richtig behandelt wird, kann die Gottheit genöthigt werden. Aber ehe man den Götzen dienen will, muß man Götzen haben. Wie kommt denn der primitive Mensch zu einem Götzenbilde? — Er muß sich eins machen. Von Marmor oder Gold? — Dergleichen Pretiosen pflegen erst spät, in Zeiten hoher Cultur, hergestellt zu werden und auch dann nicht zum Hausgebrauche. Aaron hat zwar den Kindern Israel am Fuße des Berges Sinai ein goldenes Kalb gegossen, aber ich zweifele, daß die Hausgötzen, die Rahel ihrem Vater stahl, so kostbar gewesen sind. Diese Hausgötzen heißen Tera-

phim; auch das Bild, das Michal an David's Stelle in's Bette legte, um die Boten Saul's zu täuschen, scheint ein Teraphim gewesen zu sein (1. Samuelis XIX, 13.) Die Hausgötzen waren vermuthlich aus Holz geschnitzt wie die Bilder der römischen Penaten und das Goldene Kalb selbst, das Aaron nur vergoldet haben wird — oder aus Thon, wie die alte Statue des Jupiter Optimus Maximus auf dem römischen Capitol, die von Zeit zu Zeit mit Mennige angestrichen wurde — oder aber aus Teig. Dem Thon kommt der Teig am nächsten; der Kuchenteig, wie ihn die Frauen bereiteten, ist das Material, mit dem die Plastik begonnen hat. Gebackene Götzenbilder sind vielleicht die ältesten unter allen Bildern.

Daher denn nun die Kuchen auch die Namen von Göttern führen, nicht bloß im sächsischen Erzgebirge. Die römischen Frauen sollen ihren Broden anfänglich die Gestalt des Gottes Pan gegeben und es daher: Panis genannt haben — mit größerer Sicherheit darf man die oberlausitzer Bäben, die preußischen Baben, die russischen Babben und die polnischen Babkas als Bilder der Göttin ansehn, die unter diesem Namen allbekannt ist. Wir verstehen einen Aschkuchen darunter, der in einem Napfe gebacken wird; der Napf muß in der Mitte mit einem hohen Cylinder versehen sein. Die russische Babbe und die polnische Babka ist hoch und rund, von der Form eines Zuckerhutes, mit einem Deckel oben drauf, der wie eine Mütze aussieht und etwas schief sitzt; man kann sich der Vorstellung nicht entbrechen, daß hier wirklich eine alte Baba, das heißt: ein altes Weib, aber ein göttliches altes Weib hat dargestellt werden sollen, daß die Bäbe ein Götzenbild ist. In der Oberpfalz bereitet man die Baben genau so wie die Käsegötzen aus Semmelschnitten, Milch und Eiern, der beste Beweis, daß unsere religionsgeschichtliche Auffassung der Mehlspeise beidemale das Richtige trifft. Es kann nicht anders sein: wie man im ganzen östlichen Europa, sogar im Main bei Bamberg Steinbildsäulen gefunden hat, die den Namen Baba tragen und die Urahne des Volks, die goldene Großmutter vorstellen, daher auch ein westpreußisches Dorf im Kreise Graudenz geradezu: die Alte Babke heißt: so lebt diese slawische Großmutter auch noch in der Küche fort, indem sie gebacken und in den Kaffee getunkt wird. Sie ist ein süßes Mütterchen. Bis zu Götzen und zu Bäben hat es der Bildzauber gebracht, der von Anfang an in den Händen der alten Weiber selber gelegen hat.

* * *

5. Der Atzmann.

Das Backen wie das Kochen ein Geschäft der Frauen — Liebeszauber, den sie damit verbinden — sie geben den Männern Brod zu essen, das mit dem Nackten in Berührung gewesen ist, das Blut oder Schweiß oder Haar von ihnen enthält — umgekehrt trachten sie auch darnach, Haar, Nagel, Schweiß, ein Stück von dem Geliebten zu erhalten, dies aber nicht, um es ihrerseits einzunehmen, sondern um damit zu hantiren — damit staffiren sie das Bild des Geliebten aus, das sie sich aus Wachs oder auch aus Teig anfertigen — sie machen sich zwei Bilder, eins von dem Geliebten, ein anderes von sich selbst — diese Bilder werden nun bezaubert wie einst im Alterthum — der Wendehals — Dame aus Brügge, die Bildzauber treibt.

Das Brodbacken ist wie der Ackerbau von Haus aus ein Geschäft der Frauen. Die Alten, die weder von Kulturgeschichte, noch von Etymologie etwas verstanden, haben das Panis als eine Erfindung des Gottes Pan betrachtet, den Zeus einen Müller und den Jupiter einen Bäcker genannt, und König Psammetich schloß daraus, daß ein paar Säuglinge, die von Ziegen genährt worden waren, wie Ziegen meckerten und Laute hervorbrachten, die so klangen wie das phrygische Wort für Brod: daß die Phrygier die ersten Menschen gewesen wären und zuerst Brod gegessen hätten. Ach, was, eine goldene Mutter, die Demeter hat zuerst in Eleusis das Feld bestellt, Getreide auf einer Handmühle gemahlen und Brod nicht gebacken, sondern gekocht — denn das Brod ist zunächst nur eine Art Mehlsuppe gewesen. Was gebacken war, nannte man ursprünglich nicht Brod, sondern Kuchen; daher auch Abraham zu seiner Frau sagte, sie solle Kuchen backen. Der Mann hat sich in patriarchalischen Zeiten um diese Geschäfte nicht gekümmert; er ging auf die Jagd. Später legte er sich auf die Viehzucht, wie denn Vater Abraham ein Nomade oder ein Beduine war; erst ganz zuletzt bequemte er sich dazu, den Pflug zu führen, den die Genesis vermöge eines starken Anachronismus dem Adam und dem Kain in die Hand giebt. Frauen sind es also auch gewesen, die das Brod, seitdem es gebacken ward, in eine bestimmte Form gebracht, den Teig zu Kugeln und Sicheln gestaltet und den obenerwähnten Bildzauber getrieben haben, um jene unblutigen Opfer darzubringen, die vornehmlich weiblichen Gottheiten gefielen. Auch nach dem Aufkommen des Bäckereigewerbes blieben die Frauen immer noch Meisterinnen dieser Kunst, namentlich auf dem Lande; sie besorgten den Backofen so gut wie die Küche. Dabei geriethen sie aber im Laufe der Zeit auf eine eigene Bäckerei, die einen ganz anderen Zweck hatte als den der täglichen Ernährung, und auf eine besondere Art Bildzauber, die vorzugsweise: Bildzauber genannt wird und die eine Hauptform des Liebeszaubers ist.

Fecisti, quod quaedam mulieres facere solent? — fragt der Bischof von Worms Burchard in seinen Decreten, die aus dem ersten Viertel des 11. Jahrhunderts stammen. Er spricht davon, daß sich die Frauen seiner Diöcese nackend auf den Bauch legen und sich den Teig zu dem Brode, das gebacken werden soll, auf dem bloßen Leibe auswirken lassen (discoopertis natibus, jubent, ut supra nudas nates conficiatur panis) damit ihre Männer, wenn sie davon essen, zur Liebe entzündet werden. Hast Du so etwas gethan, decretirt der Bischof, so mußt Du zwei Jahre dafür büßen. Er erwähnt noch andere merkwürdige Praktiken, alle darauf hinauslaufend, daß den Männern eine Speise vorgesetzt werden soll, die mit dem Nackten in Berührung gewesen ist. Sie erscheinen uns fremd, aber sie werden heute noch angewendet. Noch heute bedienen sich die Spreewälderinnen, die ungarischen Schönen derselben Sympathie. Will die Liese ihres Herzallerliebsten sicher sein, so soll sie von der Nachbarin Mehl und Honig stehlen, in aller Stille einen Kuchen backen und den Kuchen die Nacht über bei sich im Bette, am besten zwischen den Beinen behalten. Giebt sie dann dem Geliebten davon zu essen, so kann er nicht mehr von ihr lassen. Sogar Körner, die sie verschluckt und unverdaut wieder von sich gegeben hat, Pfefferkörner, Muscatnüsse werden in derselben Absicht zu Pulver gestoßen und verbacken. Dieses Mittel hat noch die Sibylle von Neidschütz angewandt, um den Kurfürsten Johann Georg IV. an sich zu fesseln; die Bernauerin hat es gebraucht, um den Herzog Albrecht liebestoll zu machen. Natürlich, so oft ein armes Ding wahnsinnig von einem vornehmen Herrn geliebt ward, konnte das nicht mit rechten Dingen zugehen.

Eine weitere Fortsetzung des Verfahrens ist es dann, dem geliebten Versuchskaninchen geradezu etwas von sich selbst, namentlich Blut und Schweiß oder Schamhaare in einem Brode oder einem Kuchen beizubringen: dadurch verleibt man sich ihm gewissermaßen ein. Das verliebte Ungarkind wird sich also auch einen Flausch Haare auszupfen und sie klein schneiden und verbacken; oder die Haare verbrennen und die Asche dem Burschen unvermerkt in die Trinkflasche oder in's Weinglas schütten. Sie wird ihre eigene Fußspur vom Boden abgraben und sie über die Planke in das Gehöft des Burschen werfen. Alle diese Mittel haben jedoch nur Zweck, wenn der Geliebte erreichbar ist und überlistet werden kann; bietet er sich nicht, so hat das Mädchen umsonst gebacken und gezaubert. Die Dirne muß seiner durchaus habhaft werden, und das hält oft so schwer.

Deshalb mußte man sehn, wie man den in's Auge gefaßten Mann selbst in seine Gewalt bekäme; und sich zu dem Ende umgekehrt von ihm etwas verschaffen. Genau so wie die Zauberin vorhin ihrem

Liebsten Haare, Schweiß und Blut von sich beizubringen gesucht hatte, trachtete sie jetzt darnach, ein Büschel von seinen Haaren, ein mit seinem Schweiße getränktes Hemd, einen Nagelabschnitt von ihm zu erhalten: sie brauchte irgend ein Stück von ihm, und wenn's auch nur eine Schuhsohle, ein Strumpfband gewesen wäre; selbst seinen Schatten, seine Spur konnte sie ausschneiden und stehlen. Diese Dinge wollte sie aber nicht etwa selber einnehmen, o, nein! — damit wollte sie hantiren. Es waren ja Reliquien, Theile seiner selbst: man nannte das Mumie. Diese seine Mumie war gut für den ganzen Menschen. Sie ließ sich an seiner Stelle brennen und bähen, kochen, backen, räuchern und bezaubern, mit Feuer und Wasser behandeln; die Rückwirkung blieb nicht aus.

Das machte sich aber am besten, wenn man zugleich ein Bild des Geliebten anfertigte und das Conterfei, am besten eine plastische Nachbildung, mit der Mumie ausstaffirte. Das Bild wurde dann mit dem Urbild fast identisch. Es wurde, wie man sich ausdrückte, ein Atzmann oder ein Vultus draus, der gleichsam leibte und lebte und Hand und Fuß hatte. Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das ihm gleich sei. Sagen wir: einen Fetisch. Der Atzmann war der Fetisch des geliebten Mannes. Fetische, namentlich Statuen werden nicht selten geliebt; diese Liebe gehört zu den krankhaften Sexualempfindungen.

Gott der Herr hatte den Menschen aus einem Erdenkloß gemacht und dann eine Rippe von ihm genommen und ein Weib daraus gebaut. Jetzt bosselte sich die Eva einen Adam. Und der Atzmann, den sie sich anfertigte und auf den sie die Mumie des lebenden Menschen übertrug, bestand wiederum aus Teig, einem Stoffe, den die Frauen immer zur Hand hatten, wie denn die Aepfel im Schlafrock in Wahrheit ein Rest dieses alten Liebeszaubers sind; gelegentlich auch aus Thon, am liebsten aber aus Wachs.

Die zärtliche Gattin des Protesilaus, Laodamia modellirte, als ihr Herr und König gestorben war, eine Statuette des Verstorbenen aus Wachs und benetzte das theure Bild mit ihren Thränen. Andere Frauen machen sich ein Wachsbild, um den Mann erst zu bekommen, den sie in's Herz geschlossen haben — sie erobern ihn vorläufig, sie verwunden das Männchen mit Liebespfeilen, geben dem Bilde Liebespulver und Liebestränke ein oder rächen sich an dem Bilde, indem sie es in's Gemächte stechen. Sie machen mit dem Bilde, was sie wollen. Sie verfertigen sich wohl auch zwei Bilder, ein wächsernes von dem Geliebten und ein anderes, thönernes von sich selbst. Dann setzen sie beide Bilder zusammen an das Feuer. Ihr Abgott wird dann ihre Gefühle theilen, ihre Flammen erwidern, sein Herz in wonnig weiches Sehnen schmelzen.

Das Wachsbild schmilzt nämlich; es erweicht sich und zerfließt. Das ist ein Hauptgrund, warum zu dem Atzmann gern Wachs genommen wird.

Limus ut hic durescit et haec ut Cera liquescit
Uno eodemque igni, sic nostro Daphnis amore! —

sagt Amaryllis in der 8. Ekloge des Virgil, nachdem sie ein thönernes und ein wächsernes Bild, eins für sich und eins für Daphnis angefertigt und das Pärchen in die Ofenröhre gestellt hat. Virgil ist bekanntlich ein Nachahmer des Theokrit, seine Amaryllis eins mit der Pharmaceutria Simätha, die (in der zweiten Idylle des griechischen Bukolikers) Bildzauber treibt, um ihren ungetreuen Delphis wieder an sich zu ziehen; sie spricht:

ὡς τοῦτον τὸν κηρὸν ἐγὼ σὺν δαίμονι τάκω,
ὣς τάκοιθ' ὑπ' ἔρωτος ὁ Μύνδιος αὐτίκα Δέλφις.

Das Wachsbild wird von den römischen Dichtern oft erwähnt — Medea nimmt Wachs, um die Männer verliebt zu machen, schreibt die boshafte Hypsipyle in den Heroiden des Ovid (VI, 91) an Jason:

simulacraque cerea fingit
et miserum tenues in jecur urget acus,

das heißt: sie sticht das Bild in die Leber, die Leber war das Herz des Alterthums — während Jason seinerseits die Liebe der Medea dadurch gewonnen haben sollte, daß er den Wendehals auf einem Kreisel befestigte und vor der Zauberin spielen ließ. Der Wendehals erschien den Alten als ein lebendiger Phallus; auch Simätha bedient sich in der erwähnten Idylle des Theokrit, die in Sicilien spielt, dieses unwiderstehlichen Arguments. Der Vers:

Ἴυγξ, ἕλκε τὺ τῆνον ἐμὸν ποτὶ δῶμα τὸν ἄνδρα —

bildet in den Beschwörungen der kleinen verliebten Hexe den immer wiederkehrenden Refrain. Es ist wohl kein Zweifel, daß der schlangenartige, den Hals vorstreckende und zu besonderer Länge ausdehnende Vogel an ein aufgerichtetes männliches Glied erinnerte und dadurch in den Ruf kam, Liebe einzuflößen; deshalb war Jynx eine Tochter der Ueberredung, wir würden sagen: der Versuchung. Es folgt jedoch daraus, daß er eigentlich die Mädchen, um nicht zu sagen: die Medeen in Versuchung führte, nicht die Männer.

Diese Praktiken sind vor Jahrtausenden im Schwange gewesen, aber bis auf unsere Zeit gekommen. Im Städtischen Museum zu Leipzig befindet sich ein kleines, anonymes Gemälde der Flandrischen Schule, das dem 15. Jahrhundert angehört, in der Art des Jan van Eyck; bei den Figuren sind Banderolen angebracht. Es könnte gleich zur Illustration des

Theokrit oder des Virgil verwendet werden; es stellt den Liebeszauber dar, wie ihn eine junge Dame zu Brügge treibt. In einem reichmöblirten Zimmer, in der Nähe eines Kamins, in dem das Feuer brennt, steht eine schlanke, schmale, feingebaute Eva mit blonder Mähne, vollkommen nackt, aber in Schnabelschuhen; um die Beine hat sie einen durchsichtigen Schleier geschlungen. Sie steht vor einer kleinen Truhe, die auf einen Schemel gesetzt und deren Deckel aufgeklappt ist: in der Truhe befindet sich ein Wachsbild. Wie als ob sie sich vor dem Atzmann schämte, ist sie mit dem rechten Fuße einen Schritt weg getreten, während sie ihre Ceremonie mit dem Bilde vornimmt und mit einem Stahl aus einem Feuerstein Funken schlägt, die auf das Herz des Ungetreuen stieben. Ich bin aus Flandern, geb eine um die andern! — Im Hintergrunde guckt ein junger Mann, ebenfalls in Schnabelschuhen, zur Thüre herein. Ist es ein neugieriger Schelm, der die Gnädige Frau belauscht? Ist es am Ende der Ungetreue selbst? Hat das Mittel schon angeschlagen? Brennt das Herz wieder lichterloh? —

Nescio quid certe est: et Hylax in limine latrat.

Der Hylax, ein Wachtelhund, liegt auf einem Kissen neben der Zauberin und scheint eben aufzuwachen.

Parcite, ab urbe venit, jam parcite, carmina, Daphnis.

*   *
*

6. Der Hexenschuß.

Ein ander Bild: die Frau steht einem Manne mit ihrem Bildzauber nach dem Leben — Schamanismus: durch Abbilden bekommt man ein Individuum in seine Gewalt, vermittelst des Bildes kann man ein Attentat an ihm begehen — schon ein einfacher Fetisch genügt zu diesem Zweck, daher die sogenannten sympathetischen Curen, aber ein richtiges Abbild ist vorzuziehen — zum Beispiel eine Porträtstatue, an der kann man seine Wuth auslassen, eine Photographie — am besten ist es, wenn man sich selbst ein Bild anfertigt, um ihm in Muße allen möglichen Schaden zufügen zu können — die Frau Oberst von Neidschütz, die den Kurfürsten Johann Georg III. durch Bildzauber zu Grunde richtet — der Kurfürst Johann Georg IV. und sein Billchen — was alles mit dem Wachsbilde vorzunehmen war, hauptsächlich eine Art Vogelschießen — mit dem Hexenschusse schoß einem die Hexe etwas in den Leib — so erklärte man sich einen Schmerz, der plötzlich eintrat, und die Anwesenheit von Fremdkörpern in Geweben oder Leibeshöhlen — im Mittelalter glaubte man, der Teufel brächte solche Dinge, die Spiritisten sehen Apporte darin — den Teufel sind sie los, die Geister sind geblieben — sie lassen sich ausladen.

Genau so beliebt, genau so alt wie die beschriebene Magie ist der böswillige Bildzauber, vorzugsweise als Envoûtement oder Invultatio

bezeichnet und darauf hinauslaufend, es dem Bilde in anderer Weise anzuthuen, nach dem Vultus zu schießen und zu stechen und ihn allen möglichen Torturen zu unterwerfen, kurz den armen Menschen in effigie nach Art der berüchtigten alten Hexe Canidia zu verderben, wie man den Missethäter in effigie verbrannte. Er beruht ebenfalls auf dem Glauben, daß man ein Individuum durch Abbilden gleichsam in seine Gewalt bekomme, daß die Person, deren Bild man stehle, in diesem Bilde gegenwärtig sei und daß sie alles fühle, was man ihrem Conterfei anthue. Er verbindet sich sogar häufig mit der vorhin erwähnten Praktik: die Neidschütz zum Beispiel soll nicht nur den Kurprinzen bezaubert, sondern auch dem Kurfürsten nach dem Leben getrachtet haben, wir werden es gleich hören. Es ist die Kehrseite des Fetischismus, auf den alle Abbildung der Menschengestalt hinausläuft.

Zunächst werden die Fetische verehrt und angebetet, durch Opfer und Weihgeschenke von dem Schamanen zur Erfüllung ihrer Pflicht genöthigt und, wenn sie auf die Hinterbeine treten, ohne Weiteres abgesetzt. Das sind hauptsächlich Fetische verstorbener Personen, die Bilder alter heiliger Vorfahren und Großmütter, was man gemeiniglich die Götterbilder nennt. Nach und nach geben auch lebende Menschen Fetische und Bilder ab; auch sie werden von ihren Anhängern mit Bitten bestürmt, in Hoffnung auf ihre Gnade geliebkost und schamanistisch mit der Klugheit, die der Bittsteller besitzt, behandelt. Nun wird man aber kühner, man greift zu souveränen Mitteln, um auf den inwohnenden Geist zu wirken, man wagt sich an das Bild und unterwirft es einer Parforcecur. Man corrigirt es, man richtet es, man experimentirt mit dem Bilde wie mit einem Versuchskaninchen. Zu dieser Art von Experimenten gehört der Liebeszauber, durch den man dem Individuum jedoch nicht schaden, beileibe nicht schaden! — nur mit Gewalt zärtliche Gefühle einflößen will. Endlich erfrecht man sich geradezu: man begeht Attentate an dem Bilde, über das man Macht hat, man verletzt, man mißhandelt, man ermordet es. Auf diese Weise können die Menschen eins wegkriegen, ja, umgebracht werden, ehe sie sich's versehen.

Was ist es denn, was die Mutter Anne im Freischütz so erschreckt, wie das Bild des Vater Kuno zufällig herunterfällt, weil der Nagel zu locker in der Kalkbekleidung gestanden hat, und sie gleich an den Teufel denken läßt? Was ist denn dabei, wenn just am 18. October 1813 in Goethe's Arbeitszimmer ein Medaillon Napoleon's von der Wand herunterfällt? — Napoleon scheint in dem Medaillon selbst zu stürzen, der Vater Kuno mit seinem Bilde das Försterhaus zu verlassen.

Beim Bildzauber sieht man nun den Kobold, der das Bild herunterwirft, nämlich die Zauberin: darin besteht der ganze Unterschied. Ein

Bild ist eine gefährliche Sache — an jedem Bilde kann einer seine Wuth auslassen, wo er nur eins findet; man muß auch nicht denken, daß zu dem Malefiz immer ein gutes, wohlgetroffenes Bild gehöre: der Mensch ist wie der Ehemann, dessen Frau auf den Hexensabbat fährt und der von ihrer Abwesenheit nichts merkt, weil er einen in's Bett gelegten Stock für seine Kathrine hält. Der einfachste Fetisch, die roheste Symbolik genügt, wenn nur der Geist in Folge eines Machtspruches drin steckt. Hing nicht Meleagers Leben an einem Holzscheit? — Althäa warf's in's Feuer. Ein Nichts, ein weißes Blatt läßt sich zu einem Menschenantlitz stempeln. Den Bösen Blick zu entkräften, nimmt die Araberin ein Blatt Papier und durchsticht es mit den Worten: das sind die Augen dessen, der das Nassr auf mich geworfen hat! — Dann verbrennt sie das Papier. Und wird dem Kroaten ein Kind unwohl, so wirft er eine glühende Kohle in einen Eimer Wasser und spricht dabei: mögen die Augen, die mir das Kind verdorben haben, auslöschen wie diese Kohle! — Die sogenannten sympathetischen Kuren beruhen ja durchgängig auf der Suggestion, daß der kranke Theil mit einem fremden Wesen, einem Thiere, einer Pflanze, dem Monde Verwandtschaft haben solle. Hat man eine richtige Abbildung, eine Photographie, die man zerschneiden, der man die Augen ausstechen kann, giebt es einen Seyfferth zu schänden, einen Anastasius Grün mit Tinte zu begießen, so ist das vorzuziehen.

Porträtstatuen sind oft der Rachsucht und dem Bildzauber der Parteien ausgesetzt gewesen; daß man den Mann vernichte, wenn man ihm seine Statue zerschlage, ist eine naive, aber erklärliche Anschauung. Man denkt: der Inhaber muß sich getroffen fühlen — aber er kann auch eklig werden wie der Athlet Theagenes. Ihm hatte man in Thasus, seiner Vaterstadt, eine Bildsäule errichtet; sie war einem neidischen Nebenbuhler ein rechter Dorn im Auge. Eines Nachts dachte er einmal sein Müthchen an dem Marmorbild zu kühlen; er gewährte sich das ungeheure Vergnügen, den steinernen Mann nach Herzenslust durchzukeilen. Aber die Sache ging schief: Theagenes ließ sich das nicht bieten. Er stieg ganz sachte von seinem Postament herunter und gab dem Frevler einen Fußtritt, daß er nicht wieder aufstand. Die Statue wurde darauf von den Thasiern wegen Mords verhaftet, zum Tode verurtheilt und im Aegeischen Meere ersäuft; aber sie mußte wieder herausgeholt und aufgestellt werden, denn sie war vollkommen in ihrem Recht gewesen. So gut wie die Bildsäule des Eros in der 23. Idylle des Theokrit, die ihren Verächter überfiel; oder wie die Porträtstatue des Argivers Mitys, die ihren Mörder todtschlug.

Die Geschichte erinnert daran, daß auch die Neapolitaner einmal ihren guten heiligen Januarius in einem Anfalle des Mißvergnügens in's Meer geworfen und dann wieder herausgefischt haben. Hier war der Bildzauber nicht geglückt.

Am Besten ist es nun, wenn man ein Bild zu seinem Privatgebrauche hat und sich zu dem Ende selbst eins anfertigt; dann kann man nach Belieben mit ihm verfahren. Eine Statuette aus Wachs oder aus Thon, aus irgend einem bildsamen Stoffe, besonders aber auch, weil der immer am leichtesten zu haben ist, aus Teig, was man recht eigentlich: ein Bild nennt. Eine plastische Nachbildung, kein Gemälde, keine Photographie, obgleich auch diese manchmal von einem Amateur gestohlen und übel behandelt wird; die Statuette wird dann zum Ueberflusse noch auf den Namen des Individuums getauft und durch geheime Praktiken magisch mit ihm verbunden. Man besteckt sie wie vorhin mit Mumie, mit Haaren, Nägelschnitzen und anderen Abfällen vom Tische der Natur, die man sich zu verschaffen gewußt hat, um das kleine Menschenbild mit dem Originale ganz und gar eins zu machen. Dann hat man wieder einen Atzmann oder einen Vultus zur Verfügung, und diesem kann man nun in Muße alles erdenkliche Herzeleid anthun, man kann mit seiner Hülfe Pestilenz und theure Zeit anzetteln, denn jenachdem man das Figürchen kränkt und peinigt, köpft, ersticht, ersäuft oder bei langsamem Feuer brät, kränkt und peinigt man den Unglücklichen selbst, der durch fortgesetzte Bearbeitung allmählich siech wird und zum Mindesten die Auszehrung bekommt. Die Procedur ist ungefährlich; der Atzmann steigt nicht wie Theagenes vom Postament herunter, um den Gegner zu erschlagen.

Auf diese Weise soll die Frau Oberst von Neidschütz, die Mutter der schönen Magdalena Sibylle von Neidschütz, im Jahre 1691 den Kurfürsten Johann Georg III. getödtet haben, so vieler anderer, gegen geistliche und weltliche Fürsten gerichteter, von Christen, Juden und Mohammedanern verübter Attentate, von denen die deutsche und die französische Hofgeschichte voll ist, gar nicht zu gedenken.

Besagte Sibylle war die Flamme des Kurprinzen Johann Georg, sein Billchen. Zu großem Leidwesen seines Herrn Vaters, der eine Verbindung mit der Tochter seines Gardeobersten nun und nimmer zugegeben hätte. Um nun den Kurfürsten, der eine gute Constitution hatte und jedenfalls nicht gleich starb, aus dem Wege zu räumen, dem Kurprinzen auf den Thron und Billchen unter die Haube zu helfen, dem Pärchen freie Bahn zu machen, griff die Frau Oberst zum Bildzauber. Sie setzte sich mit mehreren andern alten Hexen in Verbindung, es wurde eine Wachsfigur des Kurfürsten angefertigt, Haar von ihm

hineingeknetet, viel Teufelszeug dazugenommen und das Bild an einem Spieße von Eichenholz gebraten wie ein Huhn. Der Atzmann soll sich nach dem Zeugnisse einer Mitangeklagten, der Oberstwachtmeisterin Drandorf, gewunden haben wie eine Made und der Kurfürst vier Tage nach der Operation (am 12. September 1691 zu Tübingen) seinen Leiden erlegen sein. Er zählte erst 44 Jahre. Die Neidschütz wurde zwar nicht Kurfürstin, weil sich Johann Georg IV. auf Andringen Brandenburgs 1692 standesgemäß vermählte, blieb aber öffentliche Maitresse und erklärte zweite Frau, mit der alles rechnen mußte und die 1693 vom Kaiser zur Reichsgräfin von Rochlitz erhoben wurde. Sie starb am 4. April 1694 zu Dresden an den Blattern, steckte den Kurfürsten an und war die Ursache, daß dieser am 27. April ebenfalls an den Blattern starb. So endete dieses junge sächsische Liebespaar; sie zählte 19, er 26 Jahre. Die böse Welt wollte wissen, daß Sibylle den Geliebten durch Sympathie nach sich gezogen habe, und zwar durch Haare. Sie soll am linken Arm ein von des Kurfürsten Haar geflochtenes Armband und am rechten Knie ein Päckchen mit Schamhaaren des Kurfürsten getragen haben, als sie starb. Es stand ja fest, daß ihm seine ganze Liebe zu der Person durch Zauberei beigebracht worden war. Angeblich fand man bei der Exhumirung der Leiche auch Lappen von zwei Hemden: von einem, das der Kurfürst angehabt und durchschwitzt hatte, und von einem ihrer eigenen Hemden, das von der Menstruation herrührende Blutflecke enthielt. Diese Lappen hatte sie angeblich an einem Charfreitag in eine wenig besuchte Kirche getragen, heimlich auf den Altar gesetzt und vom Priester segnen lassen. Man erfährt diese Dinge aus der Anklageschrift, die seiner Zeit bei dem gegen die Frau Oberst angestrengten Processe eingereicht und 1849 in den von J. E. Hitzig begründeten Annalen für deutsche und ausländische Kriminalrechtspflege, im 18. Bande veröffentlicht; sowie aus Briefen von Zeitgenossen, zum Beispiel aus einem vom 10. Juni 1694, der im Journal von und für Deutschland, Jahrgang 1787 abgedruckt worden ist. Die Angeklagten wurden noch gefoltert.

Der Atzmann, mit dem verruchter Zauber getrieben und dem König nach dem Leben gestanden wurde, ist auch am französischen Hofe Gegenstand zahlreicher politischer Processe gewesen, die von der Regierung Karl's IX. bis zu der Ludwig's XIII., von 1560—1643 fast ohne Unterbrechung dauerten und sogar mißliebigen Staatsmännern das Leben kosteten. Viel, sehr viel ließ sich mit der Figur anfangen — man konnte ihr mit einem Faden Maaß nehmen und den Faden einem Frosch anbinden: der nahm dann die Ruhe des Menschen mit in's Wasser — man konnte eine Schuhzwecke in das Bild einschlagen und es dann

unter der Hausschwelle des Unglücklichen vergraben, der alsbald an der entsprechenden Stelle die heftigsten Schmerzen spürte — die Hauptlust aber war: eine Art Vogelschießen zu veranstalten und mit einem stählernen Bogen oder einer kleinen Armbrust nach dem Bilde zu schießen. Zu dem Zwecke setzte man es auf einen Sarg oder auf Sargbretter und wählte sich nun die Stelle, die man treffen und behexen wollte — die Geschosse waren keine Pfeile, sondern Schlehdornen, Splitter von Eichenholz, Sargnägel und dergleichen; keine Bolzen, sondern Nähnadeln, keine Kugeln, sondern Haarballen und Pferdehufe, allerhand unholde, märchenhafte Dinge, die man euphemistisch: gute Dinger nannte, sogar ganze Thiere — die mußten dann nach und nach wieder ausschwären. Zunächst aber verursachten sie dem Inhaber die grimmigsten Schmerzen, die Körpergegend, wo sie saßen, war wie gelähmt, es war wie ein Verschlag, und das nannte man dann: Albgeschosse und Albschüsse oder Hexenschüsse. Besonders in der Lendengegend und im Kreuz bekam einer häufig einen solchen Schuß, daß er ganz steif war und den Rücken gar nicht mehr drehen und beugen konnte; daher nannte man die Kreuz- und Lendenschmerzen, die meist ganz plötzlich auftreten, vorzugsweise den Hexenschuß.

Fremdkörper, wie die oben erwähnten, werden häufig in gewöhnlichen Schußwunden angetroffen, auch von den Patienten freiwillig, oft unter sonderbaren Umständen, in die Höhlen des Leibes eingeführt, namentlich auch verschluckt — und finden sich dann in der Speiseröhre und in den Luftwegen, wo sie bald locker liegen bleiben, bald eingeklemmt werden, bald sich in die Wand des Kanals einbohren und eine Eiterung und Verschwärung zur Folge haben. Nadeln und Kugeln wandern wohl auch innerhalb des Bindegewebes im Körper umher. Wer sich dafür interessirt, der lese meine Gastronomischen Märchen, wo viele Fälle der tollsten Allotriophagie angeführt sind; der gehe in die Hospitäler und in die Irrenhäuser. Aber es ist ein Beweis für die wahrhaft göttliche Einfalt der Spiritisten, daß sie so thun, als ob dergleichen wirklich durch schwarze Künste in den Menschen hineingezaubert werden könnte; als ob es mit dem Hexenschusse seine Richtigkeit hätte. Daß sie die Fremdkörper für geheimnißvolle Apporte, für Bringungen von Geistern auszugeben wagen und darin des Räthsels Lösung finden! — Jeder Zweifel, ob sich derartige Injecta wirklich im Körper befunden haben oder Apporte sind, muß verstummen, wenn dieselben bei einer Section aufgefunden werden! — sagt Kiesewetter in seinen Geheimwissenschaften, Seite 624. Er kennt nämlich drei Gruppen von Injecta, das heißt auf deutsch von Fremdkörpern: erstens solche, die scheinbar aus dem Körper stammen, in Wirklichkeit aber Apporte sind. Zweitens eine Mittelgruppe, bei der

es zweifelhaft ist, ob sie aus dem Körper kommen. Drittens solche Fremdkörper, welche auf operativem Wege entfernt oder durch die Section als wirklich im Körper befindlich nachgewiesen werden (Seite 612).

Die Eintheilung ist zunächst ganz schief, da überhaupt (von Knochensplittern und Steinen abgesehen) kein Fremdkörper aus dem Körper stammt, sondern auf irgend eine Weise in den Körper hineingekommen ist und das Injectum ein Injectum bleibt, mag es aus der dritten oder aus der vierten Dimension her sein. Aber er will sagen, daß zwischen Taschenmessern, die verschluckt, und solchen, die von Geistern apportirt und in den Leib hineingeschossen werden, zu unterscheiden sei. Hier handele es sich eben um ein Phänomen, das sich innerhalb der vierten Dimension abspiele, um eine übersinnliche Kraftäußerung und eine gegenseitige Durchdringung der Materie; diese Fremdkörper seien den Steinen analog, die nach einem Medium geschleudert werden, ohne es zu verletzen. Viel zu groß, um in den Körper hineinzugehen, so hart, eckig und scharf, daß sie die natürlichen Kanäle unmöglich ohne Schaden passiren könnten, seien sie, wenn sie zum Vorschein kommen, wie die Geldstücke Zöllner's anzusehn, die ihren Weg aus einer versiegelten und ganz gebliebenen Schachtel finden. Im Mittelalter glaubte man, wenn derartige Gegenstände erbrochen wurden: der Teufel habe sie apportirt, er habe sie dem Unglücklichen mit der Geschwindigkeit eines indischen Fakirs zugesteckt, der unter Aechzen und Stöhnen einen Knäuel Baumwolle, Steine und Nägel aus seinem Mund hervorholt, sie gebracht wie der chinesische Zauberer, der auf dem Markte einer chinesischen Stadt neun Nähnadeln und einen Zwirnsfaden verschluckt, Grimassen schneidet wie eine Ratte, die Lieb' im Leibe hat, hierauf ein Ende des Zwirnsfadens wieder von sich giebt, daran zieht und, siehe da! — die neun Nadeln eingefädelt an's Tageslicht bringt .... man glaubte, besagte Nägel, Steine, Nadeln und Zwirnsfäden kämen gar nicht aus dem Munde, es sei nur ein Blendwerk, ein Gaukelspiel des bösen Feindes Flibbertigibbet, der den Besessenen plage wie den armen Tom im König Lear, denn solche Fälle wurden zur Besessenheit gezählt. Der Teufel, sagt Mephistopheles zur Hexe, der Teufel

ist schon lang in's Fabelbuch geschrieben;
allein die Menschen sind nichts besser dran:
Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.

Wenn Mephistopheles heute lebte, würde er sagen:

Den Teufel sind sie los, die Geister sind geblieben.

Dieser Blödsinn, der von allen Spiritisten bis auf Du Prel herunter nachgebetet und durch angebliche, bei den Finnen und Lappen, bei den sibirischen und Negervölkern, bei den Hindus und den Ureinwohnern Amerika's beobachtete Thatsachen gestützt wird, beruht einfach auf Unwissenheit. Auf Unkenntniß derjenigen wirklichen Thatsachen, die in's Gebiet der Allotriophagie, der Hysterie, der Gelüste, der Geisteskrankheiten gehören, die oft merkwürdig, ja, ganz unglaublich, aber jedem Arzte, namentlich jedem Irrenarzte geläufig sind. An den Thatsachen zweifelt Niemand. Aber die Thatsachen sollten doch nicht durch eine Theorie erklärt werden, die um kein Haar gescheidter, ja, sogar noch roher ist als der mittelalterliche Teufelsspuk und der finstere Glaube an einen Hexenschuß. Wer heutzutage von Apporten zu reden wagt, sollte wie der Schuster Speidel in Tübingen vor's Schwurgericht kommen, weil er ein Hexenbanner ist — oder vielmehr: er sollte ausgelacht werden, weil er um mehrere Jahrhunderte zurück ist.

* * *

7. Directer Bildzauber.

Wer die Welt abbildet, der überwindet sie — die Zauberin will die Menschen durch Abbilden in ihre Gewalt bekommen — man kann aber auch gleich die Menschenbilder selbst hernehmen und bezaubern — sie mit Blicken durchbohren, mit Flüchen niederschmettern, die Spiritisten kennen das ja auch — ebenso braucht auch die Nonne nicht erst Aepfel im Schlafrock zu backen, wenn sie den Mönch haben will — er kommt von selbst und läßt seine Kutte da — die Gläubigen sagen zwar, sie sei von Geisterhand apportirt worden — gewöhnlich sind es Hühnerhunde, die apportiren, aber die Spiritisten nennen überhaupt Gegenstände, die früher nicht dagewesen sind und plötzlich zum Vorschein kommen: Apporte — ich glaube doch, der Mönch hat die Kutte apportirt.

Es heißt, wer auf seinem Sinne bleibe, bilde die Welt nach sich. Aber das bloße Festbleiben genügt nicht; man muß auch etwas thun, um die Welt nach seinem Sinne zu lenken. Darum ist es gut, daß die Menschen auch ein Mittel gefunden haben, durch das sie den rechten Einfluß erlangen können. Dieses Mittel ist das Bild, das sie sich von ihren Zeitgenossen anfertigen. In diesem Sinne können wir sagen: wer die Welt abbildet, der überwindet sie.

Wer die Sache recht weg hat, der braucht freilich keine Bilder, um die Welt zu beherrschen und zu überwältigen: er braucht nur das Bild, das jeder Mensch aus den Händen Gottes, des großen Bildners, empfangen hat. Der Umgang mit Menschen ist doch im Grunde ein Umgang mit Menschenbildern, die man fort und fort beeinflußt. Heißt der Mann nicht ein Mannsbild und das Weib ein Weibsbild? — Das

sind sehr edle alte Ausdrücke, die wir nachgerade dem Volke überlassen und mit Mannsperson und Weibsperson ersetzt haben, als ob Person schöner klänge als Bild. Diese lebendigen Menschenbilder lassen sich wohl direct und ohne Vermittelung eines Conterfei's bezaubern, im guten Sinne, wie im bösen.

Eine Kameruner Hexe zischt einen Fluch und richtet ihren Stab auf einen Krieger wie ein Geschütz: der Neger schrumpft zusammen, ein paar Minuten, und das Mannsbild ist ein Gerippe. Der neapolitanische Jettatore wirft auf den Bürger, der achtlos vorübergeht, einen Bösen Blick: sofort stolpert der Unglückliche über die eigenen Beine, oder die Uhr wird ihm gestohlen, oder er trifft Niemand zu Hause, oder er wird naß. Die Milchmargell von Abscherninken beschreit das liebe Kind: augenblicklich bekommt es die Diphtheritis, verliert seine rothe Farbe und ist hin.

Ganz als ob Jemand versteckt in einem finstern Winkel gesessen und Bildzauber getrieben hätte.

Und was den Liebeszauber anbetrifft, so genügt es wohl, an den Götterstrahl zu erinnern, der trifft und zündet, wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet, um ebenfalls zu beweisen, daß die heimliche Praktik auch direct und auf der Gasse mit dem Original vorgenommen werden kann.

In Anbetracht der außerordentlichen Thatsachen, die von dem löblichen Spiritismus auch über die Magie des Wortes und der That gemeldet werden, möchte man beinahe fragen: wozu denn erst noch ein Bild? Warum hätte das Nönnlein Aepfel im Schlafrock backen sollen, um das Mönchlein zu verführen und anzuziehn? — Ach, ohne Zauber, ohne Atzmann kommt es auf dem unterirdischen Gang geschlichen, geschlichen in seinem langen Schlafrock, der Aepfelchen begehrt es sehr und schon vom Paradiese her.

In dem Frauenkloster für Dominikanerinnen zu Rothenburg hoch ob der Tauber, das in ein Königliches Rentamt verwandelt worden ist, hing lange Zeit eine Mönchskutte, sagen wir: ein Schlafrock. Es hieß, daß diese Kutte auf geheimnißvolle Weise aus dem benachbarten Barfüßerkloster apportirt worden sei. Wir wissen schon, Gegenstände, die urplötzlich an einem fremden Ort auftauchen, nennt die spiritistische Zunft: Apporte. Ami, du lieber Geist, apport, apport! — Die Geister sind wie gute Hundchen, die recht hübsch apportiren, sie sind gut dressirt. Offenbar hatte die Kutte ein Spirit apportirt! Und ein anderer lieber Geist hatte in demselben Nonnenkloster die Unterhosen des Propstes apportirt, daß sie die Domina aus Versehen ergriff und in der Eile anstatt des Weihels umnahm! — Großer Gott, was für Apporte!

Was für Thatsachen! Was für spiritistisches Material! — Verleumdung, verächtliches, rationalistisches Geschwätz, daß einst ein frommer Bruder, von der gestrengen Aebtissin in einer Zelle entdeckt und mit Schimpf und Schande hinausgetrieben, wie Joseph seinen Rock in ihrer Hand gelassen hätte. Wer so etwas nachsagt, hat weder Sinn für die Zucht, die in einem Rothenburger Frauenkloster herrschte, noch einen Begriff von den Thatsachen des Spiritismus, die, wie Kiesewetter bemerkt, Ursachen seines Siegeszuges sind.

Die Gewalt zu lösen und zu binden.

Die Medien lassen sich binden, um zu beweisen, daß sie nicht flunkern — die Phänomene erfolgen nach wie vor, weil sich die Jongleure ihrer Fesseln heimlich entledigt haben — die Befreiung wird sogar zu einem ihrer Kunststücke — the Brothers Davenport, der Indische Wunderkorb — ja, sie legen sich selbst darauf, Knoten zu machen — ganz unnütze Knoten, man soll nur sehen, daß das Medium einen Knoten machen kann — Spiritismus, Salonmagie und Zauberei; die alten Praktiken werden sinnlos wiederholt — eben das Knotenknüpfen ist eine solche alte Praktik — vielfältige Anwendung der Zauberknoten: Windknoten, Sicherheitsknoten, Sympathie — das Nestelknüpfen — das Knotenknüpfen der Medien damit verglichen: es ist kindisch — Zöllner und Slade, Faust und Mephistopheles — das Spaßhafteste ist, wenn sich die Zuschauer selber die Hände binden.

Der grobe Unfug, den die Spiritisten treiben; ihr verdächtiges Gebaren und die alberne Hypothese: daß sich aus einem Fluidum, welches den Fingerspitzen und dem Gehirn des im Trance liegenden Mediums entströme, Geister bilden sollen — hat frühzeitig dazu geführt, die Medien zu binden und die Probe auf ihre Flunkerei zu machen. Schon die Fox wurden in Rochester gebunden, wie wir im nächsten Kapitel erzählen werden; jetzt ging man noch schärfer vor. Man steckte die Geistergewaltigen in einen Sack, der um den Hals herum zugebunden ward, man band sie mit Armen und Beinen an einen Stuhl — bei der famosen Londoner Sitzung am 9. Januar 1880 wurde Mrs. Corner von Herrn Karl von Buch sorgfältig gefesselt, in Wien Bastian durch einen Marineoffizier, Graf Bombelles, an einen Sessel angebunden. Die Bande waren nach Ansicht dieser Herren beidemale unlösbar; Marineoffiziere verstehen sich darauf. Kurz, man ließ Schifferknoten, Leineweberknoten, Zimmermannsknoten und Gordische Knoten machen; man versiegelte die Enden. So saßen die Medien wie Sträflinge, die nichts anstellen konnten, im Dunkelkabinett. Sie bestanden die Probe glänzend. Die Manifestationen erfolgten wie zuvor.

Nachdem der Sträfling eine Weile gebrummt hatte, rief er seine Geister, und sie erschienen vor dem Generalgewaltigen. Man hörte sie hinter der Portiere schaffen und hantiren: es klopfte, hämmerte, klingelte,

trommelte, plätscherte, blies und musizirte; die Spieluhr, die unentbehrliche Spieluhr ward aufgezogen und im Zimmer hin und her geschleudert; es kritzelte wie in einer Schulstube auf die Tafeln; die Paraffinhände schwammen im Wasser, die Talpen, die Fährten und die Spuren des Wildes waren da. Frische Flämmchen züngelten durch den Vorhang, leuchtende Hände reichten wundersam aus dem Kabinet heraus. Wenn man aber nach einiger Zeit nachsah, so saß das Medium ruhig auf seinem Stuhle, in seinem Gefängniß, gefesselt und versiegelt, in tiefem Trance.

Wie ging das zu? — Die Medien hatten sich ihrer Fesseln doch entledigt; sie waren glücklich aus der Schlinge herausgekommen, bei der Arbeit gewesen und dann zu rechter Zeit wieder in ihre Schlinge hineingeschlüpft. Warum ließ man sie aus dem Auge.

Das Geheimniß liegt nicht nur in der Lockerung und Verschiebung der Knoten, die das Medium meisterlich verstehen muß und zu der es dann nur sehr kurze Zeit gebraucht; sondern auch in der Schürzung selbst, indem diese häufig nach seinen eigenen Angaben erfolgt. Fälle, wo maliziös gebunden wird und der Gaukler aus seinen Fesseln nicht herauskann, trotzdem es ein Leineweber ist, sind keineswegs ausgeschlossen; die Sitzung wird dann als eine ungünstige bezeichnet. Aber, wie gesagt, im Allgemeinen können sich die Medien, auch die nicht speciell in dieser Branche arbeitenden Künstler, auf ihre erprobte Technik und ihre Gelenkigkeit verlassen: außerdem besitzen sie verschiedene Kunstgriffe und Hülfen, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde, über die man sich aber bei Fachleuten, zum Beispiel bei Rudolf Marian*) und bei Carl Willmann**) unterrichten kann; für Bindfaden auch Scheeren, für eiserne Bänder verborgene Federn und Scharniere. Den Beweis, daß man mit ein wenig Kunst und Geschick die stärksten Fesseln sprengen und wieder anlegen kann, erbringen die Clowns und die Jongleure der Cirkusse: es ist das überhaupt eins der ältesten Kunststücke, welche die Salonmagie aufzuweisen hat. Unlängst wurde es von den fünf indischen Fakiren im Leipziger Krystallpalast gezeigt. An Händen und Füßen geknebelt und in ein Netz geschnürt, wird ein Hindu auf der Bühne in einen Korb, einen gewöhnlichen Schließkorb aus Weidengeflecht, den Indischen Wunderkorb gestopft. Seine Genossen breiten ein Tuch darüber, und während die Trommeln wirbeln und die Pfeifen quieken, geschieht das Wunderbare: der Fakir zieht sich in seinem Korbe und in seinem Netze nackt aus, wirft seine Sachen zum Korbe heraus und

---

*) Rudolf Marian: Das Ganze der Salonmagie. Wien, C. Daberkow. 1888.
**) Carl Willmann: Moderne Wunder. Dritte Aufl. Leipzig, O. Spamer. 1897.

verschwindet aus dem Korbe. Das Tuch wird hinweggezogen: der Korb ist leer. Der Anführer springt mit beiden Beinen in den Korb und sticht mit einem Säbel nach dem Ausreißer — der ist über alle Berge. Kaum ist das Tuch wieder über den Korb geschlagen, so steckt auch der Fakir wieder drin: er wird wie ein Häufchen Unglück, aber unversehrt wieder herausgeschüttet. Nicht lange nach den indischen Zauberern trat in demselben Krystallpalast ein deutscher Illusionist, Herr Georg Hartmann auf, der den Gefesselten Prometheus gab, sich in Bandeisen an den Felsen schmieden und die Schlösser, die daran waren, zuschließen ließ: zwei Herren nahmen die Schlüssel an sich, der Vorhang fiel. Innerhalb 30 Sekunden erfolgte ein Donnerschlag, der Vorhang ging wieder auf, und der gefesselte Prometheus war befreit.

Noch mehr: die Medien erbringen den Beweis selbst, indem sie sich ausdrücklich dessen berühmen, aus ihrem Gefängniß zu entkommen, und indem sie das Herausschlüpfen aus den Banden in ihr Programm aufnehmen, eine wie große Inconsequenz sie auch damit begehn und wie ärgerlich sie damit auch den schon zerstreuten Verdacht auf's Neue erregen. Sowohl Mrs. Corner in London als auch Bastian in Wien, beide waren im Handumdrehen wieder frei, so fest man sie auch gebunden hatte, worauf sie zum Spaße wieder in ihre Ketten schlüpften und so fest saßen wie vorher. Es ist wahr, daß sie das große Wunder nach bekannter Methode auf Rechnung der lieben Geister setzen — früher, wenn jemand etwas konnte, so hieß es: ein Engel steht ihm bei; er hat einen Ring, einen Talisman, der ihm die höllischen Mächte unterthänig macht; das war der Grund, daß die Schwarzkünstler mit dem Teufel ein Bündniß schließen mußten. Jetzt heißt es einfach: es ist ein Medium, und die Geister weilen in seiner Nähe, ohne daß an der Sache etwas geändert wäre. So oft etwas Wunderbares geschieht, haben es noch immer die Geister gethan. Die Geister, die Spirits befreien das Medium, wie die Engel den Apostel Petrus, und spielen Harmonika dazu. Natürlich, ohne Geister wäre es nicht gegangen; die Geister thuen Alles. Nun, daß die Geister nur herhalten müssen, um der Sache ein Mäntelchen umzuhängen, würde man selbst dann errathen, wenn die Geister nicht, wie sie es thatsächlich sind, eingebildete Wesen und ganz und gar veraltete, mythologische Begriffe wären; mit den Geistern beschönigen die Gaukler nur ihre eigenen Kunstgriffe und machen sie interessanter, aber nicht glaubhafter. Die Spirits sind nur ein Name. Der vorurtheilsfreie Zuschauer sagt sich am Ende doch: Geister, die überall dran müssen, thun am Ende gar nichts.

Im Jahre 1865 reisten the Brothers Davenport aus Buffalo mit ihrem Wunderschranke durch Europa. Sie ließen sich die Hände ober-

halb der Gelenke zusammenbinden und darüber hinweg durch die Arme ein Tau ziehen, dessen Enden die Zuschauer erfaßten. So bestiegen sie ihren Käfig, dessen Thüre zwei Löcher hatte; durch diese zwei Löcher wurden die Tauenden hindurchgesteckt. Das Publikum hielt das Seil krampfhaft und glaubte, die Brüder fest zu haben; währenddessen entledigten sich diese der Umbindung und führten ihre Experimente aus, spielten namentlich verschiedene Instrumente. Ihre dienstbaren Geister hatten sie befreit. Das war die eigentliche Pointe der Vorstellung; man sollte sehen, wie diese beiden hohen Medien von den Geistern entfesselt wurden.

Noch mehr: im Verfolge dieser Productionen haben sich die Medien sogar darauf gelegt, selbst Knoten zu machen und, immer mit Hülfe ihrer lieben Geister, in Schnüren, deren Enden versiegelt waren, wunderbare Verknüpfungen zu erzeugen. Zu welchem Zwecke? — Mein Gott, zu keinem Zwecke; der Spiritismus hat überhaupt keinen Zweck. Etwa den Zweck, den Unsterblichkeitsglauben zu verhöhnen? — Wie sich die spiritistische Bewegung in unserer Zeit, namentlich in Amerika, entwickelt hat, läuft sie auf eine Art Salonmagie hinaus, die der Unterhaltung dient, nur daß die Unterhaltung überaus einfältig und lächerlich ist. Der Mediumismus hat das von der alten Zauberei, daß er mit geheimen Mitteln übernatürliche Wirkungen hervorbringt und zu dem Ende mit der Geisterwelt in Verbindung zu treten vorgiebt; aber diese Wirkungen sind über die Maßen harmlos, sie schaden Niemand etwas, sie sollen nur gesehen und angestaunt werden, und dadurch bekommen sie Aehnlichkeit mit einem simplen Taschenspielerkunststück. Die Geister sollen nicht mehr das Wetter machen, die Saat verderben und den Hagel kochen, ihrem Herrn und Meister nicht mehr Allmacht und Reichthümer und die Mittel verschaffen, die Welt zu beherrschen und Alles zu zerschmettern. Nein, sie sind nur noch zum Zeitvertreibe da, sie sollen ein wenig gaukeln und dem Publikum etwas vormachen, was seine Neugierde und seine Einbildungskraft erregt; und die Reichthümer, die sie dem Medium verschaffen, sind ein paar Goldstücke, die ihm ein Liebhaber reicht, seine traurige finanzielle Lage aufzubessern. Wie gesagt, die armen Medien sind Künstler, die nach Brot gehen, Hofkünstler, Professoren und Salonmagiker — aber während diese mit ihrer Zeit fortschreiten, Bildung und Kenntnisse, namentlich naturwissenschaftlicher Art besitzen und mit zehn Fingern und einem Kopfe eine glänzende Gesellschaft interessant und geistreich zu unterhalten allerdings vermögen: sehen sich die spiritistischen Medien, meistens ungebildete Leute, Schuster und Schneider, infolge ihrer unglücklichen Monomanie gezwungen, auf alle wahrhaft merkwürdigen Experimente zu verzichten, altfränkische, klein-

liche, läppische Kunststückchen aufzuführen und die längst vergessenen Praktiken ohne Schulung und gänzlich unnütz zu wiederholen.

Wenn man im Alterthum Geister sah, erschrak man; und wenn man die Todten heraufbeschwor, so geschah es, um sie über die Zukunft zu befragen. In den Spiritistenversammlungen will man überhaupt nur Geister sehen, man hat ganz vergessen, daß Geister eigentlich körperlos und unsichtbar sind, man ist froh, wenn sie erscheinen, wenn das sehnlich erwartete Phänomen der Materialisation eintritt — zu sagen haben die Geister nichts, und was sie sagen und schreiben, ist gewöhnlich so albern, daß man sich schämt. Es wird ein Spiel mit den Geistererscheinungen getrieben, das abstoßend und frevelhaft ist. Wenn die Hexen im Mittelalter zum Schornstein hinausfuhren, so geschah es, um den Sabbath auf dem Blocksberg zu besuchen oder um etwas Vernünftiges zu vollbringen, wenn es auch eine Hexerei war — das Medium fliegt zum Fenster hinaus, ohne zu wissen, warum es fliegt, das Wesentliche ist nur, daß es fliegt. Und wenn die Zauberer des grauen, unwissenden Alterthums Knoten knüpften, so wollten sie den Wind verknoten oder sonst einen wichtigen, verhängnißvollen Zauberknoten schlingen — die Medien verknoten nichts, ihre Knoten sind Wind gegen einen Knopf von guter Herkunft und nicht einmal soviel werth wie ein einfacher Leineweberknoten.

An den Küsten der Meere, wo die Schifffahrt zu Hause ist, machen die Zauberer den Wind, wie sie anderwärts den Regen und überhaupt Wetter machen; sie haben den Wind im Sacke. Wer erinnerte sich nicht, wie Aeolus dem göttlichen Dulder Odysseus einen Sack mitgab, in dem die Winde steckten und der fest mit einem Bindfaden zugebunden war? — Nur der Westwind kam nicht mit in den Sack, weil dieser wehen und den Odysseus nach Hause blasen sollte.

Die habgierigen Gesellen des verdienten Helden banden bekanntlich den Windbeutel heimlich auf, weil sie Werthsachen darin vermutheten, und nun war der Teufel los.

Herr Dr. Zimmermann, eine bekannte Persönlichkeit des vorigen Jahrhunderts, wurde in seinen letzten Lebensjahren vielfach angegriffen. Kästner machte ihn einmal boshafterweise zu einem Windarzt. Er ließ zum Beispiel drucken: Der berühmte Windarzt Zimmermann in Hannover; um dann den Druckfehler zu berichtigen: lies Wundarzt. Aeolus war ein rechter Windarzt und Himmelsdoctor, wie die Neger unsere Missionare taufen.

Auch die lappländischen Zauberer besitzen diese Specialität: sie fesseln den Wind mit Knoten. Sie nehmen ein Seil, schlagen drei Knoten hinein und verkaufen es dann an die Schiffer wie ein Register, das sie

nach Belieben ziehen können. Die drei Knoten sind Windknoten, die Winde darin verschlossen. Wenn sie den ersten Knoten aufbinden, so erhebt sich eine leichte Brise. Lösen sie den zweiten, so bekommen sie den günstigen Wind, den sie bisher vergeblich erwartet, dem sie schon mehr als einen alten Besen sehnsüchtig zugeworfen haben. Wenn sie aber den dritten Knoten entschlingen, so haben sie den Sturm.

Zauberknoten, künstliche, unter bestimmten Ceremonien in eigene Schnüre und Bänder geschlagene Knoten, auf die man sich von langer Hand her verstehen mußte, haben auch dazu gedient, die Menschen zu binden und zu fesseln, aber nicht bloß die Gefangenen. Nein, nein, ihren veränderlichen Sinn zu fesseln, Treue zu binden, Verträge zu schließen; man weiß, daß aus solchen Sicherheitsknoten die Knotenschrift der alten Peruaner hervorgegangen ist. Daher auch Amaryllis in der 8. Ekloge des Virgil drei Liebesknoten in drei Farben knüpfen soll, um von Daphnis Gegenliebe zu erhalten und den Freund, wie Polonius sagt, mit ehrnen Banden an's Herz zu klammern. Wir selbst bedienen uns noch dieser Art Sympathie, indem wir uns, um etwas nicht zu vergessen, einen Knoten in's Taschentuch als Erinnerungszeichen machen. Daneben läuft eine andere bildliche Anwendung des Knotens, die dem eigentlichen Zwecke desselben noch sehr nahe steht. Bindet man wie Aeolus einen Sack zu, so verschließt der gemachte Knoten den Inhalt wie ein angehängtes Siegel oder Schloß; aus diesem Grunde dienen Knoten auf den Inseln der Südsee auch dazu, das Tabu, das heißt die Unverletzlichkeit eines Platzes zu bezeichnen, er wird gleichsam zugebunden. Der Strohwisch, der bei uns an einer Stange befestigt wird, wenn ein Weg nicht betreten werden soll, eine sogenannte Fuse ist weiter nichts als ein solches Tabu. Eine leichte Steigerung dieses Begriffs, und man traut dem Knoten Unauflöslichkeit zu; man hält den Platz durch den Knoten thatsächlich für gefeit. Demnach hat man im Mittelalter auch Knoten geknüpft, um ein Werthstück festzumachen und das Haus vor Einbrechern zu sichern: das war die außerordentlich praktische Ligatura Furum et Latronum.

Aber die Hauptforce ist, den Menschen selbst durch Sympathie zu fesseln und zuzubinden; den Verschluß auf seine natürlichen Verrichtungen und Geschäfte zu übertragen. Die Mutter wird verschlossen, daß sie nicht gebären kann; der Mann wird verschlossen, daß er seine ehelichen Pflichten nicht erfüllen kann und impotent bleibt; dem Müller wird der Mahlgang, dem Kaufmann der Absatz seiner Waare verschlossen und behindert. Das ist, was man im engeren Sinne: Nestelknüpfen nennt, was die alten Griechen unter einem *Καταδεσμος*, die Römer unter einer Ligatura verstanden, obgleich dieses Wort auch noch etwas

anderes, nämlich etwas Umgebundenes, ein Anhängsel, ein Amulett bedeutet. Plato erwähnt das Nestelknüpfen, womit man selbst die Götter behexen kann, in seiner Republik (364 C); die Praxis ist uralt.

Wenn im Mittelalter der junge Ehemann zum Beischlaf untüchtig war, so lag das an der verfluchten Nestel, die einer während der Trauung geknüpft und wobei ihm der Teufel geholfen hatte. Die Ligatura Neonymphorum war sehr gefürchtet; sie galt für ein schweres Verbrechen; es stand Todesstrafe darauf. Der König von Aegypten Amasis hatte (Herodot II, 181) seine Geliebte, eine Griechin, selbst deshalb in Verdacht; dem Kreter-König Minos knüpfte seine eigene Frau Pasiphae die Nestel, aber deshalb, weil er so viele Liebschaften hatte. Die Nesteln sind Senkel, womit die Schuhe zugebunden werden; im Mittelalter hatte man solche Schnürriemen anstatt der Knöpfe auch an den Kleidern.

Um auch noch ein Beispiel von Schwergeburt anzuführen, so wußte Frau Juno durch Falten der Hände über dem Bauch, Einnesteln der eigenen Finger und Verschränkung ihrer weißen Arme einen fatalen Knoten hervorzubringen und die Entbindung der Alkmene, beziehentlich die Geburt des Herkules sieben ganze Tage lang hinzuhalten; und wenn das Wiesel nicht gewesen wäre, das die Göttin belog und die Zauberverschränkung löste, so hätte Alkmene heute noch nicht geboren.

Mit dergleichen mächtigen Ligaturen vergleiche man nun einmal die Knoten, welche unsere Medien knüpfen — es sind keine Zauberknoten mehr. Es sind nicht einmal besonders künstliche Knoten; es sind überhaupt nur Knoten, unschuldige, elende, hundsgemeine Knoten, die es bloß ein kleines Kunststück ist anzubringen. Man soll nur sehen, daß das Medium mit Hülfe seiner Geister einen Knoten machen kann, weiter hat die Sache gar keinen Zweck. Man möchte doch sagen, es sei kindisch, sich solche Lappalien anzusehen und noch viel kindischer, sie zu treiben.

Herr Professor Friedrich Zöllner arbeitet in Leipzig mit dem amerikanischen Medium Mr. Henry Slade. Es handelt sich um die bedeutende Aufgabe, einen oder mehrere Knoten in einen Bindfaden zu knüpfen, dessen beide Enden verbunden und versiegelt sind. Der Tausend, was kann dieser unvergleichliche amerikanische Jongleur! — Am 17. December 1877, Nachwelt, vergiß dieses Datum nicht! — am 17. December 1877 Vormittags 11 Uhr hat er in ein paar Minuten nicht weniger als vier Knoten in den Bindfaden gemacht. Am 16. December 1877 Abends 9 Uhr war die Schnur versiegelt worden; am 17. December 1877 Vormittags 10 Uhr 30 Minuten hatte sie Zöllner in das Haus des Herrn Oscar von Hofmann am Roßplatz getragen, wo Slade wohnte; unmittelbar darauf fand die Sitzung statt. 's ist

unglaublich, 's ist unglaublich! Nun sag' mir Eins, man soll kein Wunder glauben! —

Mr. Slade konnte noch mehr: er konnte auch eine Darmsaite, die durch ein geschlossenes Band hindurchgesteckt und dann gleichfalls versiegelt worden war, zweimal um dieses Band schlingen — er konnte auch zwei Holzringe, einen von Eichen- und einen von Erlenholz, die ebenfalls an dieser Darmseite hingen, plötzlich ineinander stecken oder an den Fuß eines runden Tischchens im Zimmer prakticiren. Was doch dieser Mr. Slade für brotlose Künste trieb! Und was das für hochinteressante Phänomene waren, über die der tiefe Forscher nachgedacht und in seinen Wissenschaftlichen Abhandlungen ausführlich berichtet hat! Wie schade, daß er nicht auch im Hotel de Prusse in der antispiritistischen Soiree des Herrn Dr. Adams-Epstein gewesen ist, der mit zehn Fingern und einem Kopfe gleichfalls festgeschlossene Ringe ineinanderhexte, die Durchdringlichkeit des Stoffes nachwies, Knoten löste und das Davenport'sche Fesselungsexperiment nachmachte! Ja, wie schade, daß er nicht schon in Auerbach's Keller gewesen ist, wie Brander Siebeln bei der Nase faßte und nach dem Messer langte:

falsch Gebild und Wort
verändern Sinn und Ort!

Es ist nämlich alles buchstäblich wahr, was in der Historia von Doctor Johann Fausten, den weitbeschreyten Zauberer und Schwartzkünstler geboren zu Rod bey Weinmar geschrieben steht. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig.

Dafür daß auch in den großen Versammlungen, wo doch immer einzelne skeptische Elemente vorhanden sind, Niemand dahinterkommt, ist gesorgt. Die Schließung der sogenannten Kette hat nämlich gar keinen anderen Zweck, als den Zuschauern die Hände zu binden und sie an ihren Platz zu fesseln. Es ist bekannt, daß die Manifestationen in der Regel nur gelingen, wenn sich die Zuschauer in einen geschlossenen Kreis vereinigen, sich gegenseitig die Hände festhalten und Kette bilden; erst dann wird die Lampe abgedreht. Die Haltbarkeit der Kette wird von dem Medium auf das Genaueste untersucht; oft hat man sogar seinem Nachbar zur Rechten die Hand auf den linken Unterarm zu legen, während das Handgelenk von dessen linker Hand umfaßt wird. Das ist, nach der abgeschmackten, wissenschaftlich sein sollenden Theorie der Charlatane nothwendig, um die magnetische Strömung zu verstärken — mit dem Magnetismus, von dem sie nichts verstehen, und sogar mit den Röntgenstrahlen, von welchen sie erst recht nichts verstehen, sind nämlich die Spiritisten immer bei der Hand. Nein, es geschieht, um eine etwaige

unliebsame Störung der Operationen des Mediums zu hindern; um den Zauberer vor Ueberraschungen und Entlarvungen zu sichern. Unter allen Maßnahmen der löblichen Spiritisten ist diese Selbstfesselung wohl die einfältigste und lächerlichste: sie lassen sich betrügen, sie wollen betrogen werden und sie erhalten sich geflissentlich in der Dummheit. Das ist noch mehr als Mundus vult decipi! — Das heißt: dem Betrug ein Privilegium ertheilen, sich zur Unthätigkeit zwingen und sich in's Bette legen, damit der Dieb mausen kann.

Und auf vorgeschriebnen Bahnen
Ziehn die Spirits durch die Flur;
Den entrollten Lügenfahnen
Folgen alle — Schafsnatur!

Klopfgeister und Geisterklopfer.

1. Es spukt. Die Entdeckung der Geisterwelt.

Keine Ruh bei Tag und Nacht — die Poltergeister lassen Niemand Ruhe — sie poltern die Leute zum Hause hinaus — der Spuk von Resau — die mystischen Erlebnisse des Rechtsanwalts Joller — die Vorgänge im Hause des Dr. Phelps in Stratford, von Davis erklärt — Anfänge der spiritistischen Bewegung — zuerst hat es in Amerika geklopft — die Familie Fox und ihre Erfahrungen in Hydesville — sie kommt dahinter, daß es der Geist eines Hausirers ist, der klopft — abenteuerliches Ende dieses Mannes.

Das drei Kilometer von Brixen, am Eingange in das Schalderser Thal, inmitten eines Kastanienwaldes gelegene, als Luftcurort von den Wienern stark besuchte Dörfchen Vahrn ist seit einiger Zeit in Aufruhr. Im Waldsacker, im Gasthause zum Waldsacker spukt's! — Keine Ruhe mehr in dem Hause. In allen Stockwerken, auf den Gängen und den Stiegen, besonders in der Nähe der Mädchenkammer und beim Eiskasten, wo die Spirituosen stehen, ganz entsetzlich oben auf Nummer 15, oberhalb des Schlafzimmers der Wirthsleute hört man es rumoren. Das pocht an die Thüren, das rückt an den schweren Schränken, herzbrechendes Wimmern und Stöhnen, lautes Weinen und Schluchzen erfüllt die Luft. Es ist schiech auf dem Waldsacker, wie man in Tyrol sagt. Die Wirthin sperrt Abends eigenhändig alle Thüren und zieht den Schlüssel ab; sie hat auch nach Brixen um zwei Kapuziner geschickt, die über Nacht dageblieben sind und nach dem Essen das Haus gesegnet haben. Alles umsonst; es rutscht und rattert und rasaunt womöglich noch ärger als vorher. Kein Präambel: auf einmal ist es da. Und auf einmal ist's wieder fort; geheimnißvoll und unerklärlich, wie er begonnen, endet auch der Spuk. Es ist eine schiache G'schicht. Die Ganghofer haben das Anwesen eben erst um den Preis von 45000 Gulden gekauft. Sie werden Wandlungsklag einreichen und den Verkäufer gerichtlich belangen, weil er ihnen von der Teufelei nichts gesagt hat. Weil er einen heimlichen, einen unheimlichen Mangel verschwiegen hat. Verkäufer sind die

Gläubiger des ehemaligen Besitzers, des Wastel, der in Concurs gerathen war und sich aus Desperation das Leben genommen hat. Er hat sich erhenkt. Seitdem ist es im Gasthause zum Waldsacker nicht mehr geheuer.

Wie viele solche Häuser giebt es, in denen die Geister Herr werden und Niemand mehr Ruhe lassen! — Sie bringen's am Ende dazu, daß ihnen die Leute das Feld räumen, sie vertreiben die rechtmäßigen Eigenthümer, die ausziehen müssen, mag denen das Haus auch an's Herz gewachsen sein. Anfang der sechziger Jahre machte ein ähnliches Vorkommniß in der Schweiz viel von sich reden. In Nidwalden, im Stanser Thale stand ein schönes, anmuthiges oder, wie man hier zu Lande sagt: frohmüthiges Landhaus, das am 8. September 1798 von den Franzosen in Brand gesteckt, aber seitdem wieder aufgebaut worden war. Im Jahre 1801 mußte es die Besitzerin, Frau Veronika Gut, abermals verlassen: sie ward mitten in der Nacht gerufen, daß sie sich retten solle, folgte dieser unbekannten Stimme und floh mit ihren Kindern in der Richtung nach Engelberg. Bei dieser Gelegenheit verlor sie ihre vier Töchter alle auf einmal. Sie ertranken, indem der Steg brach, in der reißenden Aa, während ihr Sohn, ein fünfzehnjähriger Knabe, der einen anderen Weg eingeschlagen hatte, glücklich am Leben blieb. Diesem Sohne fiel das Haus nachmals zu; von ihm ging es wieder auf den Sohn, den Enkel der Veronika Gut, den Rechtsanwalt und Nationalrath Joller über. Der Letztere war am 1. Januar 1818 darin geboren worden, er bewohnte es eben in den sechziger Jahren mit seiner Familie. Die Großmutter hatte das Haus, angeblich weil sie sich mit ihrem Sohne nicht vertrug, schon bei Lebzeiten verlassen und sich nach Stans zurückgezogen, wo sie im Jahre 1829 gestorben war. Von dem Rechtsanwalt Joller stammt eine Broschüre, in der die selbsterlebten mystischen Erscheinungen beschrieben sind und die im Jahre 1863, in Zürich, bei Fr. Hanke erschienen ist. Einzelne Glieder der Familie leben noch, entferntere Verwandte auch in Deutschland.

Joller hat ziemlich genau Buch geführt. Im Herbst 1860 klopfte es zum ersten Mal nächtens an das Bett, in welchem die Dienstmagd schlief; sie glaubte nach Landesart, daß sich Jemand gekündet, das heißt, daß ein Sterbender seinen Tod gemeldet und zugleich einen neuen Todesfall angezeigt habe. Vierzehn Tage darauf hörten es Mutter und Tochter in der Nacht auf einen alten Tisch neben ihrem Bette klopfen. Am 3. Juni 1861 war der eine Knabe in der Holzkammer oben auf dem Boden, als es dreimal an die Thür klopfte und ein Gespenst hereintrat, worüber er dermaßen erschrak, daß ihm Hören und Sehen verging. Hiermit endet die Vorgeschichte Joller's, in welcher sich die Ereignisse vorbereiteten.

Diese ließen nicht auf sich warten; denn nun war sozusagen der Teufel los. Von jetzt ab hörte die ganze Familie, einschließlich des neuangezogenen Dienstmädchens, in der Nacht und am hellen lichten Tage an die Wände, an die Schränke, an die Dielen und an die Thüren klopfen, und nicht bloß mehr klopfen. Sondern bumsen, plauzen, hämmern, donnern, mit aller Macht und wie Keulenschläge sausen, so heftig schmettern, daß das ganze Haus erbebte, die Tische in die Höhe und schwere eichene Thüren aus ihren Angeln sprangen, und daß man das furchtbare Gepolter draußen auf der Straße hörte. Die Stubenthüren wurden auf- und zugerissen, Riegel und Schlösser gesprengt, Tische und Stühle umgeworfen, Gemälde, Spiegel, Consolen gingen los und fielen mitten in die Stube, in der Vorrathskammer schlugen die Schüsseln um, im Kasten lagen die Schuhe durcheinander, eine unsichtbare Gewalt schien die Welt aus ihren Fugen zu heben und kehrte das Unterste zu oberst. Manchmal wurde man auch des Störenfrieds ansichtig, man spürte etwas Unsagbares, Undefinirbares im Hause, namentlich die Frauen und die Kinder hatten eine Menge seltsamer Erscheinungen und Gefühle, auch hörte man es gehen, trappsen und mit dem Fuße stampfen oder mit dumpfen Tritten die Treppe herunterkommen, dabei wischen, kratzen, fauchen, blasen, ächzen, schluchzen, heulen, rufen: Erbarmet euch meiner! Wenn au g a r niemer umen isch! — auch singen und musiziren. Es sang zum Beispiel im Saale das Gebet der Camilla: „Gleiches Loos“ aus der Oper Zampa zur Guitarre. Es waren unheimliche Gesellen, die hier im Hause des Rechtsanwalts Joller ihr Wesen trieben und das allerunsinnigste Zeug anstellten, zum Beispiel die Ofenröhre voll alten Eisens, Scherben, Lappen und Aepfelgriebse stopften, als ob es rechte dumme Jungen gewesen wären. Manchmal warf es auch mit Steinen nach den Kindern, glücklicherweise ohne ihnen weh zu thun (nebenbei gesagt, der beste Beweis, daß die ganze Familie hallucinirte und Alles bloß träumte) — Aepfel und Birnen hüpften wie Gummibälle im Hofe herum, Stricknadeln wurden unruhig wie Quecksilber, man konnte sich auf nichts mehr verlassen, man mußte sich auf Alles gefaßt machen, es wäre wirklich zum Lachen gewesen, wenn es nicht zum Verzweifeln gewesen wäre. Natürlich wurde in dieser abergläubischen und stockkatholischen Gegend ebenfalls zu Patern, Gottesmännern und Teufelsbannern geschickt, Kirche und Polizei um Hülfe angerufen, es war nichts zu machen. Nach zwei Jahren Angst und Hudelei konnten es Jollers schlechterdings nicht mehr aushalten; am 23. October 1862 verließ die ganze Familie das Haus, das Elternhaus, das alte traute angestammte Heim.

Solche Erfahrungen lagen damals in der Luft, man machte sie

überall; man machte sie bald darauf auch in der Mark Brandenburg, in der nächsten Nähe von Berlin, in Tegel und in dem kleinen Orte Resau bei Bliesendorf, wo der Schäfer Peter Drinkwitz in dem Böttcher'schen Büdnerhause sieben Jahre bei seiner Schwester gewohnt und dreiviertel Jahre schwer krank gelegen hatte, und wo es, seitdem der alte Mann, der seiner Schwester zur Last fiel, fortgeschafft worden und bei andern Verwandten gestorben war, unausgesetzt spukte, kündete und mit Steinen, Bratpfannen, Kartoffeln und Schinkenknochen warf, außerordentliche Manifestationen, die zwei Gerichtshöfe nicht umhin konnten, dem Knaben Karl Wolter, dem Enkel der Frau Böttcher und Großneffen des Peter Drinkwitz, einem meisterlichen kleinen Werfer zuzuschreiben . . . . . ich sage, solche Erfahrungen lagen in der Luft, sie fielen nur im Stanser Thale und im Jollerschen Hause auf einen neuen, besonders fruchtbaren Boden. Die größte Aehnlichkeit mit dem Rechtsanwalt Joller hatte ein amerikanischer Geistlicher, der sechzigjährige Dr. Phelps, aus dessen Hause in dem Dorfe Stratford im Staate Connecticut in den Jahren 1849 und 1850 ebenfalls die merkwürdigsten Vorgänge gemeldet wurden. Auch hier klopfte und ging es um, wie beim Gastmahle des gottlosen Königs Belsazar erschienen Geisterschriften, die Wände wurden voll Menetekels geschmiert, die Kleider zu Puppen zusammengebunden, es warf mit Steinen, ja, es waren während des Essens Messer und Gabeln, Tische und Stühle wie Federn herumgeflogen. Er hatte einen achtjährigen Sohn Namens Harry: dem wurde von unsichtbarer Hand ein guter Rock zerrissen, worauf sich der Junge selbst an einen Baum band und so mörderlich schrie als ob er am Spieße stäke, indem nämlich besagter Harry nebst seiner Fräulein Schwester ein Medium war. Der alte Phelps wandte sich an einen Hellseher, nämlich an den gelernten Schuhmacher Andrew Jackson Davis, der damals erst vierundzwanzig Jahre zählte, aber Autorität in solchen Dingen war, um die Ursache dieser Plage zu erfahren: Davis schrieb ein Buch über den Gegenstand, das er: Philosophy of spiritual Intercourse, Philosophie des geistigen Verkehrs betitelte (New York 1851). In demselben wies er nach, daß der ganze Lärm im Hause des Dr. Phelps von fünf alten Tanten veranlaßt worden war, die der Menschheit die Segnungen des Spiritismus zugänglich machen, den Verkehr der sichtbaren mit der unsichtbaren Welt, the spiritual Intercourse hatten eröffnen wollen. In den Vereinigten Staaten blühte nämlich dieser Unsinn zuallererst; seit den vierziger Jahren klopfte es in ganz Amerika, diesseits des großen Wassers erst seit den fünfziger Jahren. In den amerikanischen Hinterwäldern waren zuerst einmal, wie später in Nidwalden die Insassen von den Poltergeistern vertrieben und ohne Kündigung zum Hause hinausgeekelt worden.

In einem Winkel der Grafschaft Monroe, in dem Dorfe Hydesville, wohnte um 1846 ein gewisser Michael Weckman. Er hatte sich nach harter Arbeit am Ontariosee zur Ruhe gelegt und gedachte eben einen langen Schlaf zu thun, als er plötzlich wieder aufwachte. Es hatte geklopft. War Jemand da? — Keine Menschenseele. Er ging also wieder zu Bett. Da klopfte es abermals und stärker. Wieder sah er hinaus und wieder fand er Niemand; auf der Straße war alles still. Und immer klopfte es wieder. Nun dachte Michael Weckman bei sich selber: laß es klopfen. Er betrachtete das Klopfen fortan als irrelevant, wie eine Art Ohrensausen. Er ward das Gepoche nachgerade gewohnt und hörte es gar nicht mehr. Schließlich bekam er es doch satt, und da auch sein Töchterchen Maudlin einmal des Nachts entsetzlich zu schreien anfing, weil dem Kind eine kalte Hand mit feinen spitzen Krallen übers Gesicht gefahren war, so suchte er sich eine andere Wohnung und zog aus.

Achtzehn Monate lang stand das Häuschen leer; dann wurde es an eine deutsche Familie, die Familie Fox vermietet, die es im December 1847 bezog. Es waren, wohlgemerkt, Methodisten, eine den Quäkern verwandte Secte, Vater, Mutter und drei Töchter, zwei davon noch ganz junge Dinger; der Mann hieß eigentlich: Voß, er hatte sich aber verengländert und nannte sich: Fox, wie sich Herr Vogel: Bird und Herr Bernstein: Amber nannte. Uebrigens war ja Fox ganz dasselbe wie Voß, nämlich so viel wie Fuchs. Mit Fuchsens ging nun das Klopfen eigentlich erst recht an; aber sie wußten es besser zu nehmen. Sie zeigten sich für etwas Höheres, für das spiritual Intercourse empfänglich. Mit andern Worten: sie ließen sich in die hier offenbar angezeigte Unterhaltung ein.

Es war im März des Jahres 1848, wiederum spät Abends; die Eltern entkleideten sich eben und sprachen von der Pariser Februarrevolution und von dem Aufruhr drüben in Berlin und wollten gerade das Licht auslöschen, die Mädchen lagen schon im Bette: da klopfte es abermals. Diese drei unnützen jungen Dinger waren, wie gesagt, nicht blöde: sie betrachteten das als eine Aufforderung zum Tanz. Sie wollten die Antwort nicht schuldig bleiben; sie schnipsten mit den Fingern. Sieh da! — Es schnipste wieder; der trunkene Faun aus Herculanum hätte nicht besser schnipsen können. Dann versuchten sie's mit dem Klatschen; die Aelteste fing an, die Hände zusammenzuschlagen und Eins, Zwei, Drei zu zählen. Auch das wiederholte sich.

Nun fand die Frau Mutter für gut, von der Sache Notiz zu nehmen. Zähle einmal bis Zehn, du lieber Geist! — sagte Mrs. Fox, indem sie das Kind gleich beim rechten Namen nannte. Es klopfte

zehn Mal; das Klopfen schien die Muttersprache des Vögelchens zu sein. He, weißt Du auch, wie alt Mrs. Anna Leah Fish, meine älteste Tochter ist? — Dreiundzwanzig wohlgezählte Klopfer. Es stimmte auf's Haar. Und Meggy? Wie alt ist Meggy? — Fünfzehn Klopfer. Kitty? — Zwölf Klöpflein, dazu noch ein Ansatz, als ob das Ding hätte sagen wollen, daß das Nesthäkchen morgen seinen Geburtstag habe. Das ging doch in's Aschgraue.

— Aber wer in aller Welt bist Du denn eigentlich? Nennt man Dich ein menschliches Wesen? — Keine Antwort. So bist Du wohl ein Geist? Ist es andem, so klopfe vernehmlich zweimal! — Und es klopfte majestätisch zweimal, als hätte es sich umdrehen und allen Geistern verkünden wollen, soviele ihrer im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind: Meine Herren, wir sind entdeckt!

Durch vieles Hin- und Herfragen brachte Frau Fuchs nun auch noch den Namen des Klopfgeistes heraus. Es war Charles Ryan, der Hausirer, an den sich eine halb schaurige, halb komische Erinnerung in Hydesville knüpfte. Er war, als das Haus noch der Wittwe Knickerbocker gehörte, oft darin eingekehrt, Abends gekommen und Frühmorgens wieder mit seinem Reff gegangen, nachdem er oben auf dem Boden genächtigt hatte. So wußte die Frau oft kaum, daß er dagewesen war. Eines Tages nun, nachdem sie den Hausirer schon lange nicht mehr gesehen hatte, bemerkte Frau Knickerbocker einen Leichengeruch, der vom Boden auszugehen schien. Sie ging hinauf, und da hing der arme Charles Ryan an einem Dachbalken und bleckte mit der Zunge. Das wäre nun schon Schreck genug gewesen; aber was der Mann außerdem angestellt hatte, war unglaublich: sein Anblick flößte ein seltsames Grauen ein. Auf dem Boden war eine Truhe mit Kleidern der Hausbesitzerin gewesen. In diese Kleider hatte er sich gesteckt. Er zog vier oder fünf Weiberröcke übereinander an, dazu eine schwarze Taille mit Spitzenärmeln, die er sorgfältig hervorzog, band sich fünf Schürzen vor, drei blaue, eine schwarze und eine weiße, und setzte drei Hauben auf; zuletzt nahm er noch einen leeren Tragkorb auf den Rücken. So hing er sich auf, nachdem er noch sämmtliche Mobilien in wunderlichem Gemisch durcheinander gerückt und vor die Bodenthüre einen Kübel mit Wasser gestellt hatte. Ob es ein Spaß sein sollte, den er sich noch nach seinem Tode zu machen beabsichtigte, ob er der Frau einen Schur thun wollte, ob es eine verkehrte Sexualempfindung, eine Art Fetischismus war, Niemand weiß es. Es ging auch das Gerücht, er sei von einem Schneidergesellen ermordet und von dem Mörder aufgehängt und so bizarr ausgeputzt worden, um das Gericht auf eine falsche Spur zu

leiten. Der Mann war verheirathet gewesen; er hinterließ eine Frau und fünf Kinder. Die Frau war ihm inzwischen in die Ewigkeit nachgefolgt.

* * *

2. Der Verfolgungswahn.

Die Entstehung der Gespensterfurcht — die Verstorbenen können sich von ihrem Hause nicht trennen, besonders die vorzeitig Verstorbenen, die noch nicht ausgelebt haben — sie vertreiben dann den jungen Nachwuchs — aus diesen Vorstellungen heraus ist der Verfolgungswahn zu erklären, der Gehörshallucinationen veranlaßt und eine ganze Familie ergreift wie eine Hausepidemie — auch die Bewohner, die das Haus gezwungen verlassen haben und in Unfrieden geschieden sind, kommen nach ihrem Tode wieder und rächen sich — zum Beispiel die Großmutter des Rechtsanwalts Joller und Peter Drinkwitz in Resan — besonders deutlich wird dieser Gedankengang in dem Falle Joller, wo die Geister der Frauen wie Furien wiederkommen und einen solchen Lärm machen, daß die Leute den Verstand verlieren — nichts Neues, dieser Verfolgungswahn: den Todten das Haus zu überlassen, war einst Gesetz.

Wer hätte noch niemals von alten Schlössern gehört, in denen es nicht geheuer ist, und die Bekanntschaft von Schloßgespenstern gemacht? — Erst im vorigen Jahre ist wieder eine junge Dame aus New York, die ihre Freundin, die Herzogin von Marlborough, eine geborene Vanderbilt, in Blenheim House bei Woodstock in Oxfordshire besuchte, in ihren Zimmern im zweiten Stocke des rechten Flügels, die eine so wundervolle Aussicht auf die Ruinen von Woodstock bieten, von einer unheimlichen Spukgestalt, einem Familiengeiste der Marlborough, ich will nicht hoffen: von einem Hausirer, herausgeklopft, im Schlafe gestört und arg beunruhigt worden. Dergleichen kommt alle Tage vor; Familiengeister, ehrwürdige Erscheinungen in der Tracht des 16. und 17. Jahrhunderts sind ja jetzt wieder Mode und die Amerikaner so geistersichtig wie die Hunde, was nicht gerade für die Bildung des Volkes spricht. Wir haben im Vorigen nur ein paar Privathäuser gewählt, die dieses Vorzugs theilhaftig geworden sind, und in allen drei oder vier Fällen zugleich die Umstände angegeben, aus denen sich die Furcht vor solchen mystischen Erscheinungen leicht erklärte — in Hydesville sogut wie in Blenheim.

Daß sich die Verstorbenen wie die Katzen von ihrem Besitze nicht trennen können; daß ihre Geister wiederkommen oder lieber gleich da bleiben; daß sie als Hausgeister im ganzen Hause polternd und schadenbringend umgehen: ist allgemeiner Glaube. Um so eher wird das geglaubt, wenn sie jäh und widerwillig aus dem Leben geschieden sind,

weil sie dann noch nicht ausgelebt haben und noch nicht lebenssatt und zum Frieden gekommen sind, sondern nicht ohne triftigen Grund mit ihrem Geschicke hadern, die Ueberlebenden beneiden und sich an ihnen zu rächen, ihren Groll an ihnen auszulassen suchen und Alles daran setzen, sie aus einem Anwesen zu vertreiben, das ihnen nicht gehört und nur gleichsam aus Versehen zugefallen ist. Für nichts haben die Menschen einen feineren Instinkt als für die Selbstsucht der Nebenmenschen: unwillkürlich setzen sie dieselbe auch bei den Verstorbenen voraus, denen sie alle mögliche Schlechtigkeit zutrauen und die sie um so mehr fürchten, wenn sie ihnen gegenüber kein ganz reines Gewissen haben. Das ist die psychologische Quelle alles Spuks, die immer zutrifft, seitdem die Erde steht; sie läßt sich jedesmal nachweisen.

Jedesmal hat die Hausbewohner das Schicksal ihrer Vorgänger beschäftigt, nachdem dasselbe grausam gewesen war; und es ist eigentlich schon grausam, wenn der Mensch eines natürlichen Todes stirbt, denn Niemand geht gerne aus dem Leben, und niemals ist es gesagt, daß er nicht hätte noch länger leben können. Hat er aber vollends ein geheimnißvolles, böses Ende genommen, ist etwas von Schuld seiner Angehörigen dabei, so kommt er den Ueberlebenden gar nicht aus dem Sinne. Sein blutiges Bild quält sie, schreckt sie, verfolgt sie wie eine Furie. Und aus dieser Geistesverfassung heraus sind die Wirthsleute in Vahrn, die Joller in Stans und die Fox in Hydesville zu beurtheilen. In allen drei Häusern haben sich die Leute von vorzeitig dahingerafften Seelen verfolgt geglaubt und an Verfolgungswahn gelitten.

Auch in Resau ist der Spuk augenscheinlich vom Verfolgungswahn ausgegangen, erst allmählich hat der kleine Karl Wolter die Sache in die Hand genommen. Der Schäfer Peter Drinkwitz, der jahrelang bei seiner Schwester in dem Alkoven haust, aber endlich vor die Thüre gesetzt wird und, entzweit mit seiner Schwester, bei andern Verwandten stirbt, muß in der Höhle, die er gezwungen verlassen hat, als feindlicher, als böser Geist fortleben. Wie tief das Zerwürfniß zwischen Bruder und Schwester gewesen ist, sieht man daraus, daß der Geist des Peter Drinkwitz nachmals Versöhnung nachgesucht und daß Herr Dr. Egbert Müller, ein so beschränkter und eingebildeter Spiritist, wie er im Buche steht, die Versöhnung zu Stande gebracht hat — es war ein feierlicher Act, ich weiß nicht, ob je auf Erden ein ähnlicher gewesen!*) — Wenn einem also bei Böttcher's ein Schinkenknochen an den Kopf flog oder eine Bratpfanne vom Tische herunterfiel, so war

*) Dr. phil. et jur. Egbert Müller: Enthüllung des Spukes von Resau. Vierte Auflage. Berlin, K. Siegismund. 1889.

das Peter Drinkwitzen's Geschoß. Er rächte sich so, der alte garstige Bruder. Dann half ihm der treffliche kleine Karl, der in Drinkwitzen's Bette, im Spukwinkel schlief.

Der Verfolgungswahn ist eine Geisteskrankheit, die sich sehr häufig einstellt und erblich ist. Sie kommt bei den verschiedensten Affectionen des Gehirns, bei angeborenen und erworbenen Leiden, bei der Epilepsie, bei hysterischen Krämpfen, bei Alkoholdelirien vor; neuerdings hat man sie auch bei dem sogenannten Benzinrausche beobachtet, dem sich in Amerika Schneider und Schneiderinnen, sowie die in den chemischen Waschanstalten beschäftigten Personen zu ergeben pflegen, indem sie Benzin einathmen. Und regelmäßig verbindet sich dieser Wahn mit Sinnestäuschungen, besonders mit Gehörshallucinationen: die Kranken glauben an ihrem Bette, hinter einer Wand oder unter dem Fußboden klopfende, knisternde, bohrende Geräusche zu vernehmen; es fängt genau so an wie oben. Allmählich steigert sich die Angst der Unglücklichen, sie hören fortwährend das furchtbarste, entsetzlichste Getöse, einen Mordspectakel um sich her, Höllenhunde bellen, Riesenschlangen zischen und pfeifen, die Ohren gellen ihnen davon. Man schimpft sie, man droht ihnen, man will sie vergiften, man will sie um's Leben bringen: sie können sich nicht mehr retten. Manchmal setzen sie sich auch zur Wehre; ich kannte eine geisteskranke Dame, die oft urplötzlich bei Tische aufschrie, weil sie vom Geiste ihrer Mutter gescholten ward, und dann mit diesem Geiste einen heftigen Auftritt hatte, wobei sie ihre Mutter redend einführte und auf sie, das schlechte Mädchen, einzanken ließ. Das Ende der Scene war regelmäßig, daß sie sich in die Hand biß. Von dem vielen Beißen war ihr die Hand ganz unförmlich und so hart wie ein Huf geworden.

Dergleichen Zustände, die den Irrenärzten wohlbekannt und ein Symptom der Verrücktheit sind, geben zum Verständniß der oben beschriebenen mystischen Erscheinungen den Schlüssel ab. In Vahrn und in Stans, zunächst auch in Hydesville (wo freilich der Selbstbetrug nur zu bald in absichtlichen Betrug ausartete) hat man die Bewohner wie Geisteskranke zu betrachten. Der Ausbruch der Krankheit erfolgt genau so wie bei einer Epidemie; und zwar ist es eine Hausepidemie. Der Krankheitskeim hat eine gewisse Zeit gebraucht, um sich zu entwickeln: endlich einmal Abends, beim Zubettegehen, schon halb und halb im Traume, in jenem Helldunkel des Bewußtseins, das dem wirklichen Schlaf vorhergeht, hört es Einer klopfen, wie bei Beethoven das Schicksal klopft. Nun geht die Krankheit ihren Weg, nichts vermag sie mehr aufzuhalten, die Familienglieder übertragen sie wie ein Contagium auf einander. In dem Joller'schen Hause wird sie sich dann zu rasenden

Angstanfällen und zu einem völligen allgemeinen Delirium steigern, dem schließlich auch Fremde unterliegen. Jedermann wird angesteckt, der mit dem kranken Hause in Berührung kommt.

Hier läßt sich, dank dem ausführlichen Berichte des Rechtsanwalts Joller, die Entstehung des Wahns, was die Aerzte das Stadium der Incubation nennen, besonders gut übersehen. Der wackere Schweizer mag sich über das tragische Schicksal seines Hauses und über jene Schreckensnacht, die ein vierfaches blühendes Leben plötzlich abschnitt, scheinbar muthwillig vernichtete, oft Gedanken gemacht haben. Wer die Großmutter in jener Nacht eigentlich warnte und zur Flucht veranlaßte, hat man nie erfahren können — es sollte auch ein räthselhaftes Klopfen gewesen sein; vielleicht hatte sie selber eine Hallucination gehabt, der Teufel das Weib nach Engelberg und ihre Töchter in's nasse Grab getrieben. Gerade sein Vater war übrig geblieben — durch eine eigenthümliche schwere Fügung war er, der Rechtsanwalt und Nationalrath Joller, allein Herr auf dem alten Bauernhof geworden, den am Ende auch die Großmutter grollend verlassen hatte, in dem sie nicht hatte sterben können. Ich vermuthe, daß auch hier ein ernstes Zerwürfniß zwischen Mutter und Sohn stattgefunden und daß dieser Umstand, der in der Broschüre nur gelegentlich erwähnt wird, viel zu den Wahnvorstellungen beigetragen hat. Ein Unstern haftete wie ein Brandmal an dem Hause, in dem der Rechtsanwalt Joller am 1. Januar 1818, in den Zwölf Nächten geboren ward; eine unheimliche räthselhafte Erinnerung an vergangene Schrecken und Irrungen drückte auf sein Gemüth. Er konnte seines Besitzes nicht froh werden, man sagt, er hatte auch wirklich finanzielle Bedrängnisse; er sann und grübelte. Er gedachte, wie einst in dem alten Hause, das ursprünglich den Zelger gehört hatte, jeweilen bei Festlichkeiten im Speisesaale ein dienstbarer Geist erschienen war und die Tafel gedeckt hatte — zum letzten Male bei der Primizfeier des Vetters — und ob der wohl wieder erscheinen würde — es fehlte ihm etwas. Plötzlich sprang, ohne nachweisbare Ursache, aber vermuthlich durch die alte Magd vermittelt, die erzählte, daß es an ihr Bett geklopft und daß sich Jemand gekündet habe, die Phantasie einer Verfolgung aus seinem Gehirn hervor, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Jupiter. Damit kam eine fixe Idee, die längst gekeimt hatte, wie eine reife Frucht bei ihm zum Durchbruch. Die Krankheit war erklärt.

Nun brach der Spuk herein. Die Seelen, die einst klagend und schroff aus dem Hause und aus dem Leben geschieden waren, die Großmutter und die verunglückten vier Töchter meldeten sich und wollten wieder in ihre Wohnung. Sie begehrten Einlaß; sie forderten eifer-

süchtig ihr Recht und ihren Altentheil, und da sie den Platz besetzt fanden, so warfen sie die junge Brut hinaus. Sie ließen sich, herzlos wie alle Geister, in einen erbitterten Kampf mit der Familie, ihrer eigenen Familie ein, die sie mit kalter Consequenz auf alle Weise beunruhigten und quälten, bis es die neue Generation satt hatte und dem Feinde das Feld räumte. Der Feind war die alte Generation, der Haufe der Vorangegangenen, auf traurige Weise um's Leben Gekommenen, um die Freude, die die Natur auch ihnen an der Wiege zugeschworen hatte, schmählich Betrogenen. Ich brauche nicht zu wiederholen, daß dies, bewußt oder unbewußt, der leitende Gedanke aller Glieder des Hauses und nur ein Gedanke war.

Die Furcht vor den Todten, die den Lebendigen angeboren ist, brach einmal, durch die Umstände begünstigt, eklatant und mit elementarer Macht hervor. Der uralte Verfolgungswahn, von dem alle Menschen befangen sind, in dem die gesammte Cultur- und Religionsgeschichte wurzelt, lebte vermöge einer Art von Rückschlag wieder auf. Das war in der Geschichte der Menschheit nichts Neues, daß die Todten die Lebendigen verdrängten — Jahrtausende vor Joller, als noch kein frohmüthiges Landhaus im Stanser Thale stand, war es üblich, nach einem Todesfalle die Wohnung aufzugeben und die Höhle oder die Hütte der todten Mutter, dem derzeitigen Familienhaupte, zu überlassen.

* * *

3. Das Quidproquo der Phantasie.

Nicht alles ist reine Einbildung gewesen, es hat auch wirklich Töne und Laute gegeben, die mißverstanden worden sind — Theaterillusionen, in einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad — es wird Eins für's Andere genommen — alte Häuser voll von mysteriösen Stimmen und Geräuschen — vom Winde, von Ratten und Mäusen, von Katzen, von Eulen, von Klopfkäfern hervorgebracht — das Hofmeister'sche Grundstück, nachmals Pferdebahndepot in Reudnitz — die Menschen selbst betheiligen sich daran, indem sie sich in Ruinen ansiedeln — Räuber und Mörder besorgen den Spuk — Diebe, die in Hotels als Gespenster umgehn, starke Geister, die den Portier zur Seite stoßen — die mit Gespenstern verschwistert sind.

Sinnestäuschungen! Gehörshallucinationen! — Die geängsteten Hausbewohner hätten also phantasirt, wachend geträumt, mit offenen Augen Gespenster gesehn, den furchtbarsten Lärm zu hören geglaubt und doch eigentlich nichts gehört. Daß dergleichen Delirien vorkommen, wird jeder Irrenarzt bestätigen. Man fragt sich aber: ist denn in solchen

Fällen wirklich Alles, Alles als reine Einbildung aufzufassen und nicht dies und jenes aus einfachen Illusionen, das heißt aus Verwechselungen und Umdeutungen wirklicher Sinneseindrücke zu erklären? Läßt sich das Klopfen, das Poltern, der Hammerschlag, wenigstens zunächst, nicht auch noch anders und sehr viel natürlicher ableiten? — Töne und Geräusche aller Art werden gelegentlich verarbeitet und ausgestaltet wie im Traum. Es kommt nur darauf an, der Einbildungskraft etwas zu bieten: ist sie einmal erregt, so hilft sie sich wohl selber und repetirt wie eine Uhr; aber zunächst muß sie aufgezogen werden wie eine Uhr. Dabei geräth sie freilich leicht auf Abwege; sie geht durch wie ein Pferd, das führerlos dahinrast. Sie lobt sich ihre Freiheit; sie ist eine große Künstlerin, die mit den einfachsten Mitteln eine imaginäre Welt erschafft und aus jedem kleinsten Umstande Nahrung saugt, um die Luftschlösser zu bauen, mit denen sie sich gerade trägt, auf die man sie hingelenkt hat. In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad, dieses Lied singen sie in der Dämmerung, und dazu wird taktmäßig mit Stuhlbeinen geklappert, mit Stricknadeln auf den Tisch geschnippt, mit einem großen Haderwische langsam über die Wand gestrichen — augenblicklich hört man das Wasser rauschen, die Mühle klipp klapp gehen und das Mehl durch den Beutel sickern, bloß weil man das Mühlrad im Kopfe und das Geräusch eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Mühlen-Geklapper hat. Und läßt man sich nicht ganz auf dieselbe Weise im Weißen Rößl durch die Regenmaschine täuschen, wenn in eine lange, spiralförmig gewundene Röhre Erbsen geschüttet werden und die Erbsen mit dem Geräusch des Regens herabrieseln oder beim Umdrehen der Walze wie ein Platzregen niedergehn? Hat man nicht schon im Alterthum Donnermaschinen, Claudiana Tonitrua gehabt, sei es, daß man eherne, mit Steinen gefüllte Kessel herumschwenkte, sei es, daß man steinerne Kugeln über den Boden rollte wie beim Kegelschieben? — So wurde noch in Sanct Afra von den Schülern in der Nacht auf den Schlafsälen der Donner nachgemacht, während man sich in den heutigen Theatern eines starken, über einen Rahmen gespannten Felles voller Kugeln bedient, auf das man trommelt, oder auf eigens dazu hergerichteten Bahnen Lastwagen auf und ab fährt. Das alles sind Täuschungen, aber keine ganz grundlosen Wahnvorstellungen, sondern illusorische Wahrnehmungen, die nur falsch aufgefaßt und falsch gedeutet werden, wozu die allgemeine Situation das Publicum verleitet. Ohne Zweifel haben auch bei den oben geschilderten krankhaften Erscheinungen solche kleine mißgedeutete Umstände mitgewirkt.

Ein Arzt, der aus der Stadt auf ein benachbartes Rittergut zu einem kranken Fräulein gerufen worden ist, bleibt die Nacht im Schlosse;

er bekommt die sogenannte schwarze Kammer angewiesen. Er ist noch im ersten Schlafe, da weckt ihn ein leises Pochen an der Thüre; es dünkt ihm, er höre rufen: August! — Dann rauscht es auf einmal in den Bettvorhängen, sein Zimmer kommt ihm wie verwandelt vor, eine eiskalte Hand berührt ihn, und neben ihm liegt eine Weiße Frau. Er schreit laut auf: in demselben Augenblicke geschieht ein heftiger Schlag, die Gestalt ist verschwunden, und er sieht nichts um sich als die vorige Dunkelheit. Bloß eine lange dunkle Locke liegt noch auf seinem Kissen. Er glaubt nun Geister gesehn zu haben.

Die schwarze Kammer hatte nämlich gewöhnlich der herrschaftliche Jäger inne; und zwar stieß sie an die Schlafstube des Kammermädchens an, von welcher sie durch eine bewegliche Wand getrennt war. Der Jäger unterhielt ein Liebesverhältniß mit dem Mädchen. Die Schöne hatte von der Veränderung zufällig nichts erfahren, ihren guten Freund besuchen wollen, aber, sowie sie ihren Irrthum bemerkte, alsbald den Rückzug angetreten und den Schieber zugeworfen. Der Doctor scheint kein Löwenherz und etwas einfältig gewesen zu sein, daß er die Situation nicht gleich durchschaute und sich vor der Weißen Frau fürchtete und glaubte, das Fräulein, das noch in derselben Nacht starb, sei ihm erschienen. Daß er quid pro quo nahm, nachdem das Mädchen quid pro quo genommen hatte.

Aber es geht oft so, Eins für's Andere! — Häuser, zumal alte Häuser, wie das Joller'sche eines war, Schlösser, einsame Schlösser auf einsamen Felsenspitzen — aus einem tiefen grünen Thal steigt auf ein Fels als wie ein Strahl — Burgen, verfallene Ritterburgen: sind gewöhnlich voll von mysteriösen Stimmen und Geräuschen.

Ihre Dächer sind zerfallen,
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

Der Wind, der Wind, das himmlische Kind, das heult und tobt, pfeift, braust, saust und wüthet! — In den dreißiger Jahren hatte Herr Friedrich Hofmeister, der Leipziger Musikalienhändler, in Reudnitz ein großes Grundstück erworben und ein Haus mit einer Säulenhalle davor gebaut, gleich einem Parthenon. Es hatte keinen Vorsaal, und wenn man die Thüre aufmachte, zog es durch's ganze Gebäude hindurch, bis zum Boden hinauf. Dieser Luftzug brachte ganz merkwürdige Stoßseufzer und Geisterstimmen mit sich, und sehr bald hieß es, daß es auf dem Hofmeisterschen Grundstücke spuke und daß sich eine alte Tante sehen lasse — die Dienstmädchen liefen fort, weil's spukte, und die Leipziger liefen hin, weil's spukte. Aber der Wind ist nicht das Einzige,

was durch die Hallen streicht, fast noch unheimlicher und mitunter ebenso laut sind die Thiere, die auf dem Boden hausen und die das Unwesen vollzumachen pflegen — auch davon wissen Hofmeisters zu erzählen.

Das Haus wurde fort und fort von der Familie bewohnt; der Sohn des Gründers der Firma, der als Botaniker bekannte Wilhelm Hofmeister, hatte ein artiges Töchterlein. Lieschen Hofmeister fing einmal im Garten einen Igel und steckte ihn auf den Boden, damit er Jagd auf Mäuse und Küchenschaben mache. Nun ist der Igel bekanntlich ein täppischer Geselle mit kurzen, dicken Beinen und plumpen Füßen, der einen starken Tritt hat wie ein Mensch, weil er ein Sohlengänger ist. Er läuft für gewöhnlich ruhig auf und nieder, mit gleichmäßig trippelnden Schritten, schießt aber, sowie er eine Maus gewahr wird, mit unglaublicher Schnelligkeit darauf los; außerdem pflegt er erst nach Sonnenuntergang aufzustehen und sein Geschäft in der Nacht zu treiben. Ein gefangener Igel macht also im Hause zur Nachtzeit viel Gepolter. Wie sehr kam nun der Igel der schon grassirenden Gespensterfurcht zu statten! — Im Herbst 1873, als der alte Friedrich Hofmeister lange todt war, wurde das Grundstück von den Erben an die Leipziger Pferdebahngesellschaft verkauft und das Haus in das Depot der Pferdebahn verwandelt. Aber das Spuken ging fort, ja, es zeigte sich sogar jetzt auch ein graues Männchen, das aus der Futterkrippe aufstieg und auf dem Futterboden herumrumorte und das aufgehäufte Geld umschaufelte und das Niemand anders als der alte Friedrich Hofmeister, gestorben 1864, war. Die Leute strömten nun erst recht nach Reudnitz, es gab einen Auflauf, daß die Feuerwehr spritzen mußte, um den Janhagel zu vertreiben, es erschienen wie gewöhnlich Broschüren über den Spuk, bis endlich die Thüre zugemacht und der Igel von einem Zigeuner gebraten ward.

So man das thut am grünen Holze, was will am dürren werden? In halb verlassenen Räumen, wo sich die Ratten und die Mäuse, die Fledermäuse und die Eulen in den Ruinen angesiedelt haben, die Schwaben und die Heimchen durch die Küche wandern, in den alten Erbstücken, den mächtigen eichenen Schränken und Truhen, den wurmstichigen Tischen die Klopfkäfer bohren, und alle zusammen nun ein Hallo und eine Musik anstellen, daß einem die Haare zu Berge stehen? Spielen sie nicht sogar Klavier? — In einem alten abgesetzten Instrumente übt es seit einigen Wochen wunderbar: die Harmonika klingt von selbst. Eine Maus hat unter dem seit Jahr und Tag nicht gelüfteten Deckel ihre Wohnung aufgeschlagen und ab und zu einen Läufer ausgeführt, der jedes spiritistische Herz höher schlagen machte. Die Mäuschen sind doch sonst sprichwörtlich wegen ihrer Stille. Aber

die Ratten, die Ratten, genade Gott! — Wo sie sich stark vermehrt haben, spukt es wohl ohne böse Geister. Das rasaunt des Nachts unter dem Dache und unter dem Fußboden hin und her, als ob das Wüthende Heer los wäre. Und wo keine Ratten sind, da giebt es geisterhaft schleichende Katzen und Marder, die sich beißen, die in mondhellen Nächten, in der Liebeszeit ein unnennbares Lied anstimmen, ein Lied, das rasend machen kann — oder Hunde, die heulen und den Kopf in die Höhe halten, in's Leere blicken, als ob sie Geister sähen — Todtenuhren, die picken, Nachtvögel, die keinen Schlaf kennen und zum Fenster hereinfliegen wie Todesboten — während sie einandermal zum Schornstein hinunterfallen, nicht wieder herauskönnen und sich zu Tode flattern.

In einem Eckzimmer eines alten Stiftshauses schreibt es unermüdlich: Tag und Nacht hört man die Feder auf dem Papiere kratzen, absetzen und wiederkratzen. Es sind solche elendiglich hineingefallene Vögel, Dohlen und Eulen, die sich hier in einem alten Kamine gefangen haben und hin und herfahren wie Nonnen, die eingemauert sind; die Phantasie verwandelt das Kratzen in ein Schreiben, ja, sie setzt einen bleichen Sekretär hinein, es ist abermals ein Mißverständniß, ein voreiliges, auf der fixen Idee der Menschheit beruhendes Quidproquo.

In sehr alten Häusern, die gar nicht mehr bewohnt werden, zum Beispiel in Schloßruinen, pflegen sich wohl auch wieder Menschen anzusiedeln. Vor nicht langer Zeit spukte es in Leipzig auf dem Neukirchhof bei dem sogenannten Geisterpförtchen: es war ein Schneider. Aber ich meine nicht arme Leute, die in dem alternden Gemäuer wie die Bauern von Luksor im Ammontempel nisten; sondern Räuber und Mörder, die ihr Leben und ihren Raub darin verbergen und nebenbei das Umgehen und das Gespenst besorgen. Dergleichen gesunde Gespenster erscheinen zuletzt in den Schlafstuben der Philister, deren Furcht sie sich zu nutze machen, um zu stehlen, das Liebchen zu besuchen oder sonst ein Schelmenstück auszuführen — namentlich in Hotels gehen manchmal verdächtige, an Kleptomanie leidende Geister um, bald in schwarzer, bald in weißer Uniform. Erst vor Kurzem war wieder das Hotel d'Angleterre in Kopenhagen in den Ruf der Spukerei gekommen: wiederholt hatte man des Nachts ein in weiße Laken gehülltes Gespenst, vielleicht eins von den Gespenstern Ibsen's, durch die Gänge wandeln sehen. Und regelmäßig hatte man darauf am folgenden Morgen die Wahrnehmung gemacht, daß Geld und Werthstücke abhanden gekommen waren, so daß die Vermuthung eines ursächlichen Zusammenhangs zwischen beiden Erscheinungen nahe lag. Der Portier allein hatte schon an 1500 Kronen eingebüßt. Er faßte das Gespenst eines Nachts, wie es sich eben wieder am Depotschrank zu schaffen machte. Es war ein

starker Bursche, der den Portier zu Seite stieß, zum Fenster hinaussprang und entkam. Ja, es giebt auch starke Burschen unter den Gespenstern, um nicht zu sagen: starke Geister; Geister, die Fleisch und Bein und von einem Geiste nicht mehr haben als das Kostüm. Daher sagt schon Goethe, der ähnliche Erfahrungen gemacht haben muß:

Für einen Wirth ist es nicht wohlgethan,
Zu zittern, wenn's im Haus rumort und geht und knistert;
Denn mit Gespenstern sind die Diebe nah verschwistert.

* * *

4. Die Mystifikation.

Zu den unabsichtlichen kommen die absichtlichen Täuschungen — die von den Kindern, von den Dienstmädchen, wohl auch einmal zur Probe angestellt werden — Karl Wolter in Resau — eine Geschichte aus Lindenau bei Leipzig — eine andere Geschichte aus Leipzig — keine großen Apparate, keine besonderen Instrumente, nur eine Wand, eine Bettstelle, an die man anschlagen kann — unsichtbare Mechaniken und Hülfsmittel, die wir an unserem eigenen Körper haben — das Bauchreden — die Uebung der Zehen — immer dieselbe Geschichte, die Menschen werden nie gescheidter.

Damit aber stoßen wir auf eine dritte Quelle von Irrthümern: die absichtlichen Täuschungen. Das Gespensterspielen, das auf eine geflissentliche Mystifikation der Anwesenden hinausläuft, eine beliebte Unterhaltung der Kinder ist, oft genug aus bloßer Schadenfreude entspringt, aber, wie wir sehen, auch Hochstapler und Taschendiebe amüsirt: wird nun in kritischen Fällen besonders wichtig und verhängnißvoll. Sind die Gemüther durch Wahnvorstellungen und Einbildungen aller Art genugsam vorbereitet; spannen die Sinne bereits ängstlich auf Alles und Jedes, was sich im Hause regt; suchen die Unglücklichen mit selbstquälerischer Erfindungskraft nach neuen Geisterkundgebungen, nach neuen furchtbaren Thatsachen und Beweisen, nach neuer Nahrung für ihre kranke Phantasie: so findet sich gewiß auch irgend ein ausgetragenes Kind, das die lächerliche Situation durchschaut, den Kopf nicht verloren hat und sich muthwillig erdreistet, die allgemeine Noth auf den Gipfel zu treiben, die Tollhäusler ganz und gar verrückt zu machen und die gefürchteten Stimmen, bei denen Alles wie beim Bösen Feinde zusammenfährt, heimlich hervorzubringen, was außerordentlich leicht ist. Die unreifen Personen haben dann ihre stille Freude daran, wenn es die Leute wieder schauert, das Blättchen schießt und die ganze Welt auf dem Kopfe steht. Eben die Kinder neigen zu diesem verwerflichen Spaße, wie denn auch der eine Sohn des Rechtsanwalts Joller von der Presse bezichtigt wurde,

hinter der Sache gesteckt, von Komödianten einen Elektromagneten geborgt, einen sogenannten elektrischen Klopftisch hergestellt und etwas Salonmagie getrieben haben; doch sind solche Zauberapparate gar nicht nöthig, auch nicht recht zweckmäßig, weil zu umständlich und zu leicht zu entdecken. Vor Jahrzehnten, als die Elektricität noch nicht so volksthümlich geworden war wie jetzt, führte man freilich mit ihrer Hülfe Spielereien aus, die jetzt nicht mehr passiren würden, man ließ Holzteller auf dem Tische tanzen und aufklopfen, Zauberglocken läuten und dergleichen. Aber der Experimentator selbst konnte sich doch dabei nicht verbergen, wenn man das Experiment auch nicht verstand, während hier überhaupt keine Ursache des Lärms wahrzunehmen sein sollte. An die Elektrisirmaschine will ich nicht recht glauben; an eine Mitwirkung der Kinder allerdings.

In Resau war ja die Schuld des Knaben Wolter unzweifelhaft und gerichtlich nachgewiesen worden; er hatte, nach Aussage seiner Mutter, bereits als kleines Kind recht geschickt geworfen und er wurde nachmals von einem Berliner Prestidigitateur, Max Rößner, engagirt.

In Gottfried Keller's Sinngedicht kommt, wenn ich nicht irre, die hübsche Novelle vor: daß ein Mädchen zwei Liebhaber hat und den Muthigsten nehmen will. Sie beschließt, sie deshalb auf die Probe zu stellen. Beide werden nacheinander in ein Zimmer einquartirt, in dem es spukt. Das Mädchen macht selbst den Spuk. Sie kriecht als Ahnfrau unter dem Bett hervor, haucht den Schlafenden eisig an, schneidet ihm eine Locke ab, umfaßt ihn mit kalten Armen, und was dergleichen Possen mehr sind. Der erste fürchtet sich; der andere greift zu und hält die Schäkerin fest. Den heirathet sie.

Außer den Kindern sind häufig die Dienstmädchen aufgelegt, die Herrschaft ein wenig zu mystificiren, und ich habe in dem Joller'schen Hause wiederum die neue Küchenfee in Verdacht, die laut Bericht an Stelle der alten, abergläubischen angenommen wurde. Ich will gleich einmal eine kleine Geschichte aus Leipzig erzählen, die zeigt, wie so ein unnützes Ding einer ganzen Gemeinde den Kopf verdrehen kann.

Es ist nicht lange her, daß hier in der Lindenstadt Alles nach Lindenau, in das Restaurant zur Goldenen Aue pilgerte, um das Geisterklopfen zu hören, das sich seit einiger Zeit in der Wirthschaft bemerkbar machte. Studenten und Schüler, Kaufleute und Buchhandlungsgehülfen, tausend wißbegierige junge Menschen strömten Tag für Tag zu dem Krakeel auf der Goldnen Aue, wie zu dem Lindenauischen Treffen oder wie die Spaziergänger im Faust am Ostersonntag. Die Polizei wurde aufmerksam, aber Niemand vermochte sich die Unruhe zu erklären, auch der Wirth nicht, der, nebenbei gesagt, die besten Geschäfte machte.

Endlich brachte es ein Schutzmann heraus — daß ein Aufwaschmädchen von der Kellertreppe aus mit dem Besenstiele an die Treppenstufen pochte. Dieses Haus fand der unsaubere Geist mit Besemen gekehrt! — Der Besen wurde bestraft. Es war, glaube ich, im Jahre 1890.

Eine uralte Methode, Geisterstimmen zu erzeugen, ist bekanntlich das Bauchreden; mit dem Bauch, nicht mit dem Bauche, sondern mit den gewöhnlichen Sprachorganen, die nur auf eine eigenthümliche Art eingestellt und verengert werden, kann man Steine reden lassen und Dreifüßen Zunge leihen: die Orakel sind oft nichts Besseres als Ventrakel gewesen. Alle Schamanen und Medizinmänner der Welt haben sich auf diese täuschende Kunst verstanden, deren Hauptpointe ist, die Hörer in Hinsicht des Ortes und der Schallrichtung irrezuführen, die Illusion hervorzurufen, als ob die Worte von einer anderen Stelle herkämen, sie gleichsam in eine bestimmte Gegend zu verlegen, einem fremden Gegenstand zu leihen und diesen Eindruck durch Gestikulation und durch zeitweilige Anwendung der gewöhnlichen Sprechstimme zu erhöhen. Die Räuber, die einst im Paktolus Gold stehlen wollten, haben sich durch Bauchredner täuschen lassen — die Mönche, die nicht genug für einen verstorbenen Bruder beteten, haben sich täuschen lassen, indem ihnen ein Bauchredner Vorwürfe machte, die aus dem Fegefeuer kamen — und die Bauern im Kanton Freiburg, die den Johannes Lecomte als Schwarzkünstler in's Feuer werfen wollten, haben sich täuschen lassen, indem der Ofen plötzlich zu räsonniren anfing. Warum hätte sich der Rechtsanwalt Joller und die Familie Fox nicht täuschen lassen sollen? — Man weiß es nicht; jeder Imitator hat an seinem eigenen Körper eine treffliche Servante und einen sprechenden Automaten, der Alles nachmacht. Wenn es indessen bloß auf solche unbestimmte Laute ankommt wie Klopflaute, so ist der menschliche Stimm- und Sprachapparat minder dazu geeignet oder wenigstens fast schade — dergleichen grobe Geräusche lassen sich ja mit jedem Stücke Holz, mit jedem Besenstiel ausführen. Diese nützlichen Werkzeuge haben außerdem das Gute, daß sie unverdächtig sind. Sollten sie vom Schicksal genommen werden, nun so kann man immer noch mit der Faust auf den Tisch schlagen oder mit dem Ellbogen aufstoßen oder mit dem Knöchel an die Wand pochen oder mit dem Fuße stampfen, vorausgesetzt, daß man unbeobachtet ist; alles das hinterläßt keine Spuren, man kann dreist vorgeben: die Geister sind's gewesen. Wird dem Illusionisten scharf auf die Finger gesehen, nun so bleibt doch noch ein Resonanzboden übrig, den sie ihm nicht entziehen können, nämlich der Fußboden, auf dem er mit dem Fuße spielt wie auf einer Holzharmonika; er hat vielleicht eine Zehe wie Stuart Cumberland, die er emporheben, über die zweite Zehe überlegen und dann plötzlich herabschnellen kann, so daß es klappt.

Man muß nur die große Zehe üben, sie besitzt ihre eigenen Streckmuskeln und Beugemuskeln, die oben am Beine liegen; wenn dieselben gehörig functioniren, so läßt sie sich brauchen wie ein Daumen. Ja, ja, wir haben nicht nur einen sprechenden Automaten, wir haben überhaupt eine Menge unsichtbarer Mechaniken und Hülfsmittel an unserem Körper, wir brauchen gar keinen Klopstock; und wenn die Controlle so weit getrieben wird, daß der Mann auf Kissen treten muß und auf der Welt nichts Hartes zu kloppen mehr übrig bleibt, so kann er doch noch mit den Gelenken knacken, ein Laut, den viele Personen zur Verfügung haben, besonders in den Fingern. Kurz, wer mogeln will, der klopft noch in den Federn, wie Fräulein Fox oder wie jenes andere Fräulein, das ebenfalls vor fünfzig Jahren hier in Leipzig die Bewohner der Burgstraße alarmirte. In einem wohlbekannten Hause dieser ehrwürdigen alten Straße schlief ein junges Nähmädchen, das in der Familie blieb, in einem Alkoven bei den Kindern. Abends, wenn die Kinder zu Bette gingen, pochte es jedesmal, Niemand wußte, wie das zuging. Wochenlang trug sich das zu, der Spuk hielt sich wie gewöhnlich; und das Mädchen that immer am Meisten furchtsam, es fing an zu zittern und sich unter die Bettdecke zu verkriechen: jetzt kommt's wieder, hu, hu, hu! — So daß sich nun auch wieder die Menschen versammelten und auf alles Andere riethen, nur nicht auf das Richtige. Endlich schöpfte doch einer Verdacht und rieth, dem Mädchen die Bettwand auszuhaken, so daß sie herunterfiele, wenn das Mädchen nicht ruhig läge und etwa selber klopfte. Und wirklich, kaum hatte das Mädchen wieder geschrieen, daß es nun wieder komme, so brach das Bett zusammen, weil das Laster mit dem Fuße anstieß. Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Und die Menschen werden nie gescheidter.

* * *

5. Die Anbahnung des Verkehrs mit der Geisterwelt. Die Klopfsprache.

Die Zeit, wo es rappelte, eine glückselige Zeit — Eröffnung eines Verkehres mit dem Jenseits — die Entdeckung der Klopfsprache — der Fortschritt war nicht neu — allüberall ist das Anklopfen eine herkömmliche Form der Mittheilung, eine Ergänzung der Lautsprache, ja, ein Ersatz derselben — man klopft bald bloß mit dem Fingerknöchel, bald mit einem Thürklopfer oder einem Thorring — die Trommelsprache der Dualla in Kamerun — daß sich also auch die Geister durch Anklopfen verständlich machen könnten, ist faßbar, es giebt nur keine Geister, am allerwenigsten Geister, die Knöchel zum Pochen haben — es giebt nur drei Füchslein, die durch die amerikanischen Wälder traben.

Es ist nur ein Zufall, daß die Geisterwelt nicht in Leipzig, sondern in Hydesville entdeckt ward. Hier waren es also die drei berühmten

Schwestern, Mrs. Anna Leah Fish und die Misses Margaret und Catharina, die sich auf's Rappen legten und zunächst ihre Frau Mutter, nachgerade aber ganz Amerika als Rumpelstilzchen berumpelten und berappten. In den Vereinigten Staaten nennt man nämlich das Klopfen: Rappen und die Geisterklopfer: Geisterrapper; sie oder die lieben Geister machen immer Rapptapptapp, sie sind gleichsam rappelköpfisch, sie haben den Rappel, daher das Zeitwort to rap, welches etymologisch unserem rappeln entspricht, aber eigentlich bedeutet: anklopfen, daß es rappelt. Zugleich machten die herrlichen Mädchen einen großen Fortschritt: sie scheinen das Rappeln von Anfang an als eine absichtliche Mittheilung und als eine Kundgebung von Wesen erkannt zu haben, die sich nicht besser äußern konnten oder wollten; und das war der zweite Lichtblick, den die begabte Familie in's Innere der Welt hineinthat. Die Wissenschaft verdankt den Fox viel, sehr viel; nicht umsonst bemerkt der Schuhmacher Davis, daß sich die Menschheit noch niemals in einer solchen Periode allgemeinen Aufschwungs, in einer solchen Klarheit über sich selbst, in einer solchen Geisterfülle und Geistergemeinschaft befunden habe, wie im laufenden Jahrhundert.

Die unvergleichlichen drei Amerikanerinnen hatten die Offenbarungen verstanden, die schon seit Jahrtausenden ergingen, und eine neue Sprache, die Klopfsprache entdeckt — sie waren Pfadfinderinnen, Quellensucherinnen, Wasserschmeckerinnen der Sprache ohne Worte, sie schwelgten in spiritual Manifestations — ihre Geister polterten nicht mehr. Poltern, rumoren, rumpeln — veraltete Begriffe! — Die Poltergeister waren beseitigt. Die Geister hatten Sinn und Verstand, sie wollten sich, dieses Schweizer Wort kehrt bei den deutschen Spiritisten immer wieder: künden, lateinisch ausgedrückt: manifestiren, sie hatten etwas zu sagen, sie sehnten sich nach einem Herzen, einer gleichgestimmten Seele, einer angenehmen Gesellschaft. Da fanden sie die drei Schwestern. Das treffliche Kleeblatt! — Ohne dasselbe hätten wir niemals etwas von jener Welt erfahren. So aber ging es nun schnurstracks in's Jenseits, in's Mittelreich, in die sieben Sphären der Seligkeit und die sieben Sphären der Verdammniß hinein. Es war ein so anregender Verkehr.

Nicht daß der Fortschritt an sich etwas Neues gewesen wäre. Die Menschen selbst pflegen sich ja durch Klopflaute untereinander zu verständigen; Klopflaute, Pocher, Trommelschläge sind gelegentlich zu einer förmlichen Sprache ausgebildet worden. Es ist bekannt, wie einmal ein Neger in Kamerun: King Bell ist der größte Lump am ganzen Fluß! — getrommelt, und daß sich darauf hin King Bell beim deutschen Gouverneur beschwert hat; aber der King Bell selbst ist seiner Zeit auf seinem großen, langen, buntbemalten Kriegs- und

Staatskanoe den Fluß hinaufgefahren und hat von seinem Leibtambour die Nachricht vom Tode Kaiser Friedrich's officiell verkündigen lassen. Seit alten Zeiten besteht in Kamerun ein Fernsprechverkehr, auch anderwärts hat man in Afrika Fernsprecheinrichtungen; der Kameruner Staatsanzeiger ist die Trommel. Ein massiver Cylinder Rothholz, ein Baumstamm von verschiedener Länge und Dicke wird genommen und ausgehöhlt. Zu den Kriegs- und den bei Leichenbegängnissen üblichen Todestrommeln dienen Blöcke, die etwa 120 Centimeter lang und 80 Centimeter dick sind; bei gewöhnlichen Trommeln braucht man eine Länge von 50, eine Dicke von 25 Centimetern. Der Mantel des Cylinders wird zweimal aufgeschlitzt und zu den Schlitzen in das Innere hineingebohrt; beide Schlitze sind von Wülsten eingefaßt, die sich nicht berühren dürfen. Rechts und links von den Wülsten wird die Trommel mit zwei Schlegeln aus leichtem Holze sitzend angeschlagen. Die Schlegel werden mit der ganzen Hand gefaßt. Da der Mantel des Cylinders von ungleicher Stärke und die eine Wand dünner als die gegenüberliegende ist, so wird auch der dort erzeugte Ton höher als der auf der anderen Seite hervorgebrachte. Das Tonverhältniß einer guten Trommel ist etwa das einer Quarte. Der Trommler legt sein Instrument horizontal über die Füße, deren Zehen nach oben gerichtet sind, um ein Herabfallen der Trommel zu verhindern; und trommelt in nach vorn gebeugter Stellung. Größere Trommeln werden auf Palaverstühle gestellt — Palaver, eigentlich die portugiesische Bezeichnung für Wort, heißt bei den Engländern ein Neger-Ding, wie es in Afrika zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten, vor Kriegszügen und dergleichen abgehalten und eben durch die Holztrommel angesagt zu werden pflegt.

Bezeichnet man den unteren Ton mit 1 und 1a, je nachdem er stärker oder schwächer geschlagen wird, und die Quarte ebenso mit 4 und 4a, so heißt zum Beispiel: 1a, 1, 4, 4, 1, 1: na ma-pula janda (ich will kaufen). Wer von einem guten Handel aus dem Busch zurückkommt, trommelt als Ausdruck des Lachens in schnellstem Tempo: Doppelschlag 4 1a, 1a, 1, 1a, 1, 1a, 1, 1a, 1, 1a, 4 1a, 1a, 1, 1a, 1, 1a, 1 u. s. w. Die Aehnlichkeit mit dem Gackern einer Henne ist unverkennbar.

In jedem Dorfe steht eine Trommel, wie ein Telegraphenapparat; und indem man trommelt, spricht man. Die Schläge sind eine halbe Stunde weit zu hören; in kurzer Zeit kann durch's ganze Land getrommelt und eine Nachricht weitergegeben werden.

Wir waren, erzählt ein soeben aus Neudeutschland heimgekehrter Beamter des Herrn Woermann, in Kamerun angelangt und bedurften verschiedener Lebensmittel. Zu deren Ankauf hatte ich mich mit unserem

Capitain an's Land begeben, und wir hatten dem Chef-Agenten unserer Factorei, dem liebenswürdigen Herrn Trehn, unsere Wünsche mitgetheilt: ein Dutzend Hühner, 25 Enten, 4 oder 5 Ziegen, Eier so viel wie möglich, und noch einiges Andere. Ein Ruf des Herrn T. brachte den Trommler zur Stelle, eine kurze Aufzählung des Verlangten erfolgte, und alsbald setzte sich der schwarze Tambour auf die Holzplanken der das Haus umgebenden Veranda nieder, legte sein Instrument zwischen die Kniee und begann sein Concert. Bald folgten die Schläge in kurzen Zwischenpausen, bald zwei Schläge links, zwei rechts; jetzt einer rechts, einer links, jetzt einer rechts und dann drei links, so klapperte er wohl eine Viertelstunde lang fort; die Handhabung geschah ganz so, wie es bei uns der Schläger der Kesselpauken macht. Als er endlich die Trommel bei Seite legte, hörte ich bald darauf zu meinem Erstaunen auch oben auf dem Ueberberge Trommelschlag und bald sah ich einen Schwarzen vor seiner Hütte sitzen und mit dem Ernste eines preußischen Garde-du-Corps-Paukenschlägers sein Instrument bearbeiten. Mein nicht ganz ungeübtes musikalisches Gehör ließ mich bald einige vorhin gehörte Rhythmen erkennen, und auf eine bezügliche Frage erhielt ich dann im nichtsnutzigsten Kru-Englisch, der alleinherrschenden Verkehrssprache, etwa zur Antwort: „Weißer Mann da unten läßt trommeln, schwarzer Mann hier trommelt, schwarze Leute hören, bringen" (nämlich das Gewünschte). Wir haben es hier also mit einer ganz vorzüglich ausgebildeten Phono-Telegraphie zu thun, bei welcher die einzelnen Rhythmen, die jedesmalige, wechselnde Verbindung kurzer und langer, hoher und tiefer Töne oder Schläge einzelne Laute bedeuten, die dann zu Worten und Sätzen verbunden werden; gerade wie bei uns ein geübter Telegraphist das Klappern am Apparat seines Nebenmannes versteht, ohne erst die auf dem Papierstreifen der nächsten Station aufgedrückten Zeichen ablesen zu müssen. Ich brauche wohl kaum erst hinzuzufügen, daß wir später am Ufer unten die gewünschten Thiere u. s. w. in der verlangten Anzahl vorfanden. Am anderen Tage hatte ich Gelegenheit zu erfahren, daß alle Käufe und Verkäufe, Stellengesuche und Angebote und Aehnliches auf diesem Wege zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden.

Das Kru-Englisch, dessen sich die Eingeborenen im Verkehr mit den Europäern bedienen, ist das sogenannte Neger-Englisch; in den Schulen wird sowohl die Duallasprache als Deutsch gelehrt. Aber außerdem müssen die kleinen Neger auch noch die Trommelsprache lernen, die mindestens ebenso schwierig ist wie Englisch oder Deutsch, die wie in Deutschland das Klavierspielen zur guten Erziehung gehört, indessen viel mehr dem Dienst auf dem Telephonamt oder auf dem Telegraphen-

bureau entspricht, wie ihn die jungen Leute bei uns erlernen, wenn sie angestellt werden wollen. Das Ferntrommeln, das gelegentlich auf den Völkerwiesen in den Zoologischen Gärten vorgeführt wird, ist eine conventionelle Verständigung, die bei vielen Negerstämmen existirt. Sie tritt sogar nicht selten in der nächsten Nähe ein und an die Stelle der gewöhnlichen Lautsprache. Nur nehmen unsere Dualla dann keine Trommeln, sie trommeln auf einander. Sie klopfen sich auf die aufgeblasenen Backen. Kinder, blast die Backen auf, der Kaiser Franz kommt! — wurde weiland in Oesterreich commandirt; die Soldaten sollten recht gut genährt aussehen. Wie wäre es, wenn die Soldaten nun auch gleich noch das ganze Halt auf die Backe geklopft hätten: Guten Morgen, Majestät! Ach, Majestät,

Kartoffelsupp, Kartoffelsupp,
Die ganze Woch' Kartoffelsupp,
Ka bisserl Flaisch! —

Wir klopfen an die Thüre und künden uns. Willst du immer weiter schweifen? Sieh, die Trommel liegt so nah! — Die Wilden sind keine besseren Menschen als die Europäer. Die Kameruner haben nur eine Zeichensprache erfunden und ausgebildet, die am Ende auch die Puttkameruner besitzen und tagtäglich neben ihrem geliebten Deutsch anwenden. Die Zeichen sind die Lärmzeichen, die zweiunddreißig militärischen Signale, wie sie in den Kasernen und im Felde ebenfalls mit der Trommel, beziehentlich mit der Trompete und dem Horne gegeben werden und die für Sachsen von Karl Maria von Weber componirt worden sind, die Feldwebelrufe: Der Mann, der Mann mit dem Papiere! — die unterschiedlichen Zapfenstreiche: Und putzt mir nicht mit Hammerschlag und putzt mir nicht mit Sand! — das Lichterlöschen und das ganze Halt. Akustische Signale sind so gemein wie Brombeeren, sie wachsen an jedem Zaune: auf dem Thurme bedient man sich der Glocken, im Hause der Klingel, im Hotel des Tamtams, auf der Straße des Pfeifchens, am Thore eines Thürklopfers, eines eisernen Hammers oder Ringes — im gewöhnlichen Leben behilft man sich auch ohne Instrumente, man benutzt nur die Mundharmonika oder klatscht in die Hände oder pocht mit dem Finger an, gerade so wie ein sich kündender Geist. Zwei haben ihr Bett an einer Wand in zwei anstoßenden Zimmern. Während sie beide nach darin liegen, wird dem einen eine gute Botschaft überbracht: er hat das große Los gewonnen. Sein Nachbar hört die Botschaft: er gratulirt. Wie gratulirt er? — Klopfend. Der Glückliche dankt verbindlichst. Wieso dankt er? — Wieder klopfend. Deshalb braucht man nicht nach Afrika zu reisen.

Jeden Morgen, wenn sie aufstand, klopfte die Kaiserin Augusta mit einem kleinen Hammer an das Geländer der Wendeltreppe, welche ihre Gemächer mit denen ihres Gemahls verband. War der große Kaiser bereits wach, so rief er ein lautes Ja und kam herunter.

Auch glaube man nicht, daß wir unsere Trommler nicht ebenfalls raffinirt und zu einer mehr oder minder vollkommenen Sprache ausgebildet hätten. Verweilen wir einmal bei einer so elementaren Kundgebung wie das Anklopfen eine ist. Man kennt einen Menschen an seinem Gange; man kennt ihn auch an der Art und Weise seines Klopfens; es kann sogar ausdrücklich ausgemacht werden, daß einer so und nicht anders klopfen soll. Weltberühmt ist das Wort Beethovens, mit dem er den ersten Satz der C moll-Symphonie selbst charakterisirt hat: So klopft das Schicksal an die Pforte. Gemeint sind die vier Noten, welche kurz und bündig wie Hammerschläge in das Leben hereinhallen:



Das Motiv soll dem Componisten eine Goldammer im Walde zugetragen haben; das klingt höchst unwahrscheinlich. Das Motiv konnte Beethoven vielmehr an jedem Thor hören, wenn er wollte. In Wien haben noch einzelne alte Paläste ihre eisernen Thürklopfer; sie werden in neuerer Zeit wieder häufig an künstlerisch im Renaissancestil ausgestatteten Häusern, oft nur zur Zierde, angebracht. In Italien sieht man den S-förmigen Martello oder den runden Anello, in England den Knocker an jedem Hause; in diesen Ländern, die in vielen Dingen noch auf der Stufe des Mittelalters stehen, haben Thürklopfer und Thorringe noch einen praktischen Zweck. In Rom klopft man sovielmal an die Hausthür, als die Familie, die man sucht, Stock hoch wohnt; in London sind die Schläge in Häusern, die nur von einer Familie bewohnt werden, genau geregelt, so daß man den Stand des Besuchers daran erkennt. Ein Hausirer, ein Diener hat nur einmal zu klopfen. Ein Gentleman klopft zweimal, er macht den herkömmlichen Double-Knock, das heißt, zwei kräftige Schläge, zwischen die mehrere kurze Noten wie ein Tremolo eingeschoben werden, sodaß etwa folgendes Schema herauskommt:



wenn man einen Besuch machen will und diese zarte Andeutung unterläßt, so kann es vorkommen, daß man warten muß. Der Bäcker klopft

dreimal. Der Briefträger bringt, sobald er die Post in den Kasten geworfen hat, einen Jambus, das heißt, einen Versfuß hervor, der aus einer kurzen und einer langen Silbe besteht, also etwa so:

◡ — —

dieser postalische Klopf, den auch der Telegraphenbote braucht, ist unter der Bezeichnung: the Postman's Knock bekannt und beliebt. Das Klopfen begünstigt eine solche Geheimsprache noch mehr als das Klingeln, obgleich auch die elektrische Klingel zu eingehenden Mittheilungen verwendet werden kann und wird.

Allüberall ist also das Anklopfen, sei es nun daß es bloß mit dem Fingerknöchel oder mit einem eigenen Hämmerchen ausgeführt wird, eine herkömmliche Form der Mittheilung geblieben, welche die Lautsprache einleitet und ergänzt, ja, geradezu ersetzt. Das Geisterklopfen beruht nun auf der Annahme, daß auch die Geister dieses Mittel wählen, um sich mit den Menschen zu unterhalten — daß sie zunächst anklopfen, um uns von ihrer Anwesenheit zu unterrichten; daß sie aber weiterhin auch Gedanken klopfen, wie die Neger. Daß sie meinetwegen bei Ja: dreimal, bei Vielleicht: zweimal und bei Nein: nur einmal oder gar nicht klopfen — die Deutung der Klopflaute ist natürlich ganz willkürlich, die ganze Sprache so armselig, wie sie von den drei amerikanischen Füchslein für den Augenblick ausgedacht werden kann, weit hinter den Depeschen eines Negerstammes zurückbleibend, aber dem Princip nach nicht unvernünftig. Daß die Geister allenfalls durch Klopfen reden könnten, wenn eine solche grobe Aeußerung ihrer Natur nicht gänzlich widerspräche, daran ist kein Zweifel — es giebt nur keine Geister, sondern nur drei muthwillige Amerikanerinnen, die die lieben Geister spielen und sie klopfen lassen, weil sie selbst nichts Besseres können, als an die Bettstelle klopfen, worauf der Schuhmacher Davis kommt und erklärt, um die Sache plausibel zu machen, daß die Geister durch eine Entladung von magnetischen Strömen im Stande seien, ein Klopfen hervorzubringen. Die neue Komödie war einfältig, der Unsinn mit Händen zu greifen, aber auf eine faßbare Voraussetzung gegründet. Mit Hülfe derselben konnte zunächst Mrs. Fox bei dem seligen Hausirer anfragen, ob sie die Nachbarn holen dürfe, damit diese auch seine Bekanntschaft machten und das Himmelsmanna seiner Unterhaltung schmeckten. Es wird mir sehr angenehm sein, gab der liebenswürdige Geist zurück.

* * *

6. Die Anstalt wird dem öffentlichen Verkehre übergeben.

Hurra! der Hausirer ist wieder da — das Orakel geht wie eine Klappermühle — der Spiritismus wird geboren — wie wunderbar sind die Wege der Vorsehung — habemus Papam, habemus Interpretem, habemus Medium — das Medium und der Mittler oder Mediator, Begriff der christlichen Theologie.

Am nächsten Morgen war ganz Hydesville auf den Beinen, um den late Charlie wiederzusehen oder wenigstens rappeln zu hören, ihn über das Jenseits und die sieben Himmel auszufragen und sich an seinen werthvollen Bemerkungen zu erbauen. Was er immer am genauesten wußte, war das Alter der Matronen von Hydesville, und da sie das doch Niemand auf der Welt verrathen hatten, so konnte man wohl sehen, daß der Geist geschickt war. Es sah freilich so aus, als ob er sich ein wenig um anderer Leute Sachen bekümmerte und denen wohlbekannten Frau Basen in's Handwerk pfuschte; aber das machte ihn nur interessant. Hei, wie das gute Thierchen fleißig war! Wie das Mühlchen klapperte! — Das ging Schlag auf Schlag, es rief und antwortete, es erkundigte sich und klopfte, man brauchte eine Frage nur in Gedanken zu stellen, so klopfte es schon, klipp! klapp! klipp! klapp! — es tickte wie auf einem vielbeschäftigten Telegraphenamte, es wisperte und flisperte wie auf der Börse, es summte wie in einem Bienenschwarme. Bald klopfte auch der Hausirer nicht mehr allein, er war der Tiresias, der dem Odysseus zuerst im Hades Rede gestanden hatte: nach seinem Weggange drängten sich die Seelen herzu, auch andere Verstorbene wollten sprechen: die ganze Hölle fing an zu klopfen und die Neuigkeiten von Hydesville zu beklatschen und auszuplaudern. Wie Frühlingsschauer strömen die Gedanken, und kein Gedanke, der nicht Würde denkt. Kein Neger, kein Mulatte, dessen Gemüth hier nicht staunend auf den großen Umschwung der Dinge gerichtet wäre. Der Augenblick ist feierlich: die Morgenröthe eines höheren Wissens am 2. April 1848 in Hydesville angebrochen. Der Spiritismus steht wie Columbus im Angesichte einer neuen Welt. Das Dorf Hydesville ist heiliger Grund, ein Wallfahrtsort für alle Geisterseher, wie der heilige Feigenbaum, unter dem einst Buddha zur Erkenntniß kam und das Räthsel des Daseins löste.

Und wie wunderbar sind die Wege der Vorsehung! — Die Werkzeuge, die der Himmel diesmal brauchte, um die Menschheit vorwärts zu bringen, waren drei junge Dinger. Drei unbedeutende Schwestern, Fox genannt, haben den Verkehr mit dem Jenseits eingeleitet und die Geister vermocht zu sprechen; sie waren die Dolmetscher, die Expounders,

die Mediums. Die Mediums, das heißt: die Mittler; zuerst gab es Mittler zwischen Gott und den Menschen. Als Jehovah mit dem Volke Israel einen Bund schloß, war Moses der Mittler; Paulus nennt Christus den Mittler, den *Μεσίτης*, den Mediator Dei et Hominum Homo Christus Jesus (1. Timotheus II, 5). Und so bezeichnen auch die neuplatonischen Philosophen Celsus und Porphyrius die himmlischen Geister, die uns geschaffen haben, als unsere Mittler bei Gott dem Vater, der zu weit von uns entfernt sei. Die Spiritisten haben zunächst einmal zwischen diesen Geistern und den Menschen eine Vermittelung gefordert und sie einzelnen bevorzugten Menschen übertragen, welche Menschen sie, im Gegensatze zu dem Mediator Christus, der ja nach der Versicherung des Apostel Paulus auch ein Mensch ist: Mediums nennen. Es giebt nur einen Mediator, aber es giebt verschiedene Mediums, wie es nur einen Gott, aber verschiedene Geister giebt. Der Begriff ist derselbe wie der theologische. Bekanntlich bedarf es im städtischen Telephonverkehr eines Vermittelungsamtes, mit dem die einzelnen Theilnehmer zunächst verbunden sind und in dem dann die Leitungen untereinander verbunden werden. Das Vermittelungsamt muß man anrufen, wenn man mit Jemand sprechen will, das Vermittelungsamt trennt die beiden Leitungen wieder, wenn das Gespräch beendigt ist. So sollen nun auch die beiden Welten, die Lebendigen und die Todten, miteinander nur verkehren können, wenn zwischen beide ein Medium eingeschaltet ist: es stellt die Verbindung her, in ihm laufen die Drähte der Ober- und der Unterwelt zusammen, es reicht wie ein Riese mit der einen Hand in die Kette der Anwesenden, mit der anderen in den Ring der Unsterblichen und läßt für einen Augenblick das Jenseits hinein in's Diesseits ragen, bis es zuguterletzt die Leitungen wieder trennt.

* * *

7. Das Tischrücken.

Die Fox ziehen nach Rochester und nehmen die Geister mit — eine Conferenz wird abgehalten, ein Comitee ernannt, ein Untersuchungsgericht eingesetzt, ohne daß es gelänge, die Schuldigen zu überführen, daher geschlossen, daß sie gar nicht schuldig sind — es klopft also weiter — neue Phase, in die der spiritistische Fernsprechverkehr tritt: die Mädchen klopfen jetzt mit dem Tische, damit sie selbst nicht mehr zu klopfen brauchen, und machen dem Publikum weis, die Geister thäten es — endlich wird dem Tische das Alphabet hergesagt und die Klopfsprache in das Englische übersetzt.

Die Fox hatten ihren Mediumismus gleich zu Anfang von der richtigen Seite, von der ökonomischen aufgefaßt. Das Dorf Hydesville war nicht der Ort für Leute, die der Welt etwas zu sagen hatten, den

nothwendigen Lärm schlagen und Geld verdienen wollten. Make Money, my son; honestly, if you can — if you cannot, make it by Table-Turning. Im Sommer 1849 zogen sie also nach der Hauptstadt der Grafschaft Monroe, nach der berühmten Stadt Rochester, wo auch die Secte der Mormonen Wurzel gefaßt und die ersten Anhänger gewonnen hatte. Sie zogen nach Rochester, nicht ohne die befreundeten Geister mitzunehmen, als welche sich an die Fersen der drei Zauberschwestern hefteten und ihnen im Möbelwagen folgten; die Geister wurden in Rochester mit ausgepackt wie die Papageien und die Stare. Wie Rahel die Götzen ihres Vaters stahl, als sie mit Jakob durchging, und sie dann unter die Streu der Kameele legte und sich darauf setzte; wie Aeneas mit den Penaten aus dem brennenden Troja flüchtete, um sich mit ihnen bis nach Lavinium zu schleppen: also kamen die Schwestern mit einem unabsehbaren Schweife von Geistern in ihrem neuen Heim an, die Zahl der Seelen mit einem Schlage um Tausende vermehrend.

Auch in Rochester klopfte es. Es klopfte aus den vier Wänden, aus dem Fußboden, von der Decke, Beweis genug, daß der Zauber nicht bloß an dem Häuschen in Hydesville hing. Daß die Geister überall sprachen, wo sie ein Medium fanden. Auch in Rochester konnte man fragen, was man wollte, denken, was man wollte, so antwortete das Orakel, und das Orakel war zuverlässig. Wenn sich die Antwort controlliren ließ, so traf sie gewiß den Nagel auf den Kopf. Was ging hier vor? — Rochester stand vor einem Wunder, einem unergründlichen Geheimniß: die besten Familien steckten die Köpfe zusammen, das neue Evangelium einander mitzutheilen, zu besprechen, zu bewundern, zu bestätigen. Die Geister ersahen den günstigen Augenblick: sie wünschten, daß Rochester seine Spirits ganz kennen lernen möchte. Auf Verlangen der Spirits sollte über Ursprung und Bedeutung der spiritual Manifestations eine Conferenz abgehalten werden.

Die Eleusinischen Mysterien kamen am 14. November 1849 glücklich in der Corinthian Hall zu Stande. Es war die erste Dunkelsitzung; die drei Mediums eröffneten sie mit einem Gebet. Es erfolgte die übliche Anrufung des lieben Geistes — der liebe Geist wurde aufgefordert, so ihm das gefalle, sich zu äußern — und der liebe Geist bekundete seine Anwesenheit mit einem deutlichen Rapptapptapp in einem Daktylus. Hierauf konnte das Gespräch angeknüpft, eine beliebige Auskunft aus dem Zwischenreich erbeten, beziehentlich vom ersten Geist ein zweiter herbeigeholt werden. Es kam darauf an, seine Gedanken auf einen verstorbenen Verwandten zu concentriren und dessen Namen auszusprechen; war er da, so klopfte er. Alsdann hatte man eine Frage

an ihn zu thun oder nur zu denken, etwa wie das Schiff geheißen habe, mit dem er nach Westindien gefahren sei, oder was die Ursache seines frühen Todes gewesen sei, oder etwas dergleichen; wobei man seine Frage am Besten so einrichtete, daß der Geist einfach Ja oder Nein sagen konnte, indem er entweder klopfte oder schwieg. Die Geister versahen sich wohl mit ihren Antworten ab und zu, aber erstens konnten sie sich bei diesem primitiven Verkehre schwerlich stark compromittiren, zweitens blieb immer die wunderbare Thatsache ihrer Anwesenheit und ihrer Klopfsprache bestehn. Die Conferenz verlief also im Allgemeinen glänzend, die Abgeschiedenen lebten, und die Mediums hatten sich bewährt. Bloßer Schwindel konnte es nicht sein.

Die Versammlung wählte aus ihrer Mitte einen Ausschuß, welcher eine Untersuchung anstellen und am nächsten Abend das Resultat veröffentlichen sollte; der berühmte Cooper, der Lederstrumpferzähler, war mit in dem Comitee. Der Bericht lautete dahin: daß die erforderlichen Nachforschungen angestellt worden und daß die Mediums entgegenkommend gewesen seien, daß man aber nicht vermocht habe zu entdecken, auf welche Weise das mysteriöse Klopfen hervorgebracht werde. Das Räthsel blieb ungelöst. Der Ausschuß hatte aus Herren bestanden, und es wurde vorgeschlagen, auch einmal Damen zu wählen, damit diese die Untersuchung führten. Jetzt nahmen also die Bürgersfrauen von Rochester die Geisterklopferinnen in's Gebet und klopften ihnen auf die Finger; sie führten sie in ein ganz neues, eben erst fertig gewordenes Hotel, wo man sich ein Zimmer geben ließ. Allhier wurden die drei Schwestern vollständig entkleidet und visitirt wie auf einem Zollamt. Man wollte sich vergewissern, daß sie nicht etwa einen Klopstock unter den Röcken hätten. Hierauf ließ man die drei Grazien, die nun diesen Namen voll und ganz verdienten, nachdem man ihnen die Füße an den Knöcheln mit Taschentüchern zusammengebunden hatte, auf Kissen treten und eine Gruppe bilden wie auf dem Relief im Capitolinischen Museum. Aber die wackeren Frauen waren gegen die Künste der Fox ohnmächtig; alle ihre Vorsichtsmaßregeln erwiesen sich als nutzlos. Aus den Mauern und aus dem Fußboden hörte man es klopfen, das Unwesen ging weiter, als ob gar nichts gewesen wäre, woraus der Ausschuß schloß, nicht, daß die Angeklagten nicht zu überführen seien, sondern: daß die Angeklagten unschuldig seien. Auch dieses Ergebniß wurde zu Protokoll genommen und in New York durch eine Flugschrift bekannt gemacht.

Das Phänomen war also vor der Hand zur Thatsache erhoben; inzwischen trat der spiritistische Fernsprechverkehr in eine neue Phase. Die Geister kamen den Mediums immer näher; sie waren zahm geworden

wie Vögelchen. Sie hatten die absonderliche Fähigkeit und die noch absonderlichere Liebhaberei, die Möbel, namentlich die Tische in Bewegung zu setzen. Man stand bei Fuchsens um einen runden Tisch herum — auf einmal beugte sich die fünfzehnjährige Miß Meggy Fox über den Tisch und fragte so einschmeichelnd und sanft wie möglich: Wollen die Geister den Tisch bewegen? — Rapptapptapp. Die Geister klopften Gewährung, und zwar vermittelst des Tisches selbst: die Schwestern hatten jetzt glücklich ein Möbel herausgefunden, mit dem sie gut und unbemerkt klopfen konnten, so daß sie sich selbst nicht mehr anzustrengen brauchten. Meggy forderte die Anwesenden auf, ihre Finger auf die Kante des Tisches zu legen und die magnetische Strömung zu fühlen, die durch den Tisch ginge; wenn sie dann allesammt die kleinen Finger aneinander legten, Kette bildeten und in die andere Welt hinüber fragten, so hob der Tisch aus, kippte nach hinten und tippte dann wieder mit dem Fuße auf den Boden. Einmal, zweimal, dreimal tippte er; das war das Table-tipping, wie es hieß; indem der Tisch am Ende ein eigenes Leben bekam und drehend wurde wie ein Schaf und vorwärts raste wie ein Besessener, schloß sich daran das magische Tischrücken oder das Table-turning. Was bedeutete das? — Nun unlängst gab Herr Dr. Adams-Epstein in Leipzig eine antispiritistische Soiree, bei der auch das Tischrücken mit an die Reihe kam: ein alter Küchentisch machte förmliche Complimente, ja, er stand manchmal frei auf den Hinterbeinen, wie ein Schulpferd in der Manege. Und doch war Herr Dr. Adams-Epstein ein Antispiritist, der keinen anderen Apparat hatte als zehn Finger und einen Kopf. Aber wer hätte damals zehn Finger und einen Kopf für ausreichend gehalten? — Damals lebte man noch in der Periode der Geister, das Tischrücken besorgten die Spirits. Es war offenbar nur eine andere Art zu sprechen, ein Sprachorgan, dessen sich die Seelen der Verstorbenen jetzt greifbar und sichtbarlich bedienten: sie wohnten in dem Tische wie Gottheiten in einem Fetisch, waren in ihn wie Dämonen hineingefahren und regierten ihn wie ein Werkzeug. Zugleich kam der Möbeltischler Isaac Port, der den Tisch geliefert hatte, stolz auf sein Fabrikat, auf den Gedanken, dem Tische das Alphabet herzusagen und ihm ein besseres Ausdrucksmittel an die Hand zu geben, damit er nicht immer bloß einsilbig: Ja oder Nein zu sagen brauchte. Jedesmal wenn der richtige Buchstabe drankomme, sollte der Tisch so gut sein und ein Zeichen geben und klopfen; auf diese Weise konnte er mittelbar in menschlicher Sprache reden und ganze Worte und Sätze zusammenklopfen. Das ging, welch eine herrliche Entdeckung! Damit war die Umwandlung der Klopfsprache in das Englische vollzogen! — Nur ging es, weil jedesmal das ganze Alphabet von Neuem hergesagt

und dann der richtige Laut ausgewählt werden mußte, oder der Tisch so viel mal klopfen mußte als die Stelle eines Buchstabens im Alphabet betrug, ziemlich langsam.

* * *

8. Der Psychograph.

Es giebt so viele Graphen in der Welt, man muß auch einen Psychographen erfinden — eine Schreibmaschine, vor der ein Maschinenschreiber sitzt, dessen Hand die lieben Geister regieren — wie der Heilige Geist die Verfasser der biblischen Schriften geleitet hat — die Geister können aber auch gleich die Hand des Mediums selber nehmen, ihm die Hand führen, seine Hand wie einen Federhalter gebrauchen — ja, sie können ganz direct, ohne Hülfe eines Mediums, schreiben und zeichnen wie bei Belsazers oder Phelps — o, diese gebildeten Amerikaner! — der Spiritismus ist Sache der Halbgebildeten.

Eine neue Verbesserung des etwas schwerfälligen Verfahrens war offenbar sehr erwünscht, und sie ließ nicht lange auf sich warten. Die Praktiken der drei Hexen von Rochester machten bald die Runde um die Welt — keine gute und heilsame Beschäftigung hätte schnellere Verbreitung finden können als diese unnütze Spielerei. Die Geisterklopferinnen durchzogen einen der vereinigten Staaten nach dem andern, wie berühmte Sängerinnen, verdienten Geld by Tableturning und fanden überall ein gläubiges Publikum, das den Dollar und den Eagle gern erlegte, wenn es ihre Vermittelung mit der übernatürlichen Welt in Anspruch nahm — leider, wie es zu gehen pflegt, in der Mediumschaft auch Nachahmer und Conkurrenten. Die glänzenden Erfolge der Kinder des Dr. Phelps in Stratford, wie die lieben Geister dort wütheten, dem alten Mann das ganze Haus in Unordnung brachten und tausend wunderliche, tiefsinnige, magische Figuren und Siegel an die Wände zeichneten, haben wir schon erwähnt — überall aber machte sich das verächtliche mittelalterliche Hexen- und Zauberwesen wieder breit, man kann wohl sagen, daß die ganze Menschheit verrückt geworden war. Sie hat heute noch daran zu kauen. Inmitten dieser geistigen Bewegung machte nun ein gewisser Dr. Hare, ein Chemiker aus Philadelphia, eine epochemachende Erfindung, die unseren geistigen Horizont in ungeahnter Weise erweitert hat: die Erfindung des Psychographen.

Das neunzehnte Jahrhundert ist groß: Gauß und Weber in Göttingen haben den elektromagnetischen Telegraphen hergestellt, Daguerre hat die Photographie, Edison hat die Phonographie, ein Hase hat die Psychographie erfunden. Hare ist die englische, auf Rhotazismus

beruhende Form des Namens Hase. Es ist merkwürdig, daß der Spiritismus seine großen Fortschritte den Füchsen und den Hasen verdankt.

Der Psychograph ist eine Schreibmaschine, gleichsam eine Uhr, die nicht die Minuten angiebt, sondern die Buchstaben des Alphabets und die nicht durch eine Feder getrieben wird, sondern durch einen Geist. Das Ding sieht wirklich so aus wie eine Uhr, denn außer den Buchstaben des Alphabets sind auf der Scheibe auch die Ziffern von Eins bis Zehn im Halbkreise angegeben, so daß ein richtiges Zifferblatt entsteht — natürlich, ohne Zahlen können die Geister bei ihren Offenbarungen nicht gut auskommen; die Geister sind ja in Wirklichkeit nur die Organe der Spiritisten, die sich gewissermaßen mit sich selber unterhalten, und diese haben wie alle modernen Menschen beständig Zahlen im Kopfe. Außerdem hat der Psychograph auch einen Zeiger ganz wie eine Uhr, der Zeiger ist auf einer Welle im Mittelpunkte des Kreises angebracht. Damit nun die Uhr gehe, muß Jemand da sein, der ein empfängliches Gemüth und den nothwendigen Glauben hat. Legt ein gutes Schreibmedium seinen Finger auf die Welle, so dreht sich der Zeiger und weist auf einen Buchstaben nach dem anderen hin, so daß man das Orakel zusammenstellen kann, wie der Telegraphenbeamte das Telegramm. Es handelt sich nur noch darum, aufzupassen und genau nachzulesen, was die Geister, die nicht eigentlich dictiren, sondern in dem Finger des Mediums unmittelbar wirksam sind und genau die Rolle des Heiligen Geistes bei der Offenbarung spielen, was diese Geister auf dem Apparat angeben und von dem Sekretär wie von einem Maschinenschreiber geschrieben haben wollen — zum Beispiel den Spruch Goethe's, den Herr Dr. Gregor Konstantin Wittig, Sekretär der Redaction der Psychischen Studien, in Leipzig vom Geiste Goethe's durch den Psychographen erhalten hat (Psychische Studien, Januarheft 1880, Seite 10). Dieses immer noch etwas umständlichen und höchst indirecten Modus bedienten sich die lieben Geister seit der genialen Erfindung des Dr. Hare, wie die lieben Singvögel die Nistgelegenheiten annehmen, die ihnen die Menschen in Haus und Garten bieten; der Tisch war ganz beseitigt.

Am Ende ließ sich aber auch noch der Psychograph beseitigen. Der Geist konnte auch gleich die Hand des Sekretärs nehmen und wie einen Federhalter gebrauchen, mit dem er die Feder oder den Bleistift anfaßte und schrieb. Das ward anfänglich so gemacht: man steckte an ein Tischchen, an die sogenannte Planchette, einen Bleistift; einer der Anwesenden mußte die Hand auf das Tischchen legen, und nun wartete man, bis die Person in die Verzückung, den sogenannten Transitus, den Hingang, englisch: Trance, verfiel. Trat dieser einem vorübergehenden Tode ähnliche Zustand ein, so stand der Kundgebung der Geister

nichts mehr entgegen: der Apparat setzte sich in Bewegung, der Bleistift begann zu schreiben, unermüdlich zu schreiben, goldene Worte zu schreiben, einen ganzen Roman zu schreiben, wie die schöne Novelle mit dem Titel Hannchen (Juanita), die 1853 zu Guadalupe in der südamerikanischen Republik Uruguay erschien und die von einem Stuhl verfaßt war. Der geistreiche Autor, was sage ich? — der Geist stand gleichsam wie ein Schreiblehrer hinter dem Medium und führte ihm die Hand, vermittelst der Hand das Tischchen und vermittelst des Tischchens den Bleistift. Allmählich ward dann das Tischchen ausgeschaltet, und die Geister schrieben nur noch mit der Hand des Mediums, wie sie vorher geklopft hatten mit den Medien. Der letzte Fortschritt war, daß die Geister auch noch das Medium ausschalteten und höchsteigenhändig schrieben und zeichneten, wie beim Gastmahl des Königs Belsazar oder bei den übergeschnappten Phelps.

Als Maßstab für die Bildung eines Volkes pflegt man die Zahl der sogenannten Illitteraten oder Analphabeten anzusehen, der Personen, die nicht lesen und schreiben können; die Yankees wiesen zum Beispiel im Jahre 1852 mit Stolz darauf hin, daß in Massachusetts von 200 Menschen nur einer nicht schreiben könnte, und daß dies regelmäßig ein Eingewanderter wäre, wenn in England unter 100 Menschen 40 ihren eigenen Namen nicht zu schreiben vermöchten. Gegenwärtig bilden die Analphabeten in den Vereinigten Staaten 13,3 Procent der Bevölkerung (eingeborne Weiße 6,12, fremdgeborne Weiße 13,1, Farbige 56,8 Procent). Da ist es denn nun auch charakteristisch, daß es 1852 in den Vereinigten Staaten an 30000 Mediums und in der Quäkerstadt Philadelphia allein 300 Magnetische Zirkel gab, und daß damals in Massachusetts von 200 Einwohnern immer nur einer nicht an den Spiritismus glaubte. Die Hauptstadt des Staates Massachusetts ist Boston, die bigotteste, die geistreichste Stadt der Union; allhier besitzt die Secte der Spiritisten einen eigenen Tempel, dessen Baukosten sich auf 300000 Dollar belaufen haben, während an der Universität von Pennsylvanien, in der Quäkerstadt Philadelphia die Gründung einer eigenen Professur für Spiritismus in Aussicht genommen worden ist. Die Amerikaner haben soviel für den Volksunterricht gethan, daß nicht nur die Kinder schreiben lernen, sondern auch noch die Tische und die Stühle; das ist doch, meiner Treue, eine großartige Schulbildung, vor der sich Deutschland verstecken muß. In Italien giebt es unter der Gesammtbevölkerung von 28,459,628 Seelen: 19,141,157, also zwei Drittel Analphabeten; in Nordamerika sind nicht einmal die hölzernen Möbel analphabet. Woraus folgt, daß ein Tisch in Nordamerika gelehrter ist als in Italien ein Heirathscandidat, der den Heirathscontract unterschreiben soll. Und doch höre ich den

armen Italiener sagen: Wenn die Schulbildung keine besseren Früchte trägt, so will ich lieber ein Analfabeto bleiben. Viel Wissen blähet auf. Wirklich ist der Spiritismus, dieses Mengsel von Gespenstergeschichten, Bibelversen und Mißverständnissen, vorzugsweise Sache der Halbgebildeten und ein Stoff für Sardou.

* * *

9. Eine amerikanische Spiritistenversammlung.

Die Geisterklopfer organisiren sich: Gehirn, Nase, Mund, Augen und Ohren im Staate der Spirit-rappers — Andrew Jackson Davis, the Seer of Poughkeepsie — andere Geisterseher und Geisterbotschaften — ach, daß ich alle Dinge rütteln könnte, die noch gerüttelt werden müssen — die Spiritisten und die Shakers, Quäker und Methodisten — diese warten auf den Heiligen Geist, die Spiritisten auf einen x-beliebigen Geist — Aehnlichkeiten und Unterschiede — im Spiritismus ist die Religion zu ihrem Ursprunge zurückgekehrt — zum Schamanismus, zur Vielgötterei.

Im October 1852 wurde zu Worcester unweit Boston im Staate Massachusetts ein Meeting abgehalten, bei welchem sich die Geisterklopfer zur Secte organisirten. Am Vormittag hatten sich etwa 400 Spiritisten eingefunden; die Nachmittagssitzung war doppelt so stark besucht. Das Geschäftscomitee brachte verschiedene Resolutionen ein, in welchen die Abhaltung von Vierteljahrsversammlungen, die Errichtung von Spiritistischen Zirkeln und die Bildung Harmonischer Brüderschaften anempfohlen wurde. Sothane Brüderschaften sollten im eigentlichen Sinne organisirt, nach dem Modelle des menschlichen Leibes geformt werden und wie die Staaten große Menschen sein. Einstmals geschah's, daß alle Leibesglieder, dem Bauch rebellisch, also ihn verklagten . . . nach dieser wohlbekannten Fabel des Menenius Agrippa wurde anjetzt in Worcester im Staate Massachusetts eine neue Gliederung der Menschheit vorgeschlagen. Den ersten Vorsitzenden wollte man affectirterweise nicht den Kopf, sondern das Gehirn, the Brain, die beiden Stellvertreter: die Nase und den Mund, die Schriftführer: Augen und Ohren nennen. Nebst andern anschaulichen Titeln und den nöthigen Subalternbeamten in der vortrefflichen Harmonie. Traktätchen sollten erscheinen, um die Völker über die Gesetze des Fortschrittes zu belehren — wie die Geister auf der Atmosphäre wandeln und durch kleine, an den Polen befindliche Löcher in die zweite Sphäre mit den Zirkeln der Selbstliebe, der ehelichen, elterlichen, brüderlichen, kindlichen und universellen Liebe hinausschweben; Zeitschriften gegründet werden, welche die Geisterbot-

schaften, die Sitzungsprotocolle, Anzeigen von Mediums, Hellsehern, magnetischen Heilmethoden brächten und das Banner of Light entfalteten; und in Boston der neue Salomonische Tempel stehn, damit die Liebhaber der jungen Weisheit einen Mittelpunkt, ein Nationalheiligthum, ein Mekka hätten.

Schon der erste Tag dieser Constituirenden Versammlung war durch Ergüsse und Faseleien ausgezeichnet, wie man sie in den Irrenhäusern hört; der zweite überbot ihn noch um Vieles. Nach Eröffnung der Versammlung wurde derselben der Schuhmacher Davis, der Seher von Poughkeepsie*) vorgestellt, der, wie man sagte, voll von Offenbarungen des Jenseits und eben in Stratford Zeuge der wunderbaren Vorgänge im Hause des Dr. Phelps gewesen war; der hier an der Wand in leuchtenden Hieroglyphen gelesen hatte, wie sich eine hohe Gesellschaft von Engeln durch Vermittelung einer anderen Sippe den Erdbewohnern mitzutheilen wünsche — oder wie der böse Geist Asasel ein Herr über alle verborgenen Schätze der Erde sei und Macht habe, alle Schatzkammern aufzuthun und die Kostbarkeiten zu vertheilen. Er ließ sich herbei, den Anwesenden einen völlig wahren und authentischen Bericht über einen Geistercongreß vorzulesen, den er mit seinen geistigen Augen gesehen hatte. Sein Engel hatte ihm ein aus Hagelsteinen gemachtes Kreuz gezeigt, das in der Luft hing, desgleichen ein Feld, das voller Meteorsteine und elektrischer (er meint: galvanischer) Elemente lag, und hatte ihm gesagt, daß man auf der Erde die Gesetze der Schwerkraft nicht gehörig kenne. Der Engel zeigte ihm gleich noch droben in der zweiten Sphäre ein Schock andere Geister, jeder einzelne die Schönheit selbst, von unbeschreiblich symmetrischen Verhältnissen — es lag ein so ausgesuchtes Embonpoint in der anatomischen Entwickelung dieser Wesen, daß jeder Versuch ihren überirdischen Ausdruck zu beschreiben, nur ein falsches Bild von der Eleganz und Vollkommenheit des geistigen Exterieurs gewähren würde. Sein Engel wollte ihn damit überzeugen, daß die Astralleiber ein ander Ding seien als unsere groben elementaren irdischen Leiber, daß sie sich in der Luft bewegen und in den oberen Regionen aufhalten könnten, ohne die Naturgesetze zu verletzen. Der Engel befahl ihm dann, die Menschen zur Buße und zur Besserung zu rufen, denn das Himmelreich sei nahe herbeigekommen. Dieser Davis war einer jener einfältigen

*) Poughkeepsie, nicht Ploughkeepsie, wie man in englischen Quellen findet; der Name ist indianisch und bedeutet einen kleinen Hafen. Hauptort des County Dutcheß im Staate New York, am Ostufer des Hudson, über den hier eine schöne eiserne Brücke führt. Davis, der Sohn eines Flickschusters, war Verkäufer in dem Ira Armstrong'schen Schuh- und Stiefelgeschäft in Poughkeepsie. Er lebt noch und wohnt in Orange (New Jersey).

Phantasten, die sich einen gewissen Vorrath von Schlagworten, mit denen sie um sich werfen, ohne sie zu verstehen, und nebenbei eine gewisse Suada angeeignet haben, und die damit einer ebenso einfältigen Menge imponiren. Er war einer von den Halbgebildeten.

Nach Davis kam ein andrer Geisterseher zum Worte, Namens Howitt. Er verlas eine kläglich stilisirte und fehlerhaft geschriebene Botschaft, welche der Geist John Hancocks der Versammlung zugehen ließ. John Hancock war 1787 der Präsident des ersten Congresses der Vereinigten Staaten gewesen; der Geist hatte die Feder ergriffen, um den Amerikanern anzukündigen, daß der angehende Magnetiseur John Spear, der eben zu curiren anfing, etwas leisten und den Tod überwinden werde. Die Botschaft war von den Geistern Washington's, Patrick Henry's, Roger Sherman's und Benjamin Franklin's unterschrieben. Gleichwohl stand ein Schotte, Namens Davidson, auf und sagte, der Geist John Hancock's habe ihm soeben bemerkt, daß in Howitt's Botschaft gewisse Ausdrücke gebraucht seien, welche seine Billigung nicht hätten und die auf einem Mißverständnisse beruhen müßten. Es entspann sich zwischen Howitt und Davidson eine lebhafte Debatte, als plötzlich ein Frauenzimmer auf der Gallerie anfing nach Shakerweise zu zittern und laut schrie: Ach, daß ich alle Dinge rütteln könnte, die noch gerüttelt werden müssen! Ach, daß ich meine Erfahrungen erzählen könnte, seitdem ich zwölf Jahre alt war! Ach, thut Buße, meine Freunde, bekehrt euch, kommt eilends herzu; denn der Tag bricht an! — worauf noch eine alte Frau ein Eingesandt von einem Geiste in Ohio ablas, eine Anmahnung an die Spiritisten, ganz voll Liebe zu sein, voll Liebe, und die Versammlung sich vertagte.

Bei der Zusammenkunft nach Tisch erhob sich ein Shaker, um zu erklären: seine Glaubensgenossen bekennten sich von langer Hand her zum Spiritismus; die Ehe sei die Wurzel alles Uebels, aller Dummheiten und aller Leiden in der Welt; die Grundlage aller Selbstsucht. Solange nicht die Begriffe Ehe und Familie ausgerottet würden, könne die Menschheit nicht zur Wiedergeburt gelangen. Eine Irländerin protestirte, aber man hörte nicht auf sie. Hinter ihr stand ein junger Mensch, der beständig mit dem Kopfe schüttelte, mit den Armen windmühlenartig um sich schlug und mit den Händen klatschte; dann riß er seinem Nachbar den Cylinderhut vom Kopfe, zog ein Papier hervor und benutzte den Hut als Schreibpult. Ein Geist war über ihn gekommen und diktirte ihm eine Botschaft. Ein paar Schritte von dieser Gruppe saßen zwei andere Burschen. Der eine war ein langer Labander mit einem leichenhaften, weißlichgelben Gesichte und einem

schwarzen Barte: er sprang auf, drehte sich wie ein tanzender Derwisch im Kreise herum, klatschte in die Hände und brummte wie ein Brummkreisel. Endlich stieß er mit der Faust nach seinem Kumpan, der wie ein Opiumraucher gestikulirte und entweder wirklich berauscht oder ein Narr war. Ein Mitglied der Versammlung, ein Knickerbocker, ein Philister äußerte sich gegen derartigen Unfug. Es sei grober Unfug, es störe die Andacht, es verletze das Schamgefühl. Sogleich aber sprang ein Spiritist ganz erhitzt auf den Nörgler zu, hielt ihm die Hand vor den Mund und schrie: Mann, laß die Geister reden! Wehre den Geistern nicht! Die Geister sind Trumpf! Dem Spiritismus eine Gasse! — worauf es oben wieder zitterte und klagte: Ach, daß ich alle Dinge rütteln könnte, die noch gerüttelt werden müssen! — Das Frauenzimmer zitterte; ich hätte bald gesagt: es schäkerte.

Rütteln, schütteln, beben heißt im Englischen: to shake; daher führt jene amerikanische Secte, deren Anhänger sich bei ihrem Gottesdienste schütteln und ähnlich wie die tanzenden Derwische geberden, den Namen der Shakers, während sie sich selbst als einen Verein bezeichnen, der an Christi Wiederkunft glaubt (United Society of Believers in Christ's Second Appearing). Die Shakers haben sich im Jahre 1747 von den Quäkern abgezweigt, die ebenfalls in der Ekstase zittern und die sich: die Freunde nennen; 1774 entstand die erste Gemeinde der Shakers in Nordamerika, 1792 wurde im Staate Massachusetts, sechs Meilen von Albany, als Mittelpunkt der Shakergemeinden der Berg Libanon gegründet. In demselben Staate Massachusetts, in der Hauptstadt Boston, erhebt sich, wie oben bemerkt, der Tempel der Spiritisten, nachdem sich diese neue Secte in demselben Staate Massachusetts 1852 zu Worcester unter den beschriebenen Formalitäten aufgethan hat. Wie es scheint, haben sich erst die Shakers von den Quäkern, dann wieder von den Shakers die Spiritisten abgezweigt. Die in Worcester tagenden Spiritisten waren, wie aus dem Protokoll hervorgeht, Shakers; jedenfalls waren viele Shakers darunter.

Unverkennbar ist der Zusammenhang zwischen den Spiritisten und den Shakers; folglich auch der zwischen den Spiritisten und den Quäkern. Philadelphia hat in Amerika den Namen: Quaker City. Aus der Quäkerstadt ist nachgerade eine Spiritistenstadt geworden, wo man an der University of Pennsylvania den Spiritismus lehrt, den Psychographen handhabt und die lieben Geister zu Freunden hat.

Anderseits finden sich auch Spuren eines Zusammenhanges zwischen den Spiritisten und den Methodisten, einer zweiten aus der Anglikanischen Kirche hervorgegangenen Religionsgesellschaft, die sich 1735 in Amerika niedergelassen hat. Zu den Methodisten gehörte die Familie Fox; sie

trug den Namen des Mannes, der, ein Schuhmacher wie Davis, 1649 in England die Secte der Quäker gestiftet und angeblich einmal den Richter von Derby aufgefordert hat, vor dem Worte des Herrn zu zittern (to quake and tremble at the word of the Lord). Die Quäker hausen seit 1681 in Nordamerika; am 4. März 1681 empfing der Quäker William Penn durch königliches Patent für sich und seine Erben den Landstrich Pennsylvania.

Das erklärt Vieles. Den Quäkern und den Methodisten gemeinsam ist der Glaube an den Heiligen Geist, the Spirit. Die Lehre von dem inneren Lichte, dem Geiste Christi, der über einen Jeden zur rechten Zeit kommt, bildet den Grund- und Eckstein des Quäkerthumes; ebenso nehmen die Methodisten einen continuirlichen Anhauch des Heiligen Geistes an und machen die Bekehrung von seiner wunderbar mächtigen und augenblicklichen Wirksamkeit abhängig. Die Quäker haben gar keinen besonderen geistlichen Stand, so wenig wie die Shakers; denn der heilige Geist erleuchtet jeden Menschen. Bedeckten Hauptes sitzen die Freunde schweigend in ihrem Bethause und harren auf die Offenbarung des Herrn. Wer sich vom Geiste ergriffen fühlt, wer, Mann oder Weib, des Gottes voll ist, springt enthusiastisch auf und predigt als Medium vor der Versammlung, die ihm andächtig zuhört. Kommt der Geist nach stundenlangem Warten nicht, so geht die Versammlung ohne Murren auseinander, wie die Gemeinde der Spiritisten, wenn sich nichts kündet. Die Methodisten haben Bischöfe und Pfarrer; der Stifter der Heilsarmee, der General Booth, war zum Beispiel methodistischer Prediger. Aber der Geistliche ist bloß da, die Sünder zu bekehren; der gewaltsame Durchbruch der Gnade die Pointe des ganzen Gottesdienstes. Die Menschen sollen plötzlich, in dieser heilsamen Stunde gerettet werden und die Geretteten selbst von ihrer Rettung sagen; das nennen sie ein Revival. Der erste beste reuige Sünder, ein Schenkwirth, eine Prostituirte, eine lasterhafte, dem Trunk ergebene Greisin, ein kleiner zehnjähriger blasser Knabe tritt heulend und schluchzend vor, besteigt die Bühne, auf der die blutrothe Fahne weht, und erzählt in abgerissenen Sätzen die Geschichte seines Lebens und was in ihm vorgegangen ist — und wenn dadurch ein anderer im Innersten ergriffen, zu Thränen gerührt, zu lauten Jubelrufen begeistert wird, drängen sich alsbald die Soldaten der Heilsarmee herzu und geleiten ihn auf die Bühne, damit er von Neuem zeuge und die Büßer auf der Bank der Angst hinreiße und den großen Sieg gewinne. Dann brüllen sie wie wahnsinnig: So ist's! O, Herr hilf! Amen, Amen! — und preisen den Geist, der solche Wunder wirkt.

Wer, der nur einigermaßen in der Seele des Volkes liest, fühlte

nicht, trotz der scheinbaren Unvereinbarkeit, die Analogie, die zwischen diesen religiösen Secten und dem Spiritismus obwaltet? — Der Spiritus soll hier wie dort mit seiner Inspiration aushelfen. Die Quäker warten auf den Geist, das heißt: auf den Heiligen Geist; die Spiritisten warten auf einen x-beliebigen Geist, das ist der ganze Unterschied. Die Quäker und die Methodisten rufen Gott an; die Spiritisten rufen den Geist eines Vaters oder einer verstorbenen Mutter an. Das ist dasselbe und nicht dasselbe; ein bedeutender Gradunterschied besteht zwischen den beiden Religionen allerdings.

Der Spiritismus ist eine Art Vielgötterei. Wenn alle Religion von dem Unsterblichkeitsglauben und der Verehrung der Verstorbenen ausgegangen, aber im Christenthum ein einziger himmlischer Vater mit seinem heiligen Geiste übrig geblieben ist, so leuchtet ein, daß die Amerikaner mit ihrem Spiritismus auf die unterste Stufe der Gottanbetung, den allgemeinen Manendienst oder Seelencultus zurückgefallen sind. Ja, indem sich die geistigen Führer der Spiritisten, die sogenannten Medien, die zunächst mit den Geistern der Verstorbenen verkehren und sich die unsichtbaren Mächte dienstbar machen, als Zauberer und als Herren über die Natur geberden, so kann man geradezu sagen: daß die Spiritisten zu der Religion der rohesten Naturvölker, zum Schamanismus zurückgekehrt sind. Das ist der Fortschritt der civilisirten Welt, daß die breiten Massen der Culturnationen glücklich wieder auf dem Standpunkte der Eskimo, der Indianer und der Neger stehen! — Der Culturhistoriker wird freilich entgegnen, daß die Völker überhaupt niemals viel über diesen Standpunkt hinausgekommen sind.

Der afrikanische Zauberer. Das Punktirbuch.

Der Zauberer Kagube — Kagube der ältere — Kagube und Kugube — die Punktirkunst oder die Geomantie, eine arabische Wahrsagekunst — zunächst im Freien, nachmals zu Hause auf einem künstlichen Sandboden geübt — Punkte machen, das heißt: Stiche machen — das Verfahren, die Reduction der Reihen, die sechzehn Combinationen — Gerade und Ungerade — Verquickung mit der Astrologie: der Geomantische Spiegel — das Divinatorische liegt in dem anfänglichen Hinwerfen der Punkte, das Aehnlichkeit mit dem Buchstabenwerfen der alten Deutschen hat — unsere Punktirbücher, Einrichtung derselben — die Punktirkunst und die Akupunktur.

Am 31. October 1897 wurde die Eisenbahn von Mafeking bis Gubuluwajo eröffnet. Diese Ortschaften liegen etwas weit von uns, in Südafrika: Gubuluwajo, bis 1893 Residenz des Matabelekönigs Lobengula, ist jetzt Sitz der Englisch-Südafrikanischen Gesellschaft, Mafeking die Endstation der von Capstadt kommenden Eisenbahn, so daß also Gubuluwajo am 31. October 1897 in directe Verbindung mit Capstadt kam. An demselben Tage, an welchem die Engländer diesen neuen Erfolg ihrer Afrikapolitik verzeichnen konnten, ergab sich ihnen auch einer ihrer gefährlichsten Feinde unter der eingeborenen Bevölkerung des Sambesigebietes, der Zauberer Kagube. Derselbe, ein Neger von ganz ungewöhnlichen Fähigkeiten, war seit Jahren die Seele aller Empörungen gegen die Engländer in Maschona- und Matabeleland gewesen und hatte noch bis in die letzte Zeit dem britischen Oberstcommandirenden Sir Richard Martin in Rhodesia hartnäckigen Widerstand geleistet. Die Classe der Zauberer, Medizinmänner, Wahrsager und Wetterpropheten ist unter den Negerstämmen der Capcolonien stark vertreten; aber selten hat sich einer unter ihnen wie Kagube zu einen vollständigen Dictator aufzuwerfen vermocht. Seine starke Seite war das Bauchreden, womit er die Leute glauben machte, daß er sich mit den Seelen der Verstorbenen oder mit den großen überirdischen Geistern unterhalte, von denen er berathen und geleitet werde.

Ein afrikanischer Zauberer kommt schon in der bekannten Geschichte von der Wunderlampe vor, wir wollen ihn: Kagube den älteren

benennen: dessen Force war das Punktiren. Wer hätte das arabische Märchen nicht gelesen oder wenigstens die Oper im Theater gesehn? — Man wird sich errinnern, wie der alte Hexenmeister, ohne es zu wollen, Aladdin zu der Wunderlampe verholfen hatte und wie er längst wieder an die Ufer des Sambesi zurückgekehrt war, als er sich auf einmal des armen Jungen erinnerte, der seiner Meinung nach tief unter der Erde, in Nummer Sicher steckte; und wie er sich nun vergewissern wollte, ob Aladdin auch wirklich mausetodt und in dem Loche umgekommen sei. Zu dem Ende ging er an seinen Secretär, nahm einen viereckigen Kasten heraus und setzte sich damit auf's Sopha. Der Kasten war voll Sand: er strich das goldgelbe Pulver glatt und machte dann gewisse Punkte, die er durch gerade Linien verband. Hierauf stellte er Aladdin's Nativität. Indem er nun die Aspecten recht in's Auge faßte, entdeckte er zu seinem nicht geringen Verdrusse, daß Aladdin gar nicht gestorben, sondern guter Dinge, ja, der reichste und mächtigste Mann in China geworden sei.

Der alte Kagube verstand nämlich die Punktirkunst. Durch fleißiges Punktiren war er überhaupt erst zur Kenntniß von der Existenz der wunderbaren Lampe und von der Höhle in China, die diesen Schatz enthielt, gekommen. In der Folge punktirte er wieder aus, wo Aladdin die Lampe hingethan habe. Das Sandfaß führte er auf allen seinen Reisen mit sich. Es war ihm unentbehrlich. Es war sein Reise-Necessaire.

Der afrikanische Zauberer hatte auch einen Bruder, den wir: Kugube nennen wollen und der ebenfalls tüchtig war. Wenn Kugube wissen wollte, an welchem Winkel der Erde Kagube gerade weile, so brauchte er nur zu punktiren, und umgekehrt; auf diese Weise erhielten sich die beiden Brüder immer auf dem Laufenden. Auch Kugube reiste niemals ohne sein Handwerkszeug. Jetzt nahm nun besagter Kugube sein Sandfaß vor, ordnete den Streusand und stellte die Nativität seines Bruders Kagube. O, weh, was mußte er da sehn! — Indem er die einzelnen Figuren durchging, entnahm er aus der einen, daß sein guter Bruder Kagube nicht mehr unter den Lebenden; aus der anderen, daß er eines gewaltsamen Todes gestorben; aus der dritten, daß dies in China; aus der vierten, daß es in der Stadt Kiautschou geschehen; endlich aus der fünften, daß der Schurke Aladdin sein Mörder sei.

Die Punktirkunst wird in den arabischen Märchen, namentlich in den chinesisch gefärbten, oft erwähnt. Die ebenfalls bekannte Geschichte vom Zauberpferde spielt in Persien; dann führt sie nach China. Hier verkleidet sich der Prinz als Astrolog, er zieht einen Zaubermantel an, gürtet sich mit einem Gürtel, auf den die Zeichen des Thierkreises gestickt sind, und setzt eine hohe Mütze auf; in die eine Hand nimmt er

einen Stab, in die andere einen Rosenkranz und geht, die Perlen des Rosenkranzes zählend, langsam durch die Straßen. Glück unserem Quartier und dem eurigen! — so ruft er. Unter dem Arme aber hat er ein altes Buch und das geliebte Sandfaß. Noch heute ist in China das Fengschui, eine natürliche Punktirkunst, die aus der Situation eines Geländes die Zukunft einer Gemeinde vorausbestimmt, an der Tagesordnung. Doch wird diese Art Weissagung gewöhnlich wie das Kartenschlagen den Arabern zugeschrieben, den Beduinen, die nicht lesen und schreiben können, aber in der Wüste mit ihrem Stabe in's gelbe Sandmeer stochern, wie unsere jungen Damen, wenn sie spaziren sitzen, mit ihrem Regenschirme in den Kies oder in den Schnee, und Geomantie, Feldwahrsagung ohne andere Apparate treiben als das Feld; nachgerade aber, wie gesagt, besondere Sandfässer oder Sandkästchen, einen kleinen künstlichen Boden dazu haben. Aus dem Morgenlande ist die Punktirkunst bis zu uns gekommen, nur daß wir die Punkte nicht mehr mit einem Griffel in den Sand, sondern mit Tinte und Feder auf's Papier zu machen pflegen. Der Sand gehört wie das Wachs zu den alten vergessenen Schreibmaterialien. Uebrigens ist noch das Wort Punkt, das eigentlich einen mit einem Schreibgriffel gemachten Stich bedeutet, eine Erinnerung an den Sand; der moderne Punkt kein Stich, sondern ein Tüpfelchen. Die Regeln der Punktirkunst enthalten die Punktirbücher, die auf den Jahrmärkten feilgeboten werden.

Die Kunst ist eigentlich nicht das Punktiren, sofern man darunter das Punktmachen oder Tüpfeln selbst versteht; sondern die regelrechte Behandlung und Verarbeitung der Punkte, die einer auf's Gerathewohl, in einer Art von schönem Wahnsinn, wie eine Frage an das Schicksal hingeworfen hat. Man macht eine Reihe Punkte, nach arabischer Manier von rechts nach links, ohne zu zählen, mit geschlossenen Augen, wie einen der Geist treibt — wie die Kaiserin-Wittwe von China, wenn sie die Leute, die den Kaiser zu bewachen haben, auf der Liste ihrer Leibgarde mit dem Bleistift anstreicht. Unter diese Reihe setzt man eine zweite, dann wieder eine und noch eine, sodaß im ganzen vier Reihen entstehen. Hierauf fängt man von vorn an und macht wiederum einen Vierzeiler von Punkten; dann noch einen dritten und einen vierten, sodaß man im Ganzen vier Verse zu je vier Zeilen und in Summa sechzehn Reihen von Punkten hat.

Nun fängt man an die Punkte auszuzählen und die einzelnen Reihen zusammenzuziehen. Das ist sehr einfach; es kommt nur darauf an, ob die Summe gerade oder ungerade ist. Ergeben die Punkte einer Reihe eine gerade Zahl, so setzt man für sie zwei Punkte. Ergeben sie eine ungerade Zahl, so macht man einen Punkt an ihrer

Stelle. Auf diese Weise werden die Zeilen in den vier Versen stark reducirt: sie bestehen hinfort nur aus einem Punkt oder aus zwei Punkten. Die Vierzeiler verschwinden ganz: sie sehen wie Säulen oder Columnen aus, die von einfachen oder Doppelpunkten gebildet werden. Im Ganzen sind sechzehn Combinationen möglich, die folgenden:

1	2	3	4	5	6	7	8
·· ·· ·· ··	·· ·· ·· ·	·· ·· · ·	·· · · ·	· · · ·	· · · ··	· · ·· ··	· ·· ·· ··

9	10	11	12	13	14	15	16
· ·· · ·	· · ·· ·	· ·· ·· ·	·· · · ··	·· ·· · ··	·· · ·· ··	·· · ·· ·	· ·· · ··,

von denen, wenn keine Wiederholung stattfindet, vier herauskommen müssen; sie bilden die Grundlage für die ganze Operation, sie heißen die Mütter.

Mit Hülfe der Mütter werden nun vier Töchter und mit deren Hülfe vier Enkel gesucht, die sich an die vier Mütter anschließenden Combinationen; die vier, welche noch übrig sind, bilden eine Nebengruppe: zwei davon sind die Zeugen, die letzten beiden die Richter. So daß man im Ganzen sechzehn Figuren hat, entsprechend den sechzehn Combinationen der einfachen und Doppelpunkte, und zwar vier Familien in drei Generationen und vier Unparteische. Die zwölf Hauptfiguren sind die zwölf Lebensverhältnisse des Menschen; die Zustände der Person, deren Schicksal der Punktirer zu ergründen sucht.

Nun ist das Material beisammen, um, wie es in den arabischen Märchen heißt, der fraglichen Person die Nativität zu stellen. Es wird ein großes Quadrat gezeichnet, das ganz aussieht wie ein Horoskop, aber hier: der Geomantische Spiegel heißt. Es muß ein zweites Quadrat einschließen, dessen Seiten denen des großen Quadrates parallel laufen, sodaß eine Einrahmung entsteht, welche die Ekliptik darstellt. Sie enthält die zwölf Thierkreiszeichen, drei auf jeder Seite. Innerhalb des zweiten Quadrates ist wieder ein drittes, schrägliegendes Quadrat, dessen vier Ecken die vier Seiten des zweiten Quadrates in der Mitte treffen; innerhalb des dritten Quadrats steht ein viertes Quadrat, dessen vier Ecken wieder die vier Seiten des dritten Quadrates in der Mitte treffen, das daher wieder den beiden ersten Quadraten parallel liegt, und durch das innerhalb der ersten eine neue Umrahmung entsteht, der eigentliche Spiegel. Der Spiegel hat gleichsam zwei Rahmen, einen inneren und einen äußeren.

Wenn nun die vier Ecken des zweiten und des vierten Quadrates durch gerade Linien verbunden werden, die lothrecht auf die Seiten des dritten Quadrates fallen, so entstehen, wie man sich durch eine Figur leicht überzeugen kann, innerhalb der zweiten Umrahmung zwölf rechtwinkelige, untereinander congruente Dreiecke. Diese zwölf Dreiecke sind

die zwölf Häuser, in die man den Himmel eingetheilt hat, und von deren Stellung bei der Geburt nach der Astrologie das Schicksal des Menschen abhängt.

Das erste Haus ist das Haus des Lebens. Das zweite das Haus des Glückes. Das dritte das der Brüder. Das vierte das der Verwandtschaft. Das fünfte das der Kinder. Das sechste das des Gesindes. Das siebente das der Ehe. Das achte das des Todes. Das neunte das der Religion. Das zehnte das der Würden. Das elfte das der Freundschaft. Das zwölfte das der Feindschaft.

In die zwölf Himmelshäuser werden nun die obenerwähnten Figuren oder Schemata der Reihe nach eingetragen, wobei man mit dem östlichen Hause beginnt und dann allmählich weiter nach Süden, Westen und Norden geht, wie Sonne und Mond; und damit die geomantischen Punkte in Beziehung zum Lauf der Sterne, zu den Bewegungen der Planeten und zum Thierkreise gesetzt, als ob sie nicht ursprünglich von Menschenhand in den Sand gezeichnet worden wären. Die Zeugen und die Richter kommen in die Mitte des Horoskops, den eigentlichen Spiegel. Die Geomantie läuft also am Ende auf die alte schimmelige Sterndeuterei hinaus, die in Persien, Indien und China heute noch blüht, ja, selbst im Abendland, in den spiritistischen Faseleien von einem Astralleib, in ihren siderischen Einflüssen nachwirkt; der Punktirer sucht die Antwort auf seine Frage vom Himmel zu bekommen, bemüht sich, das Haus zu treffen, in welches der Gegenstand gehört, und schließt dann aus dem Hause, aus den Aspecten, aus der Stellung seiner Zeugen und Richter auf Leben und Tod, Gesundheit und Krankheit, Kopf und Gesicht des Menschen, sogar auf seine Zähne. Schließlich kommt am Ende doch Alles auf die Geradheit an, mit der er Anfangs seine Punkte gezeichnet hat, als von welchen das gesammte Resultat abhängt; und indem dies wie im Traume, mit der dem Traume eigenthümlichen Divinationsgabe geschehen sein kann, ist es vielleicht erlaubt, in dem Punktiren mehr als eine Spielerei, eine eigenthümliche Form der Weissagung, nicht unähnlich dem Buchstabenwerfen unserer Vorfahren zu sehn.

Unsere Punktirbücher haben die Elemente der arabischen Wahrsagekunst, ohne den astrologischen Krimskrams, gerettet; sie wurden ursprünglich aus dem Arabischen übersetzt (noch Leipzig 1785). Sehen wir uns einmal einen Schmöker dieser Gattung an; nehmen wir zum Beispiel: Mlle Lenormands, der weltberühmten Wahrsagerin vollständiges Punktirbuch, das in Pankow-Berlin in sechzehnter Auflage erschienen ist. Es enthält 36 Fragen, von denen man sich eine wählen soll, eine Nachweisungstabelle und 36 Antwortstafeln. Der

Leser wird nun etwas abweichend, aber im Ganzen wie vorhin angewiesen, zuerst eine von den sechsunddreißig Fragen auf ein Blatt Papier zu schreiben, hierauf mit Bleistift oder Kreide vier Reihen Striche zu machen, die nicht gezählt werden dürfen. Erst wenn er fertig ist, hat er die Reihen auszuzählen und, wenn die Anzahl der Striche eine gerade ist, hinter die Reihe zwei Punkte, ist sie ungerade: einen Punkt zu setzen. Auf diese Weise entsteht eine von den sechzehn Punktfiguren, die über der Nachweisungstabelle stehen. Nun sieht er nach, was die von ihm gewählte Frage für eine Nummer im Buche hat; mit Hülfe der Nummer und der Figur findet er auf der Nachweisungstabelle eine zweite Nummer, die die der Antwortstafel ist. Auf der letzteren steht die herausgekommene Punktfigur wiederum und daneben die Antwort auf die Frage.

Die Fragen sowohl als auch die Antworten sind dem Verstande des Publikums angemessen und seinem Geschmacke angepaßt. Auf die Frage: Durch welche Eigenschaften wird sich mein Zukünftiger besonders auszeichnen? — findet die Punktirerin die Antwort: Schwerfällig wie ein Bleiklumpen. Auf die Frage: Wie und wo werde ich einstens meine Laufbahn beschließen? — ertheilt das Orakel den Bescheid: Im Lehnstuhl auf Kassenscheinen sitzend.

Die Zahl der Antworten beträgt in dem mir vorliegenden Exemplare: 576; dies wird in der Vorrede rühmend hervorgehoben. In anderen Punktirbüchern seien nur 16 Fragen und 256 Antworten enthalten. Ich weiß nicht, wie viele Antworten bei den Gebrüdern Kagube herauskommen konnten — jedenfalls hat das Pankower Punktirbuch vor dem afrikanischen System die größere Einfachheit voraus. Es giebt noch eine dritte Punktirmethode, die ebenfalls aus China stammen soll, aber nicht sowohl dazu dient, die Zukunft auszuforschen, als vielmehr dazu, direct auf die Zukunft einzuwirken, dem Menschen die Zukunft freundlich zu gestalten, kurz gesagt: ihn zu heilen und ihm den Rheumatismus zu vertreiben. Das ist die Akupunktur oder der Baunscheidtismus.

Der Tarel hat ihn geritten.

Je schever, je lever — warum schneidet man die Wurst schief — warum baut man den Thurm schief — vielleicht ist er gar nicht schief gebaut, sondern erst schief geworden — in einzelnen Fällen hat man die Thürme sicher schief haben wollen — wie man sie auch häufig unpaar machte, trotzdem sie paarig waren — gelegentlich sind sie überhaupt nicht zu vergleichen, weil nur einer fertig ist — warum hielt man denn nicht auf Symmetrie — weil der Teufel seine Freude am Ungeraden hatte — weil den Gesellen der Teufel ritt — und in Folge dessen den Meister der Teufel ritt — hat doch der Tarel sogar die Antifreimaurer geritten.

Es giebt eine Reihe von Sprichwörtern, namentlich im Plattdeutschen, die sich mit der Schiefe beschäftigen, sie nicht nur gelten lassen, sondern sogar als einen Vorzug betrachten und zunächst wohl die jungen Leute trösten wollen, wenn sie etwas verwachsen und nicht ganz gerade sind. Je schever, je lever. Ein Bißchen schief bringt unter die Haube. Ein Bißchen schief ist Mode. Ein Bißchen schief ist vornehm. Ein Bißchen schief ist engelsch. Een beten scheef, dat levet (das liebt, das gefällt). Wirklich scheinen die meisten Menschen diesem Grundsatze zu huldigen und sich selbst, wenn sie nicht schon schief sind, gern ein wenig zu schief machen: das Haar nicht genau in der Mitte zu scheiteln, den Hut ein Bißchen nach rechts oder nach links aufzusetzen, die Schleife nicht vorn zu tragen, sondern auf der Schulter. Ja, die schiefe Linie muß eine Art Schönheitsgesetz sein, wie der Goldene Schnitt, daher sogar die Sonne den Aequator des Himmels unter einem Winkel schneidet, den man die Schiefe der Ekliptik nennt; bei jeder Gelegenheit wird das Schiefe dem Rechten vorgezogen, man verliebt sich thatsächlich in die Schiefe. Ein besonders kluger Hund soll einmal auf die Frage, ob er eine Wurst haben wolle, in den Garten gelaufen und mit einem Jelängerjelieber wiedergekommen sein. Aber die Köchin, die eine Wurst anschneidet, hält es mit dem Sprichwort: Je schever, je lever. Der verstorbene Professor Gustav Theodor Fechner, der geistreiche Philosoph, dem unlängst im Leipziger Rosenthal ein Denkmal errichtet worden ist, legte einmal bei einem Abendessen der Gesellschaft eine Frage vor, die schriftlich beantwortet werden sollte und die wunder-

samsten Erörterungen ästhetischer und praktischer Art zur Folge hatte. Er fragte nicht nach windschief, noch nach ortschief; er fragte nicht nach dem schiefen Thurm zu Pisa. Sondern er fragte: Warum schneidet man die Wurst schief?

Warum baut man den Thurm schief? — Es giebt bekanntlich nicht bloß schiefe Urtheile, sondern auch schiefe Nasen, nicht bloß schiefe Gesichter, sondern auch schiefe Dächer, und nicht bloß schiefe Würste, sondern auch schiefe Thürme. Daß die Nase bei so vielen Individuen (zum Beispiel, nach den Beobachtungen des Bildhauers Kopf, auch bei Kaiser Wilhelm I.) eine Neigung nach rechts hat, erklärt sich aus der Gewohnheit, sich mit der rechten Hand zu schneuzen, also im Grunde aus der natürlichen Rechtshändigkeit; Linkshänder, wie Leonardo da Vinci und Adolph Menzel, müßten danach auch eine linke Nase haben. Bei den Thürmen hat man sich bisher vergeblich bemüht, der Anomalie auf den Grund zu kommen. Warum der Thurm zu Pisa eigentlich schief steht, das mag der Teufel wissen. Ein von seiner Plattform herabgelassenes Bleiloth fällt an fünf Meter von der Grundmauer nieder. Ist die Torre pendente etwa als Experimentirthurm für Galilei eingerichtet worden? — Bekanntlich hat der berühmte Forscher auf diesem Thurme bewiesen, daß das Gewicht eines Körpers auf die Geschwindigkeit seines Falles keinen Einfluß habe, und zu dem Ende zwei Stücke Blei, eins eine Unze, das andere zehn Unzen schwer, zusammen herabfallen lassen. Oder hat der Baugrund nachgegeben, hat sich während des Baues eine Neigung nach Süden von selbst herausgestellt, und sind deshalb die oberen Stockwerke auf der Nordseite verstärkt? — Vasari behauptet, die Baumeister hätten nicht Erfahrung genug gehabt, wie in Pisa ein Fundament zu legen sei, und den Grund nicht verpfählt, wie es nothwendig gewesen wäre. Solche Senkungen kommen ja auch in Deutschland vor, namentlich in Bergwerksstädten, zum Beispiel in Zwickau oder in Eisleben, wo neuerdings so viele Häuser baufällig geworden sind; am bekanntesten ist in dieser Beziehung die Stadt Lüneburg, wo der Boden durch die Salzquellen gelitten zu haben scheint, und die schweren Backsteinmauern die den Kalk durchziehenden Höhlungen zusammendrücken: schiefe Mauern und schiefe Thürme hat man das Wahrzeichen von Lüneburg genannt. Der Lambertithurm beim Sülzthore steht gerade so schief wie der Thurm zu Pisa, nur nicht so fest, er konnte nur mit großen Kosten gegen den Umsturz gesichert werden. Oder sollte der Architekt den Thurm absichtlich schief angelegt haben? — Auch daran haben die Kunstverständigen gedacht; Lord Baltimore entdeckte sogar in einer Vorstadt Pisa's eine apokryphe Inschrift, aus welcher hervorging, daß der Baumeister selber

einen kleinen Verdruß auf dem Rücken hatte und sich mit dem schiefen Thurme ein Denkmal setzen wollte.

Nun, selbst das wäre nicht etwa unerhört gewesen; jedenfalls aber scheinen diejenigen, die an einen Dolus des Baumeisters glauben, das Richtige zu treffen. Daß Jemand vorsätzlich einen schiefen Thurm bauen könne, will freilich einem Pedanten gar nicht ein — das ist ja ganz unmöglich, meint Adolf Stahr. Dem Oldenburger Conrector schmerzten die Augen, wenn er diese Curiosität nur ansah; er ging gar nicht gerne hin, weil ihm das Laster auf den Kopf fallen und den Adolf und die Fanny erschlagen konnte. Und doch hat das Mittelalter solche vorsätzliche Sünden oft begangen; man muß eben nur wissen, daß die Menschen ein Bißchen schief gern haben. Der Glockenthurm des Doms zu Pisa ist ein Werk des Pisaner Architekten Bonannus und Meister Wilhelms des Deutschen, eines Innsbruckers, von Vasari und Anderen nur: Guglielmo tedesco genannt; diese Beiden begannen den Thurm im Jahre 1174, vollendet wurde er von Tommaso Pisano im Jahre 1350. Nun, eben aus jener Zeit stammt ein Wald von schiefen Thürmen, italienischen wie deutschen. In Bologna stehen gleich zwei nebeneinander, die Torre degli Asinelli und die Garisenda, die sich wie zwei Schlagbäume gegen einander neigen; die Garisenda wird schon von Dante in der Göttlichen Komödie, also um 1300 erwähnt. Er vergleicht in seiner Hölle (XXXI, 136) den Riesen Antäus mit diesem schiefen Thurme, wie er ihn drohend über sich erblickt. In Tyrol, der Heimath Wilhelms des Deutschen, in der Bezirkshauptmannschaft Bozen, am linken Ufer der Etsch liegt das Dorf Terlan: dieses hat nicht nur einen guten weißen Wein, sondern auch an seiner gothischen Kirche einen (seit 1884 theilweise abgetragenen) schiefen Thurm, der von Rudolf Baumbach besungen worden ist; er soll zwar einmal gerade gewesen sein und wieder gerade werden, wenn zwei Jungfern von Bozen kommen, aber ich fürchte, ich fürchte, daß er sich niemals recht hat ermannen können. Diesseits der Alpen hat die Stadt Gelnhausen ein Wahrzeichen wie Pisa; diese alte Reichsstadt, wo sich der Barbarossa eine großartige Pfalz erbaute und die deutschen Kaiser oft Hof hielten, ist sonst wegen ihrer Bubenschenkel, aber auch wegen eines hängenden Thurmes berühmt, eines der vier Thürme, welche die Dreifaltigkeitskirche schmücken, des Querschiffthurmes. Auch die alte Stadt Kitzingen rühmt sich nicht nur einer Vorstadt Etwashausen, sondern auch eines etwas schiefen Thurmes. Und so giebt es eine Menge Schiefheiten im Reiche. Ein Weichen der Fundamente ist in diesen Fällen völlig ausgeschlossen, die Absicht unverkennbar, und diese Absicht nicht voreilig zu verwerfen, sondern aus einer eigenthümlichen Abirrung des mittelalterlichen Schönheitssinnes,

aus der Lust abzuwechseln, aus der Freude zu erklären, die der Oppositionsteufel am Ungeraden hat.

Good Luck lies in odd Numbers, ungerade Zahlen bringen Glück. Falstaff sagt das in den Lustigen Weibern von Windsor, er hofft es wenigstens: er meint, ungerade Zahlen seien heilig bei Geburt, bei Schicksalen und beim Sterben. Falstaff hat recht; man wird ihm nicht entgegnen, daß es auch eine böse Sieben gebe, und daß die Zahl Dreizehn Unglück bringe, während umgekehrt ein vierblätteriges Kleeblatt glückbringend sei. Das sind Ausnahmen, die sich aus besonderen, religiösen Rücksichten erklären; im Allgemeinen gelten die ungeraden Zahlen, namentlich die ungeraden Primzahlen, die Drei, die Fünf und eben die Sieben wirklich für gut und heilig. Sie sind gewissermaßen schöner, vollkommener, runder als die geraden Zahlen; sie besitzen einen Abschluß, der den geraden Zahlen abgeht. Den geraden Zahlen scheint etwas zu fehlen, so lange nicht eine ungerade Zahl hinzukommt, wo sie dann selber ungerade werden: im Orient ist es allgemeine Sitte, bei Schuldverschreibungen, Schenkungen, Strafen Eins zuzugeben, beziehentlich abzurechnen, so daß keine runde Summe auf dem Papiere steht. Der bekannte Titel: Tausend und eine Nacht beruht auf dieser Sitte, die übrigens bei uns selbst, in unseren 101 Kanonenschüssen, sowie in den jüngsten Pachtverträgen und Erwerbungen des Reiches hervortritt. Der schiefe Thurm ist die ungerade Zahl.

Schief ist Alles, sagt Timon von Athen, nichts grad in unserer fluchbeladnen Menschheit; neben der Schiefe bemerkt man an den Thürmen noch eine andere Unregelmäßigkeit. Bei größeren Kirchen stehen gewöhnlich zwei Thürme an der Westseite, und diese beiden Thürme sind nicht immer gleich hoch, überhaupt nicht immer vollkommen paarig. Sie hinken gleichsam wie der Teufel. Natürlich, große Kirchen haben meist eine sehr lange Bauzeit gehabt, oft Jahrhunderte gebraucht, um fertig zu werden; die Thürme namentlich kamen in verschiedene Hände, jeder neue Baumeister hatte seine eigenen Ansichten und seinen Eigensinn, er fuhr anders fort, als sein Vorgänger angefangen hatte. Wenn er überhaupt fortfuhr, denn die Thürme blieben häufig unvollendet. Die Sage nun, die sich gerade mit den Thürmen vielfach beschäftigt hat, liebt das so darzustellen, als ob den einen Thurm der Meister, den anderen sein Geselle gebaut, der Gesell den Meister übertroffen und dieser dann seinen glücklichen Nebenbuhler aus Handwerksneid von dessen eigenem Thurme herabgestürzt hätte. Der Neidteufel hätte den Meister geritten und an seinem eigenen Schüler, seinem Verwandten, seinem Neffen zum Verbrecher gemacht; aus dem neuen Thurme wäre ein bloody Tower geworden, und noch ein Wahrzeichen der blutigen That dort oben in der Höhe zu erblicken.

In Arnstadt steht die herrliche, neuerdings restaurirte Liebfrauenkirche mit vielen mittelalterlichen Reminiscenzen und Späßen und zwei achteckigen Thürmen, den schönsten in Thüringen. Den südlichen hatte der Meister, den nördlichen der Geselle des Meisters ausgeführt. Und die Leute sagten: der Nordthurm wäre schöner als der Südthurm! Daß der eine steinerne Mann im Chor die Zunge herausstrecke, das gelte dem Meister, der von seinem Gesellen übertroffen worden sei! — Der Meister ward gelb und grün vor Neid: hinterlistig lockte er den Gesellen an das offene Fenster auf seinem Thurm. Er wollte ihm einen kleinen Fehler weisen. Der junge Mensch bog sich nichts ahnend vor: da stürzte ihn der Meister hinunter in die Tiefe. Der treue Hund, der mit hinaufgelaufen war, sprang seinem Herrn nach. Diese Sage wird dadurch unterstützt, daß man die Figuren eines Mannes und eines Hundes thatsächlich oben am Thurme bemerkt. Es sind Wasserspeier. Das wiederholt sich oft.

Feindseligkeiten zwischen einem Meister und einem noch geschickteren Schüler sind so alt wie die Kunst. Der griechische Dädalus ermordete seinen eigenen Neffen, der bei ihm gelernt hatte, bloß weil er ein Genie war, das die Säge, den Meißel, den Handzirkel, die Töpferscheibe, ein nützliches Werkzeug nach dem anderen erfand und aus dem Aermel schüttelte; und zwar auf dieselbe Weise. Er gab ihm in Athen auf dem Parthenon einen Schupps, daß er den ganzen Burgfelsen hinunterkullerte. Es wäre um den hoffnungsvollen Jüngling geschehn gewesen, wenn ihn nicht die Göttin Athene aufgefangen und schleunigst in ein Rebhuhn verwandelt hätte. Wenn wir aber bei den christlichen Kirchen bleiben, so begegnen wir noch vielen solchen hängenden, verhängnißvollen Thürmen.

In dem mittelalterlichen Pompeji, in Rothenburg hoch ob der Tauber wird ganz dieselbe Geschichte erzählt wie in Arnstadt, nur anders gewendet. Hier handelt es sich um die beiden Thürme an der Hauptpfarrkirche zu Sanct Jacobs. Auch diese beiden Thürme sind unpaar: der südliche Thurm hat eine niedrige, breite, der nördliche eine hohe, schlanke Spitze; auch hier ist der nördliche Thurm der schönere. Er ist beiläufig bemerkt zugleich der ältere und entspricht nach Bauart und Verzierung dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Die Rothenburger aber lassen beide Thürme gleichzeitig entstehen: den einen hätte der Baumeister übernommen, den anderen, den nördlichen hätte er einem jungen Gesellen übergeben, der bei ihm selbst in der Lehre gewesen war. Als nun dessen Werk weit schöner und zierlicher ausgefallen wäre, hätte sich der Meister aus heller Verzweiflung vom Gerüste herabgestürzt. Das Brustbild an der Südseite des Baues soll den herabstürzenden Mann vorstellen. Auch hier springt ein Hund nach, der ein Wasserspeier ist.

Man möchte sagen: wer andern einen Thurm erbaut, fällt selbst herunter; wie die Verfertiger von Instrumenten des Todes dieselben so häufig zuerst gekostet haben und der Arzt Guillotin angeblich das erste Opfer der Guillotine gewesen ist. Von seinem Gerüste herabgestürzt ist im 15. Jahrhundert auch in Wien Hans Puchsbaum, einer von den Baumeistern der Domkirche zum heiligen Stephan, der Sage nach ebenfalls als Lehrjunge, durch Verrath eines neidischen Meisters, des Anton Pilgram von Brünn.

Der Wiener Stephansdom hat vier Thürme, die sich über den Flügeln des Querschiffes erheben, zwei kleine und zwei große; die beiden letzteren sind nicht nur unpaar, sondern überhaupt noch gar nicht zu vergleichen, weil der eine noch gar nicht fertig ist. Von welcher Weltgegend man auch kommen mag, den Süden ausgenommen, lange bevor man etwas von Groß-Wien spürt, erblickt man schon jene schlanke, durchbrochene Pyramide, die wie ein ἐν τούτῳ νίκα im Himmelsdufte schwebt und die Stelle der österreichischen Kaiserstadt bezeichnet. Es ist der sogenannte große Stephan, einer der höchsten Thürme der Erde, angeblich 139 m hoch. Er soll im Jahre 1433 von dem oberwähnten Pilgram vollendet worden sein; der Bau dauerte vierundsiebzig Jahre, und die Kosten waren so bedeutend, daß es hieß, jeder Stein des Thurmes werthe einen Dukaten und der Mörtel sei nicht mit Wasser, sondern mit Wein zubereitet worden. Dieser Thurm sollte aber nach dem Willen des Stifters einen ebenbürtigen Bruder haben, und der Bau dieses zweiten hohen Thurmes wurde nun eben einem Lehrjungen Meister Pilgram's, Hansen Puchsbaum übertragen, der aber von seinem Meister, noch ehe der Thurm fertig war, aus Neid ermordet. Aus Handwerksneid, weil der Junge den Auftrag erhalten hatte. Die Baugeschichte des Stephansdomes ist unsicher und widerspruchsvoll; soviel scheint gewiß, daß Puchsbaum im Jahre 1454 von dem Gerüste herabgestürzt und daß seitdem an diesem Thurme nicht mehr gebaut worden ist. Derselbe ist also ein Fragment geblieben, nicht halb so hoch wie der andere; und es war natürlich, daß sich die Sage dieses Mißverhältnisses bemächtigte, um eine ähnliche Eifersucht und ein ähnliches Verbrechen zu erfinden wie in Rothenburg und in Arnstadt. Zufällig wäre auch in Wien wieder der nördliche Thurm mit dem südlichen in Wettbewerb getreten; vielleicht hätte man dann auch in Wien wieder das Bild eines herabstürzenden Gesellen und eines nachspringenden Hundes gesehen, während so, da der Thurm gar nicht fertig geworden ist, das Brustbild von Hans Puchsbaum nur unter der Kanzel und am Peter-Paul-Altar gezeigt wird. Früher brachte man auch ein Bildwerk am Riesenthor mit der Sage in Verbindung, einen Jüngling in der Haltung des sogenannten

Dornausziehers. Daß der Puchsbaum überhaupt heruntergestürzt ist, scheint daraus hervorzugehen, daß noch eine andere Form der Sage existirt.

Darnach hätte er mit dem Teufel einen Bund geschlossen. Es wollte mit seinem Thurme nicht vorwärts; es war kein Segen auf dem Nordthurm. Das Kirchenschiff und die beiden kleinen Thürme, die sogenannten Heidenthürme hatte Meister Octavian Falkner aus Krakau seinerzeit rasch gefördert, weil ihm ein Engel Gesellschaft leistete — Puchsbaum wollte auch einen Engel zum Gesellen; und, meinte er einmal in mitternächtiger Stunde, als er ruhelos in der Werkstatt auf- und abging: wenn kein Engel kommt, so mag mir der Teufel helfen! — Der ließ sich nicht bitten. Unter Donner und Blitz erschien Puchsbaum der Faland in rothem Wams und goldgesticktem Mantel, auf dem Kopfe den spitzen Hut mit der nickenden Hahnenfeder. Der Teufel ist nämlich ein großer Baumeister, der Burgen, Brücken und sogar Kirchen in Accord nimmt, obwohl ihm an den letzteren wenig gelegen ist; zum Lohn bedingt er sich gewöhnlich die erste Seele aus, die das Gebäude betritt. Hier machte er sich vorläufig nur aus, daß Hans Puchsbaum auf dem Thurme die heilige Jungfrau nicht anrufen und ihren Namen nicht nennen sollte; unter der Bedingung wollte er ihm helfen. Puchsbaum dachte: wenn's weiter nichts ist! — er hielt sein Versprechen treulich. Er horchte nicht mehr auf den Gesang im Dom und kniete beim Sanctusläuten nicht mehr nieder, um sich zu bekreuzen. Dafür machte es sich nun aber auch mit dem Thurme, er stieg zusehends empor, schon überragte er das Dach, die Arbeit kam in Zug. Da stand Puchsbaum auch einmal auf seinem Gerüst, und auf dem anderen Thurme läutete die Glocke, die Gläubigen zur heiligen Messe rufend. Indem so kam eine weißgekleidete Jungfrau mit Rosenkranz und Gebetbuch daher, wie eine Maria anzuschauen. Sie hieß auch Maria, es war die Braut Hans Puchsbaum's. Und er rief: Maria! — In diesem Augenblicke weicht das Gerüst, Balken und Steine sausen hinunter in die Tiefe, und der Unglückliche zerschellt auf dem Pflaster zu den Füßen seiner Braut. Auf einem Steinvorsprunge aber steht der Faland, der ihn geritten hat, und lacht. Seitdem wäre an dem Thurme nicht mehr gebaut worden, deshalb stünde er noch heute unvollendet da. Wie man es nimmt, es ist schief gegangen mit dem nördlichen Thurme der Metropolitankirche zu Sanct Stephan.

Steht aber doch immer schief darum;
Denn er hatte kein Christenthum.

Die Folge ist, daß nun der ganze Stephansdom etwas Fragmentarisches und Unvollkommenes hat. Und was trägt daran die Schuld? — Doch nur wieder der alte hinkende Teufel, die Freude am Ungeraden.

Nicht bloße Indolenz oder, was noch unwahrscheinlicher: die Noth. Je schever, je lever. Wenn die beiden paarigen Thürme wirklich verschiedenen Baumeistern in Accord gegeben wurden und diese gleichsam Freimaurer waren, das heißt: freie Verfügung hatten und machen konnten, was sie wollten: so ist es freilich kein Wunder, daß die Thürme unpaar ausfielen und entweder ungleich oder gar nicht ausgeführt wurden. Aber das ist eben das Charakteristische, daß kein einheitlicher Plan vorlag und daß man sich an die Ungleichheit nicht stieß — warum hielt man denn nicht wie beim Kölner Dom auf Symmetrie? Weshalb begnügte man sich mit einem mächtigen Thurme wie in Ulm? — Das wäre doch noch schöner gewesen, wenn sich die Architekten nicht hätten fügen wollen. Allerdings wird die Baucommission oft beim besten Willen nicht im Stande gewesen sein, eine strenge Gleichmäßigkeit in der Ausführung aller einzelnen Bautheile zu erzwingen — der Hoffahrtsteufel, das Haschen nach Originalität und wohl auch die Ueberzeugung, die veränderte Geschmacksrichtung war zu stark. Aber bei hervorragenden Bauwerken mußte doch durchaus auf vollkommenes Ebenmaaß gedrungen werden; und wenn es gleichwohl nicht geschah, so läßt sich nur denken, daß die Bauherren selbst das ewige Einerlei satt hatten und etwas Abwechselung wünschten. Die Furcht vor der Monotonie ist den Menschen tief eingepflanzt, sie gilt für einen Fehler bei der Declamation, in den schönen Künsten, der Musik und sogar in der gefrorenen Musik.

Ich bin des trocknen Tons nun satt, muß wieder recht den Teufel spielen. Der Teufel scheint wirklich das Maurerhandwerk absonderlich zu bevorzugen und zu reiten. Erst kommt die Unordnungsbestie und verleitet Wilhelm den Deutschen zu einem schiefen Thurme — dann kommt der Hoffahrtsteufel und plagt den Gesellen, daß er es schöner machen will als der Meister — und den Meister plagt wieder der Neidteufel, daß er den Gesellen herunterstürzt. Das Alles aber könnte gar nicht vorkommen, wenn die Bauherrn nicht selber der Oppositionsteufel ritte, daß sie den Maurern so viele Freiheit lassen. Hat doch der Taxel sogar den Antifreimaurercongreß geritten, als er sich in Trient über die Miß Vaughan, des Teufels Urgroßmutter und den Teufel Bitru unterhielt — ich meine den französischen Journalisten Leo Taxil, der sich als Clerikalen aufspielte, ein Medium hatte, das er: Miß Vaughan nannte und das angeblich vom Teufel Bitru besessen war, der den Teufel in einer Höhle bei Gibraltar gesehen und ihm sieben Haare aus dem Schwanze ausgerissen hatte, die er vorwies, der die gegen die Freimaurer gerichteten Briefe der Miß Vaughan in dem Congresse vorlas und die Schändlichkeiten des Bundes aufdeckte, der den päpstlichen Segen bekam und der dann bekannte, daß Alles Schwindel sei.

Diebesorakel.

Liebesorakel und Diebesorakel — die letzteren sind der Schlüssel und das Sieb — Erbschlüssel und Erbsieb — eine Gerichtssitzung im Altenburgischen, wobei der Erbschlüssel der Richter ist — die Erfolge des Pictorius von Dillingen mit dem Erbsieb — wie das Volk auf diese beiden Werkzeuge verfallen ist: der Schlüssel soll das Verborgene aufschließen, in dem Siebe werden die Menschen gesichtet und geprüft — Trüglichkeit dieser beiden Kriterien, die jeder durchschaut, der nicht ein Spiritist ist — Diebesorakel, Liebesorakel, sie sind das letztere thatsächlich auch gewesen — sie zeigten den Herzensdieb.

Er liebt mich — liebt mich nicht — ein klein wenig — oder gar nicht . . . . .

Mi ama — mi vuol bene — così, così — o mi canzona . . . . .

Wer hätte noch kein Gretchen mit einer Maßliebe oder einer Margheritina beschäftigt und die Blätter eins nach dem andern abzupfen sehn, während der Bursche in derselben Absicht eine Klatschrose oder Tausendgüldenkraut zerdrückt? Wem wäre das unschuldige Liebesorakel fremd? —

Aber ist man auch schon dabei gewesen, wenn Karpfenschnauze und Eier-Ede zusammen das Diebesorakel befragen? Wie machen die's? —

Im Altenburgischen ist ein goldner Ring verloren gegangen. Die Schmatzveiten hat ihren Mahlschatz, ihren herrlichen Mahlschatz, das heißt ihren Trauring eingebüßt. Sie weiß auch recht gut, wer ihn genommen hat, nämlich Niemand anders als die Schneideremile, die zuletzt bei ihr gewesen ist; oder sonst Charlotte Schmuddlich, genannt Ohrring-Lotte, die zum Fenster herausgesprungen ist. Sie kann's nur nicht beweisen. Da erbieten sich zwei Berliner Gauner, Karpfenschnauze und Eier-Ede, die Sache in die Hand zu nehmen und der Schmatzveiten Gewißheit zu verschaffen. Sie werden den Erbschlüssel befragen.

Der Erbschlüssel ist, wie der Name besagt, ein alter, von den Urgroßeltern ererbter Schlüssel mit schön durchbrochenem Griffe, der seinem eigentlichen Zwecke nicht mehr dient. Erbsachen haftet gewöhnlich als Exuvialfetischen ein besonderer Segen und Zauberkraft an; ein

ähnliches bedeutsames Stück Hausgeräth ist der von Geschlecht zu Geschlecht gewanderte Erbhaken. Das heißt der eiserne Kesselhaken, an dem der Kessel im Kamin über dem Feuer hängt, wie er auf Seite 105 des „Mittelalters“ abgebildet ist, französisch: la Crémaillère. Auf der Kurischen Nehrung schützten sie sich noch im vorigen Jahrhundert gegen die Pest, indem sie mit einem Erbhaken eine Furche zogen, welche der Dämon nicht überschreiten konnte. Wenn es sich aber um die Entdeckung eines Diebstahls handelt, so wird, in dem dunkeln Gefühle, daß er geeignet sei, Verborgenes aufzuschließen, der Schlüssel bevorzugt: er verrichtet dann die Dienste eines Detektives, eines Inquisitors.

Der Erbschlüssel wird in ein Gebetbuch, in protestantischen Ländern in die Erbbibel gelegt, eine alte Hausbibel, wo der Vater auf dem Respektblatt die Geburtstage seiner Kinder angemerkt hat, und zwar so, daß der Schlüsselbart oben daraus herausragt; und das Buch mit einem Bindfaden zugeschnürt wie ein Packet. Nun ist das delphische Orakel zugerichtet; die Befragung kann losgehn. Practica est multiplex: der Erbschlüssel wird wohl auch direct an einem Bindfaden aufgehangen; gewöhnlich liegt er in dem Buche. Uebrigens ähnelt das ganze Verfahren mehr einem Beweisverfahren; es wird gewissermaßen Gericht gehalten, der Erbschlüssel ist der Richter. Die Oberleitung befindet sich in den Händen der beiden Gauner Karpfenschnauze und Eier-Ede. Sie halten das heilige Buch an dem Packreitel mit den Fingern in die Höhe und beginnen die Untersuchung: der eine ist der Kläger, der andere der Vertheidiger des muthmaßlichen Sünders, der natürlich nicht mit zugegen ist. Karpfenschnauze erhebt also die Klage:

— Charlotte Schmuddlich, genannt: Ohrringlotte hat der Schmatzveiten den Mahlschatz gestohlen!

Der Augenblick ist feierlich; es herrscht Todtenstille in dem Gemach. Der Erbschlüssel bleibt regungslos und stumm. Eier-Ede wartet noch einen Augenblick; dann antwortet er mit Brustton:

— Charlotte Schmuddlich, genannt: Ohrringlotte hat den Mahlschatz niemals angetastet!

Auf gleiche Weise wird die Schneideremile beschuldigt und freigesprochen; eine Menge Namen werden genannt, keiner ist der rechte. Jetzt aber spielt Karpfenschnauze seinen letzten Trumpf aus, seinen Schlager; die Erwartung ist auf's höchste gespannt. Er ruft:

— Die Schüttelbahrdten hat der Schmatzveiten den Mahlschatz entwendet! —

Und siehe: der Erbschlüssel fängt sich wunderbar an zu regen; langsam dreht er seinen Bart nach dem Kläger hin. Im Nu kommt Leben in die Postille, sie bewegt sich, schwebt wie eine Glocke, man

kann sie nicht mehr erhalten, und plumps! liegt sie mitsammt dem alten Hausschlüssel auf der Erde. Clavis locuta est, Causa finita est! — Ei, Du alte, heimtückische Schüttelbahrdten, wer hätte das in Dir gesucht! Du kannst nun den Kopf schütteln, soviel Du willst, es ist heraus! Der Erbschlüssel lügt nicht! Die Divination, die magische Begabung der Experimentirenden, von der Alles abhängt, und die jeder gute Spiritist kennt, ist unfehlbar! — Aber die Polizei wußte jetzt auch, woran sie war, und wer eigentlich den Mahlschatz gestohlen hatte. Sie steckte trotz Divination und Spiritismus die beiden Spitzbuben, die magisch begabten Karpfenschnauze und Eier-Ede ein.

Ein anderes gutes Diebesorakel ist das Sieb; auch wenn man das Sieb dreht oder das Sieb laufen läßt, en tournant le Sas, kommt man hinter die Diebsschliche.

Das Sieb, womöglich ebenfalls ein Erbsieb, ist sogar noch älter und ehrwürdiger als der Schlüssel. Ehe man den Schlüssel probirte, ob er in das Geheimniß passe, siebte und sichtete man die Angeklagten mit dem Siebe der Versuchung, wie Gott der Herr das Volk Israel unter den Heiden sichten läßt (Amos IX, 9). Die Italiener meinen, man müsse seine Leute gehörig sieben, ehe man ihnen traue, das heißt, man müsse sich seine Leute ansehen: gli uomini convien vagliarli bene, prima di fidarvisi affatto — auf's Vagliare halten sie überhaupt viel, sie lieben es, jede Frage, jede neue Lehre, jeden Grundsatz, ja, sogar die einzelnen Worte ihrer Sprache durchzusieben. Die Crusca hat bekanntlich ein Sieb im Wappen; sie will das Italienische beuteln wie Mehl und das feine Mahlgut von der Kleie sondern. Der Begriff der Kritik ist aus dieser Anschauung hervorgegangen; Kritik heißt Sichtung und Sonderung. Aber vor Allem gilt es, die losen Buben mit dem Siebe zu prüfen, sich Verbrechern gegenüber recht kritisch zu verhalten und sie von seiner Gesellschaft auszuschließen — das Sieb ist wie die Waage eine Art Wahrzeichen der Gerechtigkeit, namentlich auch eine Probe der Jungfrauschaft geworden. Die Vestalin Tuccia mußte, der Unkeuschheit angeklagt, zum Beweise ihrer Unschuld, in einem Siebe Wasser vom Tiber bis zum Vestatempel tragen, ein Wunder, das sogar in Marmor dargestellt und im Museo Chiaramonti zu sehen ist; die heilige Jungfrau Amalberga, die Karl Martell einen Korb gab, ebenfalls in einem Siebe Wasser schöpfen und einen Brunnen damit tränken; und noch in unserer Zeit die peloponnesische Braut, bevor sie das Brautbett bestieg, auf ein ledernes Sieb wie auf eine Hütsche treten und es eintreten, wenn sie noch Jungfer war. Den Danaiden ist es bekanntlich nicht gelungen, Wasser in ein durchlöchertes Faß, item ein Sieb zu schöpfen. Das heißt, es waren schlimme Jungfern, die ihre Ver-

lobten in der Brautnacht erdolcht hatten; sie waren im Siebe als Verbrecherinnen erfunden worden und büßten nun in der Unterwelt ihr Verbrechen eben mit dem Werkzeug, dessen sich der höchste Richter zur Ermittelung ihrer großen Schuld bediente.

Auf der Halleschen Straße zu Leipzig ist das alte Wirthshaus zum Goldenen Sieb. Die Besitzer desselben haben einst, in der Nacht des 24. Februar 1618, um seines Geldes willen ihren eigenen Sohn ermordet, der aus der Fremde heimgekehrt war und den sie nicht erkannten, die Leiche in den Brunnen geworfen und sich hierauf, als sie die Wahrheit inne wurden, selbst den Tod gegeben. Sie sind wie die Danaiden durch's Sieb gerichtet worden.

Das gemeinste Verbrechen ist der Diebstahl, der im Mittelalter ungleich härter geahndet wurde als heutzutage und auf dem einfach Hängen stand; daher diente auch das Sieb vorzugsweise zur Ermittelung von Dieben.

Sieh durch das Sieb!
Erkennst du den Dieb
Und darfst ihn nicht nennen? —

läßt Goethe in der Hexenküche den Kater zur Katze sagen. Indessen sah man nicht durch das Sieb wie durch eine Brille; sondern man drehte das Sieb und ließ es laufen, das heißt, man behandelte es genau so wie das Erbbuch mit dem Erbschlüssel oder wie die Spiritisten den Tisch und den Psychographen.

Zwei Personen treten einander gegenüber und halten je mit dem Mittelfinger der rechten Hand eine Scheere, welche ein Sieb gefaßt hat, dicht unterhalb der Feder, am oberen Ende der Scheerenblätter. Die Scheere ist nämlich wiederum eine alte Erbscheere, wie sie die Schäfer und die Parzen brauchen, wo beide Blätter mittelst eines elastischen Bogens verbunden sind: im gewöhnlichen Zustande offen, schließt sie sich durch den Druck auf die äußeren Seiten der Stangen und öffnet sich von selbst wieder, sobald der Druck nachläßt. Die Finger halten also die Scheere, die Scheere hält den Rahmen des Siebs, und das Sieb hält die Wahrheit, den inwohnenden oder durch eine besondere Zauberformel hineingebannten Geist verschlossen. Wie vorhin werden die Namen aller derer genannt, die des schweren Diebstahls verdächtig sind: bei dem richtigen Namen erzittert das Sieb, bei einmaliger Wiederholung des Namens fängt es an sich wie die Erde um sich selbst zu drehen, beim dritten Male fällt es mitsammt der Scheere auf den Boden.

Pictorius von Villigen, das heißt von Villingen im Schwarzwald, wo die Schwarzwälder Uhren erzeugt werden, ein Schwarzkünstler des 16. Jahrhunderts, hat ein Buch über die Scientia Ceremonialis, die

höhere Magie, geschrieben, das 1563 gedruckt worden ist; darin wird auch die Siebwahrsagung erwähnt und durch Holzschnitte erläutert. Er hat das Sieb selbst verschiedentlich, und zwar mit gutem Erfolge angewendet und mehr als einen Dieb dadurch herausbekommen. Einmal war ihm Geld gestohlen, ein andermal ein Stecknetz zerschnitten, ein drittesmal ein Hund weggefangen worden. Diesmal aber ward ihm beim Siebdrehen angst und bange, und er hat es seitdem gelassen. Um jene Zeit verschmähten die Richter selbst nicht, nach dem Sieb zu greifen, wenn es galt, die vermaledeite Hexe auszuspüren, die Müllers Kühe behext hatte; die Hexen erschienen nächst den Spitzbuben am häufigsten vor dem Forum sowohl des Siebes als auch des Schlüssels. In Kursachsen wurden beide Orakel durch Polizeiordnung von 1572 und durch eine zweite von 1661 bei Todesstrafe verboten.

Es ist sonderbar, daß so etwas verboten werden mußte; für einen halbwegs hellen Mann ist es doch ohne Weiteres klar, daß das Drehen des Siebes und des Schlüssels auf sogenannten ideomotorischen Bewegungen, das heißt auf den kleinen unwillkürlichen Bewegungen beruht, aus denen sich auch das Gedankenlesen und das Tischrücken erklärt und die in unserem Falle von den beiden Gerichtspersonen unbewußt ausgeführt werden. Das Orakel hängt von vornherein nicht ganz ruhig; sobald ein Name genannt wird, übt der eine oder der andere Richter ganz von selbst, in Folge der lebhaften Vorstellung, mit seinem Finger einen leichten Druck aus: wenn der Prozeß eine Weile dauert, summirt sich die aufgespeicherte Energie am Ende zu einer Kraftwirkung, die zu der entscheidenden Wendung des Gegenstandes führt. Die letztere scheint eine selbständige zu sein, und doch ist sie ganz allein von den beiden Menschen ausgegangen, die den Gegenstand in ihren Händen haben. Natürlich aber können sich diese auch absichtlich und trügerischer Weise in die Hände arbeiten und dem Ding einen Stoß geben, ohne daß es Jemand merkt, die Drehung eintreten lassen, wenn es ihnen gerade paßt, und dadurch den Verdacht auf einen Unschuldigen lenken, der nun sein Leben lang für unehrlich gilt und vielleicht gar nicht ahnt, wessen er bezichtigt und weshalb er gemieden wird; ja, gerade die Diebe selbst können das alberne Gericht anstellen, um sich auf Kosten Anderer weiß zu brennen. Und das ist die gefährliche Seite des Aberglaubens, deshalb hält sich die Polizei an die Schlüsseldreher selbst.

So einleuchtend das ist, wird es doch heute noch nicht begriffen; kein Mensch vermag das Volk von der Unfehlbarkeit dieses Orakels abzubringen. Wenn keine anderen Beweise da sind, läßt sich der angebliche Dieb zwar noch nicht verklagen, er wird aber vielleicht einmal von einer alten Frau ein Dieb gescholten: der Mann läßt sich das nicht

gefallen und verklagt nun seinerseits die alte Frau von wegen Beleidigung; oder es nimmt sich Einer des ungerecht beschuldigten Mädchens an, und es entsteht eine Schlägerei, und so kommt die Sache am Ende doch noch vor Gericht. Aus der Verhandlung erfährt man dann eben, daß auf dem platten Lande immer noch das Erbbuch, der Erbschlüssel und das Erbsieb consultirt wird. In den achtziger Jahren schwebte ein solcher Prozeß im Kreise Osthavelland; im letzten Jahrzehnt einer im Regierungsbezirke Bromberg. Daß auch die alte Kartenschlägerin, die Schwarze Hanne noch mit Erbsieb und Erbschlüssel operirt, wenn sie gerufen wird, daß sie daraus erkennt, ob sich die Uhr, die kürzlich gestohlen worden ist, noch im Hause befindet oder nicht; daß sie wie in einem Spiegel die falschen Personen sieht, die das Vertrauen des besten Herrn auf's Schändlichste mißbrauchen; daß sie den Herrn vor seiner Umgebung warnt — die Ausbreitung und allmähliche Entartung des Verfahrens versteht sich ja von selbst.

Diebesorakel, Liebesorakel — oft sind sie nämlich auch das gewesen. Wenn einmal der Erbschlüssel alle Geheimnisse erschließen, alles Verborgene offenbar machen konnte, so zeigte er wohl auch der Dirne den Herzensdieb, der ihr einmal das Herz stehlen sollte: darum wird in der Andreasnacht das Blei durch einen Erbschlüssel gegossen, wie in dem Capitel Bräutigamsschau des Weiteren erzählt ist. Und ebenso hat das Sieb bereits im Alterthum dienen müssen, den Grad der Zuneigung eines Geliebten anzugeben und die Leute in dieser Beziehung zu sondiren. Zeuge der unglückliche sicilianische Hirte in der dritten Idylle Theokrit's, dem die Siebwahrsagerin Agroio, eine ehemalige Aehrenleserin wie Ruth, eröffnet hat —

daß er vergeblich seufzt, Amaryllis sich nicht um ihn kümmert.

Theokrit III, 33.

Die Entlarvung.

Wozu Masken getragen werden — um die bösen Geister zu erschrecken — und zwar nimmt man selbst die Maske eines Geistes — Masken und Larven — heutzutage setzen die Medien in den Spiritistenversammlungen Gespenstermasken auf — wenn ihnen dann einer die Maske abreißt, so nennt man das eine Entlarvung — die Spitzbuben sind entlarvt worden, wenn sie Gespenster spielten, wenn sie sich photographiren ließen, wenn sie schrieben, wenn sie musizirten, wenn sie Knoten knüpften, unzählige Mal sind sie entlarvt worden — das war eigentlich nicht nöthig, von vornherein stand es fest, daß der Spiritismus Humbug sei — zur Hälfte ein Mißverständniß, zur andern Hälfte ein Betrug — eine Komödie in veralteten Formen aufgeführt — eine Beschäftigung mit Wesen, an die früher einmal geglaubt ward.

Wenn auf den Inseln des Stillen Oceans, auf Neupommern oder Neulauenburg, eine Seuche oder Mißwachs eintritt, so wird von den Eingebornen ein sogenanntes Duck-Duck abgehalten. Das heißt: eine Maskerade. Masken ziehen durch das Land und führen groteske Tänze auf. Wie bei einem Maifest wird eine Person in Laub gekleidet und ihr eine grellbemalte, schreckliche Gesichtsmaske aufgesetzt; ein Schwarm von kupferfarbigen Melanesiern, ebenfalls in abenteuerlichen Costümen schließt sich an. Als wären sie alle vom Veitstanz ergriffen, rasen sie, laufen Scheuteufel von Plantage zu Plantage, durch die Wälder, durch die Auen; keinen Winkel lassen sie undurchsucht. Die Absicht ist, den Dämon, der an allem Unglück schuld ist, aufzustöbern und zu vertreiben, ihm mit der angenommenen Miene Furcht einzujagen, ihm gleichsam ein Medusenhaupt vorzuhalten.

Das furchtbare Haupt, das Alles versteinerte, war eine ähnliche Vorkehrung; das Schreckbild, das die kriegerische Göttin auf ihre Aegis, die Stadt auf die Mauer setzte, ist höchst wahrscheinlich aus einer Maske hervorgegangen. Jedenfalls hat das Medusenhaupt einen Zweck gehabt wie eine Maske: es ist eine Schutzeinrichtung gewesen.

Das ist nämlich die ursprüngliche Bestimmung aller Masken: sie sind erfunden worden, um die bösen Feinde zu verscheuchen. Die Masken sind Popanze und Vogelscheuchen, wie man sie auf die Felder stellt;

sie gleichen den Wappenthieren, die die Ritter im Schilde führten, den Adlerflügeln und den Hörnern, die sie wie Stacheln und Brennhaare auf ihrem Helme trugen. Die Aegis mit dem Gorgonenhaupte ist offenbar weiter nichts als ein antiker Wappenschild gewesen. Die Masken wollen das eigene böse Gesicht ersetzen, das man seinem Gegner macht, und seine Furchtbarkeit noch steigern; sie sind gleichsam zweite Gesichter, die man vornimmt. Das ist auch eine Verteidigungsmaßregel, die der Mensch ergreift, recht finster zu blicken, die Zähne zu weisen und grimmig auszusehen, so gut wie das Brüllen. Nachdem die Masken ihren eigentlichen Charakter längst verloren haben, geht die natürliche Maskerade der grimmigen Miene heute noch im Schwange.

Demnach lassen sich die Masken auch mit den Fratzen vergleichen, die dem Italiener dazu dienen, die Wirkung des Bösen Blickes zu paralysiren, oder die sonst zum Trutze geschnitten werden. Zu besagten Fratzen gehört zum Beispiel das Herausstrecken oder Blecken der Zunge; diese Geberde wird bei den Zerrbildern so gut wie nie vergessen. Man bemerkt sie an den älteren Darstellungen des Medusenhaupts so gut wie an den mittelalterlichen Neidköpfen, die eine neue Art von Masken im alten Sinne waren. Die Neidköpfe wurden wie Blitzableiter an Häusern angebracht; der sogenannte Lalenkönig am Brückenthurm von Basel, der, durch das Thurmuhrwerk in Bewegung gesetzt, bei jedem Pendelschlag die Zunge gegen Kleinbasel herausstreckte, war ein echter Neidkopf; übrigens zählt man auch die geschnitzten Pferdeköpfe, wie man sie an den Giebelsparren der westfälischen Bauernhäuser sieht, zu dieser Kategorie. Andere, mehr oder weniger obscöne Geberden, gewöhnlich nicht in Natura ausgeführt, sondern nur mit den Fingern nachgemacht, waren das Entblößen des *Fascinums* bei den Männern und das Bieten der *Feige* bei den Frauen: sie leben noch heute im neapolitanischen Volke fort, werden auch wieder plastisch nachgebildet und in Form von Korallenhörnchen als Amulett getragen. Ja, ganze Figuren, die Hörner machten und die Feige boten, wurden im Mittelalter wie Lalenkönige auf den Stadtthoren angebracht, immer zu dem Zwecke, den Feinden Trutz zu bieten. Und zwar ebensowohl sichtbaren wie unsichtbaren Feinden: sämmtliche Grimassen dienten auch gegen feindliche Geister wie die Masken.

Die letzteren aber stellten regelmäßig einen guten Dämon vor, gut natürlich nur im relativen Sinne zu verstehn; wie denn auch bei dem oceanischen *Duck-Duck* die Laubeinkleidung, die mit der des deutschen Pfingstlümmels so merkwürdig übereinstimmt, auf einen solchen hinzuweisen scheint. Bei uns soll offenbar der Winter wie eine öffentliche Calamität, wie eine Krankheit der Natur durch den grünen Mai ver-

trieben werden. Sonst war die Hauptmaske die eines Gespenstes, wie es die alten Römer nannten: eines Lar, daher eben der Ausdruck Larva, der im Alterthume so Geist wie Maske bedeutete. Das lateinische Wort, seit einem halben Jahrtausend auch in Deutschland üblich, hier sogar gelegentlich wie Maske für das Gesicht selbst genommen, wird gewöhnlich für einen bösen, schädlichen Geist gebraucht und dem Lar, der gut ist, entgegengesetzt; man theilte die Lemuren, das heißt: die Geister der Verstorbenen, in Lares und Larvae ein. Man darf aber annehmen, daß Larva ursprünglich die Bezeichnung für einen Spukgeist überhaupt gewesen ist; denn alle Geister galten in der ältesten Zeit für böse und gefährlich, ja, die Laren selbst, die auch nicht gleich als Schutzgötter vom Himmel gefallen, sondern erst im Laufe der Zeit versöhnt und zu Genien des Hauses erhoben worden sind. Die Laren sind einmal Larven gewesen und umgekehrt; beide Begriffe werden zum Ueberflusse von den Alten in etymologischen Zusammenhang gebracht. Mit gutem Grunde setzte man nun den Unholden, die doch auch weiter nichts als eine Art Gespenster waren, die Maske des Lar entgegen, Larven gegen Larven. Mit seiner Larve dachte man die fremde Larve zu täuschen und in die Flucht zu schlagen. Es könnte spaßhaft scheinen, daß man die Gespenster so naiv mit einem Phantom zu erschrecken wähnte; aber die Absicht war, die Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Die bösen Feinde sollten vor einem Geiste Reißaus nehmen, der stärker war als sie. Und wer konnte stärker sein als der Vater, der verklärte Urahn? — Die Menschen stellten sich unter den Schutz ihrer Verstorbenen und gingen in ihrer drohenden Gestalt den Mächten der Finsterniß zu Leibe, überzeugt, daß sie in dieser Maske siegen würden. Die Todten sind noch immer die geborenen Schutzgeister der Lebenden gewesen. Man brauchte ihre Maske wie einen Schild, ein gute Wehr und Waffen.

Diese Art Maskerade ist jetzt nicht mehr Mode; doch lebt sie noch local in unverstandenen Bräuchen, im Carneval und im Berchtenlaufen fort. Die uralten heiligen Larven sind zu Attrappen und Vexirbildern für junges Volk geworden und gar nicht wiederzuerkennen; heutzutage setzen nur noch die sogenannten Medien in den Spiritistenversammlungen Gespenstermasken auf. Aber auch die Medien haben nicht den rechten Ernst bei ihrer Verkleidung. Sie borgen sich von einem lieben Geiste den Astralleib, nämlich einen weißen Batistüberwurf oder ein Stück Gaze oder Mull, die leuchtende, wallende Geisteruniform, die sie mit Phosphoröl und Balmain'scher Leuchtfarbe imprägniren — diese ziehen sie an, nicht etwa in der hämischen Absicht, irgend Jemand zu erschrecken und einen bösen Feind mit Gesichten zu bannen. Nein, sie wollen nur

ein wenig Gespenster spielen und den Gläubigen, die etwas neugierig sind, vormachen, wie es in jenem stillen ernsten Geisterreiche aussieht. Und nicht die Dämonen lassen sich verblüffen, sondern die guten Spiritisten, die einander die Hände halten, damit sich Niemand rühre, die den physikalischen und intellectuellen Manifestationen staunend folgen und sich in die Betrachtung der ewigen Geheimnisse und der neuen Naturgesetze versenken, die hier aufgehen, und schaudern und vor Wonnegraus überschnappen und schluchzen — bis endlich einmal Einer kommt, der den faulen Zauber satt hat, sich mit Gewalt losmacht, den Schwindel aufdeckt und trotz aller Hindernisse, trotz aller Protestationen den Schauspielern die Maske abreißt.

Es erfolgt dann die solenne Demaskirung oder die Entlarvung.

So wurde am 9. Januar 1880 in London die bereits erwähnte Mrs. Corner, bekannter unter ihrem Mädchennamen: Florence Cook, die den Geist einer gewissen Katie King, weiland Hofdame der Maria Stuart so vortrefflich gab — Sie sehen genau so aus wie Ihr Medium! — sagte ein Beobachter dem Geiste in's Gesicht — von zwei kühn zufassenden Herren entlarvt — so half am 11. Februar 1884 zu Wien Erzherzog Johann dem Kronprinzen Rudolf das berüchtigte, schon früher einmal mit rother Tinte bespritzte Medium Harry Bastian mitten in seiner Thätigkeit entlarven — die Wiener Mausefalle. Schade, daß man in London des Astralleibes, des Geistergewandes nicht habhaft werden konnte, das doch den Geistinnen oft genug aus dem Corsett herausgezogen worden ist, zum Beispiel am 18. April 1885 der Betty Tamke in Wilhelmsburg, und zwar in Gestalt zweier Betttücher und eines Handtuchs, und am 26. Juni 1885 der Frau Valeska Töpfer zu Leipzig, in Gestalt eines großen weißen Mullhemdes und einer ganzen Garnitur von Spitzen und von Schleiern, reich genug, um sowohl das Kind Abilla, als auch den Zwerg Zwibo oder die schlanke Frauengestalt Adrienne anständig auszustatten — und daß auch Bastian's Geisterhülle spurlos verschwunden war, obgleich man doch im Augenblicke der Ergreifung einen Zipfel wie ein Kokettirtüchelchen hervorlugen gesehen hatte. Das aus feinem Mull bestehende Kostüm wird in der Regel in mehreren Stücken hergestellt, die sich klein zusammenlegen lassen. Sie werden im Nothfall blitzschnell eingesteckt und in den natürlichen und künstlichen Taschen des Körpers, namentlich an Stellen verborgen, wo man in Privatzirkeln nicht gern sucht.

Wie sah denn Mrs. Corner aus, als sie entlarvt war? — Ach, Gottchen! Wie eine Nymphe im Boudoir: sie stand in Corsett und Unterröckchen da. Und wie sah denn der berühmte Bastian ohne Geisteruniform aus? — Er hatte seinen schwarzen Frack übergeworfen und

ging barfuß. Ihr seligen Geister, Bewohner des Sommerlands, Spirits, Spirits, mußtet Ihr ein solches Ende nehmen! Euch in ein Paar weiße, künstlich gefaltete Läppchen auflösen!

Bin ich denn abermals betrogen?
Verschwindet so der geisterreiche Drang,
Daß mir ein Medium gelogen
Und daß in Strümpfen es entsprang? —

So war wohl der Spiritismus nun geistlos? — Donnerwetter! Er war es schon so.

Die Katie King wurde, während Mrs. Corner in ihrer Verzückung lag, bei Magnesiumlichte photographirt, und zwar von Crookes selbst, in seinem eigenen Laboratorium, wobei das anstoßende Studierzimmer als Dunkelkammer diente — das Aufnehmen der Spirits ist ein Humbug, der besonders in Amerika schwunghaft betrieben wird. Wer hätte noch keine schäbige, abgegriffene Geisterphotographie gesehen und von einem frommen Spiritisten als Probe auf das Exempel in die Hand bekommen? — Ebensogut kann sich nämlich Hamlet's Vater photographiren lassen. Diese Bilder sind längst als Fälschungen erkannt worden; Leute, die sich wie Carl Willmann, der bekannte Hamburger Fachmann, Inhaber einer mechanischen Werkstatt für magische Apparate*), die Mühe genommen haben, der Sache auf den Grund zu gehen und die Bilder in Bezug auf ihre technische Herstellung einer Prüfung zu unterwerfen, haben constatirt: daß dieselben gewöhnlich gar keine Originale, sondern mittelmäßige Reproductionen, das heißt, daß sie nach alten Photographien, und zwar meist von Frauen, mit ein wenig Drapirung angefertigt worden sind. Die unteren Partien der Vorlage werden wegretouchirt, um die Figur freischwebend erscheinen zu lassen. Sind es aber Originale, nun so haben die als Geister verkleideten Medien gesessen. Menschen von Fleisch und Blut, die ein weißes Mäntelchen umgehangen und ein Barett oder einen Turban aufgesetzt und eine Blume in die Hand genommen haben, wie Schauspieler, die Geister geben. Der Hamburger Geschwindkünstler, Herr Jacoby-Harms hat Geister erscheinen lassen, die eines Mediums würdig gewesen wären, während er selbst gefesselt in einer Dunkelkammer lag. Die Gestalten quollen nur so heraus, traten durch die Portiere, schwebten durch den Saal. Diese Geistergestalten hat Carl Willmann auch photographirt, und es war auch Niemand anders als Jacoby. Er hätte als vollkommenes Medium die Welt bereisen können; ja, er ist von den einfältigen Spiritisten wirklich für ein ausgezeichnetes Medium gehalten worden. So ist auch Professor

*) Carl Willmann: Moderne Wunder, 3. Auflage. Leipzig 1897. Seite 287 ff.

Roberty, ein Taschenspieler, der sich in Hamburg wie ein Medium binden ließ und dabei doch experimentirte, von den dortigen Spiritistenführern für ein echtes Medium erklärt worden. Diese Menschen haben nämlich die Marotte, jeden Salonmagiker, der etwas leistet, für ein Medium auszugeben; und umgekehrt, ihre eigenen Medien, sobald sie entlarvt sind, zu verleugnen, sie für unecht, für verpfuscht, für falsche Propheten und schlechte Musikanten zu erklären. Sodaß die Mediumschaft, wie es scheint, darin besteht, daß man sich nicht ertappen läßt. Herr Jacoby wollte kein Medium sein; er verzichtete auf diese Ehre. Er war einfach ein Taschenspieler, der offen heraussagte, wie er's mache, und sich an den bewährten Grundsatz hielt: daß Geschwindigkeit keine Hexerei sei.

Wo blieb nun also der Spiritismus mit seinem Photographiealbum; saß er wieder einmal auf dem Trocknen? Waren die lieben Geister nicht zu fassen, nicht abzubilden, sozusagen etwas Ungebildetes? — Das brauchte man nicht erst zu beweisen.

Wenn nun die Geister aber sprechen, klopfen und Hand- und Fußabdrücke hinterlassen, die Spieluhr aufziehen oder Trompete blasen und Mandoline spielen? — Ja, wäre nur nicht der heimtückische Skeptiker, der die Spieluhr oder das Mundstück der Trompete in einem unbewachten Augenblicke mit Ruß geschwärzt und die Saiten der Mandoline mit Anilinfarbe bestrichen hat, so daß man nun an dem Schwarzen Peter und den violetten Fingern gleich sehen kann, wer die Spieluhr aufgezogen und geschwungen, wer eigentlich geblasen und wer die Saiten gegriffen hat. Das englische Medium Mr. Eglinton wurde in München so entlarvt; ein anderes neuerdings in Venedig*). Wenn sie nun aber einen Spaß machen, den Menschen die Stühle wegziehen, die Cravatte abbinden, einen Puff geben, ein Briefchen auf eine Schiefertafel schreiben? — Mein Gott, wie das gemacht wird, davon findet man eine Probe in dem interessanten Bericht des amerikanischen Mediums Truesdell: Wie ich ein Medium wurde, als worin der Meister aller Schreibmedien von New York, der von den Lebendigen zu den Todten gehende Postbote, der Dr. Henry Slade, der Freund Zöllner's anmuthig entlarvt wird. Mr. Truesdell ist einer von den Wissenden, die bei der Zunft geblieben sind, während andere Wissende, wie Dr. Adams-Epstein und der Engländer Stuart Cumberland, der eigentlich: Charles Garner heißt, eingesehen haben, daß das Gewerbe der Antispiritisten noch besser und einträglicher sei als das der Spiritisten, und den Medien ihre Kunststücke nachmachen, ohne doch dabei dem Publicum immer reinen

*) Kurt Kreusner: Der moderne Gespensterglaube. Westermann's Monatshefte, August 1898.

Wein einzuschenken. Nun, daß das von Slade vorgeführte Experiment nichts weiter als ein einfaches Taschenspielerkunststück und daß jeder geschickte Prestidigitateur im Stande war, auf einer unter den Tisch gehaltenen Schiefertafel Geisterschrift zu erzeugen, lag am Ende auf der Hand. Das Kaliber, das die Köpfe der Menschen haben, ist verschieden; für einzelne eine Discussion über solche Gegenstände von vornherein ausgeschlossen. Sie gehen über den ganzen Spiritismus zur Tagesordnung über. Wozu erst lange beweisen, daß Alles mit rechten Dingen zugeht? Wozu über Fragen nachdenken, die keine sind? — Die Zeit ist kostbar. Was sich das Menschenpack denkt, womit es sich unterhält, verschlägt nichts.

Jedes weitere Beispiel, was die Medien sonst noch für Wunder thun und was nachgerade Gemeingut der Taschenspieler wird, ist übrig. Man brauchte es überhaupt niemals zu beweisen, daß der Spiritismus zur Hälfte ein Mißverständniß und zur anderen Hälfte Schwindel und eine in veralteten Formen aufgeführte Komödie war. Den wirklichen Flug, den die Einbildungskraft nimmt, ihre Träume, ihre Fülle der Gesichte hat die Menschheit auf's Kläglichste mißverstanden; dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, drängt immer fremd und fremder Stoff sich an. Und auf das Mißverständniß ist die bewußte Mystifikation, auf den Aberglauben der Betrug, auf die Selbsttäuschung eine plumpe Salonmagie gefolgt, die mit der allgemeinen Cultur nicht Schritt hält, sondern, in abgestandenen, längst begrabenen Anschauungen wurzelnd, an der Neige des Jahrhunderts ein Publikum voraussetzt, wie das von Resau.

Es giebt keine Geister, wie sie sich die Spiritisten denken, so wenig wie es Drachen oder Alraune oder Einhörner oder geschwänzte Menschen giebt. Früher einmal, in Zeiten, wo sie noch sehr weit zurück war, hat die Menschheit an Gespenster und an geschwänzte Menschen und an Einhörner und an Salamander und an ähnlichen Firlefanz geglaubt; und wie Othello von Völkern erzählt, deren Kopf wächst unter ihrer Schulter. Wie wäre es, wenn jetzt ein Wißmann von Völkern erzählen wollte, denen der Kopf unter der Schulter wächst? — Dergleichen gilt jetzt nicht mehr. Aus einem erloschenen Cultus oder aus einer früheren Epoche herstammende Sitten und Anschauungen, die ein überwundener Standpunkt und ganz unverständlich geworden sind, aber noch nachwirken, bezeichnet der englische Anthropolog Tylor als Ueberlebsel (Survivals). Der Spiritismus ist für den Gebildeten ein Ueberlebsel; er ist eine versunkene Glocke, die noch läutet, obwohl sie gesprungen ist, und schrill und mißtönend in die Gegenwart hineinschallt; er ist das moderne Hexenwesen.

Alphabetisches Sachregister.

Agoston, wie in seinem Salon geflogen wird 26. Seine Geistererscheinungen 62.
Andreasgebet 124.
Andreasnacht, das Citiren des Zukünftigen 124.
Antispiritisten 230. Charakteristik: Vorwort IV.
Apporte 152 ff. Die Geister apportiren wie gute Hunde 45, 155.
Artemidor, Traumdeuter, Charakteristik 100 ff.
Assassinen, Secte 13.
Astralleib, von den Neuplatonikern aufgebrachte Chimäre 79 ff, 209. Im Mittelalter für die Theorie des Hexenwesens verwerthet 37. Der Astralleib ein Stück Gaze oder Mull 64, 227, 228. Ein Leichentuch 127. Ein Handtuch 228.
Astrampsychus, Verfasser eines Lehrgedichts über den Traum 101.
Astyages, Traum 98, 113.
Athosklöster, Autohypnose der sogenannten Hesychasten, die zu Sinnestäuschungen führt 89.
Atzmann, Zauberbild 145, 150, 151 ff.

Basina, Traumdeuterin 116.
Bastian, Medium 61. Entlarvt 64, 228.
Bauchreden, altes Mittel, Geisterstimmen zu erzeugen 183.
Belsazar, Gastmahl des Königs, Mene Tekel, Geisterschrift 169, 198. Seine Levitation 40.
Berserker, Berserkerwut 36.
Bild 150.
Bildzauber, Form des Liebeszaubers 143. Böswilliger Bildzauber 147 ff. Bleigießen 126.
Bitru, Teufel, dem Leo Taxil sieben Haare aus dem Schwanze ausgerissen hat 218.
Bleigießen in der Andreasnacht 125, 224.
Böser Blick 155. Mittel, ihn zu entkräften 149, 226.
Cardanus, Traumbuch 101, 28.
Childerich, Traum, der ihm zugeschrieben wird 115 ff.
Citiren der Geister 13, 64, 122.
Condianus, Traum, der ihm zugeschrieben wird 117.
Constantin der Große, Traum und Vision 118 ff.
Cook, Miß Florence, Medium des Spiritisten Crookes 63. Ihre Entlarvung 64, 228.
Corner, Mrs. 63, 228.
Crookes, Naturforscher, der sich mit dem Spiritismus abgiebt, sieht, wie sich Home in die Luft erhebt 45. Läßt sich von einer Geisterhand einen Vers aufschreiben 61. Läßt sich von seinen Medien an der Nase herumführen 63. Bekommt von den Geistern eine Hand 65. Ist Geisterphotograph 229.
Cumberland, Stuart, Antispiritist 230, Vorwort IV.
Dädalus, Flugtechniker 18. Stürzt seinen Neffen Perdix die Akropolis hinab 215.
Daniel, Traumdeuter 99. Die ganze Figur eine späte Erfindung 119.
Davenport, Gebrüder, ihr Wunderschrank 159.
Davis, der Seher von Poughkeepsie, Herkunft 14. Charakteristik 200 ff. Erklärt die Vorgänge im Hause Phelps und schreibt ein Buch über den geistigen Verkehr 169. Schwärmt von dem Aufschwunge der Menschheit 185. Schwätzt von magnetischen Strömen 190.

Dio Cassius, Traumbuch 100, 117.
Dominicus, Träume, die erdichtet worden sind, um seine Bedeutung ins rechte Licht zu setzen 114.

Eglinton, Medium, Stubenmaler, der kein Gerüste braucht 45. Entlarvt 230.
Elias, Himmelfahrt 21.
Envoûtement, Bildzauber 147.
Epstein, Dr. Adams, Antispiritist 230, Vorwort IV ff.
Erbhaken 220.
Erbschlüssel, dient zur Ermittelung von Dieben 219 ff. Beim Bleigießen 125, 224.
Eulen und Hexen, Wechselbegriffe 38.

Fährte der Geister, ihre Fußtapfen und Spuren 57, 78. Die Seelen haben nämlich Beine und tragen sogar baumwollene Strümpfe 78.
Fakire, indische, ihr mystisches Schweben 26 ff. Ihre Flüge 49. Ihre Künste 62. Holen Steine aus ihrem Munde heraus 153. Der indische Wunderkorb 158. Das Treiben von Mangobäumen 27, 82.
Faust, möchte Flügel haben 52. Steigt in Magdeburg mit seinem Pferde und seiner ganzen Familie 23. Mißlungene Himmelfahrt in Venedig 24. Reitet in Leipzig auf einem Weinfasse 46, und wird dadurch vorbildlich für die Medien, die auf einem Stuhle in die Höhe steigen 45, 164. Denn jedes Vehikel taugt 23.
Fetischismus, moderner 123, 141, 145, 148, 195.
Fliegen von Zauberern 22 ff. Von Heiligen 28 ff. Von Hexen 34 ff. Von Medien 47 ff.
Fox, Stifter einer Secte, die als die Mutter des Spiritismus betrachtet werden kann 203. Die Methodistenfamilie dieses Namens in Hydesville 170. Ihre unsterblichen Verdienste um die Menschheit 185. Wie sie ihre Mission erfüllt 192 ff.
Fremdkörper, Apporte 152 ff.

Gedankenlesen, Vorwort IV. Beruht auf ideomotorischen Bewegungen 223.
Geister, es giebt keine Geister 25, 64, 190, 231. Entstehung des Geisterglaubens 172.
Geisterbotschaften 197, 201, 236.
Geisterklopfen, eine Sprache ohne Worte 185—190.
Geisterphotographien, wie sie hergestellt werden 63, 75, 229.
Geisterschriften 61, 169, 196, 198, 200, 231.
Geomantie 207. Geomantischer Spiegel 208.
Guitarre, Requisit 45.

Hamlet, Erzählung aus dem Saxo Grammaticus 12. Der Geist von Hamlets Vater, Erinnerung, Vision 87. Dessen Photographie 229.
Händel, Componist, Ekstase 30.
Hare, Erfinder des Psychographen 196.
Harmonika, Requisit 45. Wird von den Geistern gespielt 159, 160, 179.
Hekuba, erdichteter Traum 114.
Hexe, Waldfrau, zunächst ist die Eule damit gemeint 38. Die modernen Hexen sind die Medien 45, 50.
Hexenbad 40.
Hexenfahrt 34 ff.
Hexensalbe, Zusammensetzung 35.
Hexenschuß, was eigentlich damit gemeint ist 152.
Hexenwage 40, 41.
Hofmeisters Haus in Reudnitz, es spukt 178 ff. Der trappseude Igel 179.
Home, Medium, schwebt 45. Fliegt in London zum Tempel hinaus 46, 47. Er ist später Antispiritist geworden und hat Enthüllungen gemacht 230.
Hypnotismus, Fall von Hypnotismus und damit zusammenhängende Sinnestäuschung 88 ff. Autohypnose auf dem Athos 89. In der Andreasnacht 125.

Jamblichus, Neuplatoniker, schwebt 30. Astralleib 79.
Ideomotorische Bewegungen 223.
Invultatio, Bildzauber 147.
Jacoillot, Franzose, der mit einem Fakir experimentirt 62.
Joller, mystische Vorgänge in dessen Hause 167 ff. Sie erklären sich aus dem Verfolgungswahn 173, 175 ff.
Joseph, Traumdeuter 99, 110.
Josephus a Cupertino, der fliegende Heilige 32 ff.

Karnevalsscheere, die sich beliebig verlängern und verkürzen läßt, dient dazu, Bilder, die daran befestigt sind, mitten unter das Publicum zu bringen: Vorwort V.
Kette, von den Spiritisten gebildete 58, 60, 164, 228.

Kiesewetter, Occultist, experimentirt mit Hexensalben 35. sieht in Fremdkörpern Apporte 152 ff.
Knoten, Windknoten, Zauberknoten 161 ff.

Larve, Gespenst und Maske 227.
Leuchtfarbe, von den Spiritisten gebrauchte 59.
Levitation, erdichteter Zustand, das Gegenteil von Gravitation 39. Levitation des Brotes 39, 136. Die Spiritisten levitiren nur in der Ekstase 50.
Liebeszauber, im Alterthum 146, 162. In Flandern 147. In Deutschland und Oesterreich-Ungarn 144 ff. Liebesorakel 126, 224. Das Citiren eines Mannes 122 ff.
Ligaturen, mächtige 162 ff.
Lotterie, wie man es anfangen muß, um zu gewinnen 93 ff.

Magier, medische Traumdeuter 98 ff.
Majavi-Rupa, willkürliche Trennung des Astralleibes vom Körper 6.
Mandoline, erforderlich zu einer spiritistischen Vorstellung 230.
Manifestation, die Geister manifestiren sich, das heißt: sie künden sich 185.
Mantel, Zaubermantel 21 ff.
Masken, ursprüngliche Bestimmung 225 ff. Gespenstermasken 227.
Materialisation, das heißt: Sackgrobheit und lümmelhafte Verballhornung der Geister 43, 78, 161, 190. Die Materialisationen pflegen mit dem Auftauchen von Händen zu beginnen 57. Grund dafür 60 ff.
Medium, amerikanischer Begriff 64, 192. Leistungen 56. Das Medium träumt 58. Der Mediumismus ist Schamanismus 64. Die Medien sind die modernen Hexen 45, 50, 230.
Medusenhaupt, Maske 225.
Methodisten. Mit ihnen hängen die Spiritisten eng zusammen 202 ff., 170.
Mumie, lebende, beim Bildzauber gebraucht 145.

Nebukadnezar, Traum 98 ff. Eine späte Erfindung 119.
Neidschütz, Mutter und Tochter, Bildzauber, der Ende des 17. Jahrhunderts in Sachsen getrieben worden sein soll 150 ff.
Nekromantie 13, 64, 122.
Nestelknüpfen 162 ff.
Nummern, die gewinnen 93.

Ochema, mystischer Begriff 78 ff. Von Plato aufgebracht 76.

Paraffinhände und Gipsabgüsse von Geisterhänden 57, 78, 158.
Paulus, Apostel, Ekstase 30. Simon Magus 25.
Pharao, Traum 98 ff.
Phelps, mystische Vorgänge in dessen Hause 169, 196. Geisterschriften 198, 200.
Philadelphia, amerikanischer Taschenspieler, schwingt sich an einem Bindfaden, den er in die Luft wirft, zum Himmel empor 23.
Phosphorescenz des Mediums und der Geister, künstlich hervorgerufen 59.
Phosphoröl, spiritistisches Requisit 59.
Pictorius von Villingen, Schwarzkünstler 222.
Plato, fabelt von einem Leib- und Seelenwesen 74 ff. Von einem doppelten Vehikel oder Ochema 76. Von einem Sternenleibe 79—80. Widerspruch, der im Begriffe eines Seelenleibes liegt 77, 80.
Psychograph, Geisterschreibmaschine, Requisit einr spiritistischen Vorstellung 196 ff.
Punktirkunst, Ursprung und Theorie 206 ff.

Quäker. Von ihnen schreiben sich die Shakers, von den Shakers die Spiritisten her 202 ff.

Rauch, Zaubermittel 12 ff.
Resau, Spuk von, 169. Erklärt sich aus dem Verfolgungswahn 173, 231.
Ringe, magische 4 ff. Spiritistische Kunststücke: Das Ineinanderstecken von Ringen 17, 164. Vorwort V.

Schamanismus, moderner, 64, 204, 148.
Schindler, Medium, arbeitet sich in der Wiener Hofburg bis zur Decke hinauf 45.
Schraps, das Müllsener Medium 50.
Schrepfer, Leipziger Wundermann 13.
Schwarze Kunst 64, 122.
Schweben, mystisches, 32, 45.
Shakers, Secte, von der sich die Spiritisten abgezweigt haben 202.
Sieb, Siebwahrsagung 221 ff.
Simon Magus, Galavorstellung, die er in Rom giebt 23. Sie verunglückt, er wird von dem Apostel Petrus übertrumpft 24 ff., 49.

Slade, Medium, seine Kunststücke 17, 45, 163 ff. Von Mr. Truesdell entlarvt 230.
Spieluhr, eins der gewöhnlichen Requisiten bei spiritistischen Vorstellungen 158, 230.
Spiritismus 64. Eine Bauernphilosophie 126, 41. Satire auf die Geister 60. Hat vielleicht den Zweck, den Unsterblichkeitsglauben zu verhöhnen 160. Art Vielgötterei 204. Erinnert an die Mysterien des Alterthums 60, 193. Ein Überlebsel 231.
Statuen, lassen sich nichts gefallen 149. Geliebt 145. Angefertigt, um Bildzauber damit zu treiben 150 ff.
Suso, seine Levitation 51.
Swedenborg, Hellseher 9.
Sympathie 144, 149, 151.
Synesius, Verfasser eines Traumbuchs 101.

Tamke, Betty, Medium, entlarvt 228.
Taxil, Leo, Franzose, der den Teufel Bitru in einer Höhle bei Gibraltar gesehen und ihm sieben Haare ausgezogen hat 218.
Telepathie, Erscheinung von Sterbenden 83.
Teufel, Apporte 153. Hilft am Stephansthurme bauen 217. Reitet das Maurerhandwerk 218. Reitet den Antifreimaurer-Congreß 218.
Thatsachen: die Spiritisten machen keinen Unterschied zwischen Märchen und Thatsachen 9, 41. Sie berufen sich auf den Aberglauben aller Zeiten 122, 127, 156.
Tischrücken 195 ff., beruht auf ideomotorischen Bewegungen 223.
Todtenbeschwörung 13, 122.
Töpfer, Valeska, Medium, entlarvt 228.
Trance, das Wort ist aus dem lateinischen Transitus entstanden und bedeutet den Hintritt, die Todesangst, anschließend den Zustand der Verzückung, französisch: Transe 35, 58, 64, 197. Quelle der Geistererscheinungen 64. Wie sich die Geister bilden sollen, während das Medium im Trance liegt 157.
Truesdell, Medium, Antispiritist 230.

Valerius Maximus, über Träume 100.
Vaughan, Miß, Privatmedium eines Franzosen 218.
Vehikel der Seele, mystischer Begriff 78 ff. bei Plato 76.
Verklärung, verbindet sich mit der Erhebung 32.
Vultus, Zauberbild 145, 148, 150.

Wachsbilder, Liebeszauber 145 ff.
Wendehals, Liebeszauber 146.
Wieland, Flugtechniker 18.
Wilna, ätiologische Sage 115.
Wittig, erhält durch den Psychographen einen Spruch vom Geiste Goethes 197. So hat unlängst ein Spiritist in Dresden ein Gedicht von Schillers Geist erhalten; es stellte sich aber heraus, daß sich der Geist einen Spaß gemacht und sich fälschlich für Schiller ausgegeben hatte — es war Körners Geist gewesen.

Zahlen, mystische Bedeutung 95. Ungerade Zahlen gut 214.
Zauberer, afrikanische 205. Chinesische 153. Lappländische 5.
Ziffern, geheimnißvolle 92.
Zöllner, Professor, wird von den Geistern geneckt 61. Balgt sich mit den Geistern herum 62. Bekommt eine Hand von ihnen 65. Läßt sich von Mr. Slade an der Nase herumführen 17, 163 ff. Sieht Geldstücke aus einer verschlossenen Schatulle verschwinden 153. Geht mit seinem Stuhle in die Höhe 45.

Inhalt.

Seite

Der lappländische Zauberer 1

Wenn ich ein Vöglein wär!

1. Die fliegenden Menschen 18
2. Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein! 21
3. Die fliegenden Heiligen 28
4. Die Nachtenlen 34
5. Die sogenannte Levitation 38
6. Ein neuer flugtechnischer Verein 43
7. Der Vogel Federlos 51

Die winkende Todtenhand 53

Der Doppelgänger

1. Der Doppelgänger in der Zoologie 66
2. Doppelgänger unter den Menschen 68
3. Der Doppelgänger des Menschen 70
4. Ein merkwürdiges Doppelwesen 73
5. Der Astralleib 79
6. Die zeitweilige Trennung 81
7. Sich meldende Todeskandidaten 83
8. Der Doppelgänger des Todten 85
9. Der Alter Ego 90

Die Kabbala 92

Ein Uebersetzungs-Bureau

1. Die Traumdeutung 97
2. Die Litteratur der Traumbücher 99
3. Der Dichter in uns 102
4. Der Prophet in uns 108
5. Die Traumfälschung 111
6. Die wilden Thiere, die im Traume geboren werden: dichterische Nachgeburten 113
7. Gut und schlecht erfunden 116

Seite
Die Bräutigamsschau 120
Bildzauber
1. Aepfel im Schlafrock 129
2. Hörnchen 132
3. Der Weihnachtsstollen 138
4. Die Käsegötzen 141
5. Der Atzmann 143
6. Der Hexenschuß 147
7. Directer Bildzauber 154
Die Gewalt zu lösen und zu binden 157
Klopfgeister und Geisterklopfer
1. Es spukt. Die Entdeckung der Geisterwelt 166
2. Der Verfolgungswahn 172
3. Das Quidproquo der Phantasie 176
4. Die Mystifikation 181
5. Die Anbahnung des Verkehrs mit der Geisterwelt. Die Klopfsprache 184
6. Die Anstalt wird dem öffentlichen Verkehre übergeben 191
7. Das Tischrücken 192
8. Der Psychograph 196
9. Eine amerikanische Spiritistenversammlung 199
Der afrikanische Zauberer. Das Punktirbuch 205
Der Taxel hat ihn geritten 211
Diebesorakel 219
Die Entlarvung 225
Sach-Register 233



FEB 27 191[illegible]
OCT 14 191[illegible]



4215.49
odernes hexenwesen;
Widener Library 003211077
3 2044 089 032 858
Digitized by Google